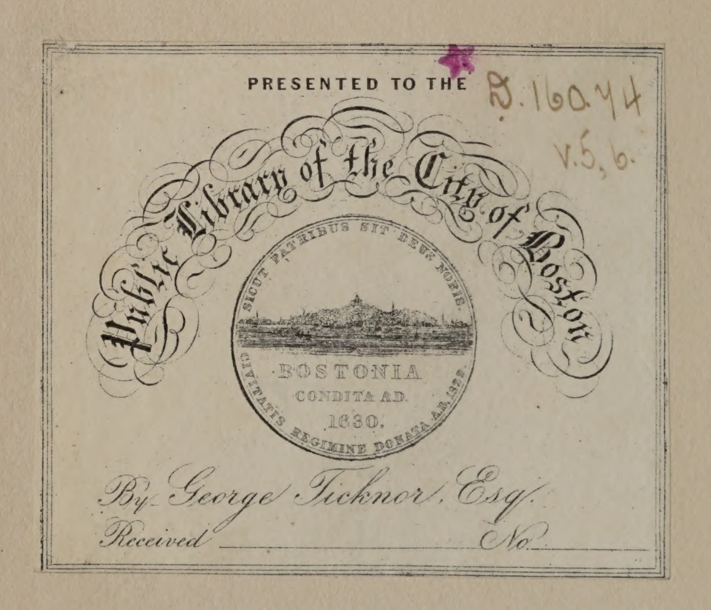

PRESENTED TO THE
Public Library of the City of Boston
SICUT PATRIBUS SIT DEUS NOBIS
BOSTONIA
CONDITA AD.
1630.
CIVITATIS REGIMINE DONATA A.D. 1822
By George Ticknor, Esq.
Received
No.
D.160.44
v.5, 6.

Ausgewählte Werke

von

Fernan Caballero.

Fünfter Band:

Élia

oder Spanien vor dreissig Jahren.

Erster Theil.

Paderborn,

Verlag von Ferdinand Schöningh.

1860.

Elia

oder

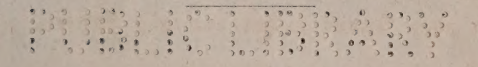
Spanien vor dreißig Jahren

von

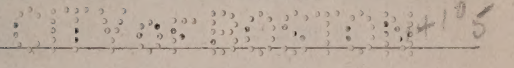
Fernan Caballero.

Uebersetzt von Hedwig Wolf

herausgegeben von Ferdinand Wolf.



Erster Theil.



Paderborn,

Verlag von Ferdinand Schöningh.

1860.

Ein Wort des Verfassers

an den Leser.

Dieser wird nicht immer wohlwollend sein; und, in Wahrheit, wer es wagt, ohne daß Jemand es ihm befiehlt, vor der Oeffentlichkeit zu erscheinen, hat kein Recht, zu verlangen, daß er es sei. Der Leser hat das Recht, Richter zu sein; guter oder schlechter, er ist Richter, ohne daß ihm Jemand es wehren kann. Das Wohlwollen ist eine Gunst. Um dasselbe zu bitten ist eine Aufmerksamkeit, die kein Autor außer Acht lassen soll, der Lord Chesterfield*) gelesen hat.

Wir wünschen einigen von den vielen Beschuldigungen entgegenzutreten, die uns der Leser, ohne

---

*) Ein englischer Schriftsteller, welcher über gute Erziehung und feine Sitten geschrieben hat und sich einer europäischen Popularität erfreut, die allerdings etwas aus der Mode gekommen oder Roccoco geworden ist, wie die Franzosen sagen. Anm. d. Verf.

böswillig zu sein, machen könnte, und die einige Erklärungen oder Rechtfertigungen des Autors entkräften dürften.

Balzac sagt: „Wer kann sich schmeicheln, immer verstanden zu werden? Wir sterben Alle verkannt: das ist der Tod der Frauen und der Autoren.“ — Wie richtig ist dies!

Zuerst werden uns Jene anklagen, welche als das wahre Muster der unglücklichen Liebe die berühmte Heloise ansehen und daher unseres, Elia, nichtig, farblos und unnatürlich in derlei Verhältnissen finden werden.

Diesen wollen wir bemerklich machen, daß die reine Liebe eines in einem Kloster erzogenen Mädchens, zu dessen unschuldiger und kindlicher Seele kaum der Duft der Blume der Liebe gelangt war, und das durch schreckliche Verhältnisse und eigene Neigung angetrieben, freiwillig in die Zurückgezogenheit, die es liebt, wiederkehrt, da es der Meinung weder Trotz bieten will noch kann, noch sich durch eine Verbindung mit ihm, dem Manne, den es liebt, erniedrigen will, in Allem und Jedem den vollkommensten Gegensatz zu der fertigen Frau, der großen Dame bildet, die in der Reife und in der Kraft der bis zur Brutalität entzügelten Leiden=

schaften die Frucht der Leidenschaft brach, indem sie Liebende und Mutter ward; zur energischen Frau, die in einem Kloster eingesperrt sich fühlt, wie in einem Gefängnisse, das sie von dem Manne trennt, den sie durch ihre Liebe ehrt und erhebt. So viel hinsichtlich der Analogie der Verhältnisse. Aber von noch größerm Gewicht ist der Grund, diese Prototype zweier verschiedenartiger Neigungen auch verschieden gestalten zu müssen. Jedes Individuum liebt mit den Empfindungen, die ihm eigenthümlich sind. Wenn die energische Leidenschaft ein Typus des Romans ist, so ist sie — Gott sei Dank — nicht immer eine Wahrheit im Leben.

Balzac, der ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens ist, sagt: „daß die großen Leidenschaften selten sind, so wie in den Künsten die Meisterwerke.“ Es kann sein, daß eine Frau, die nicht mit Raserei liebt, nicht das Musterbild ist, welches das Ideal erreicht, das Manche sich entwarfen, aber es kann auch sein, daß es das ist, welches minder romantische aber poetischere Seelen vorziehen, d. h. die, welche mehr mit der Wahrheit und Einfachheit sympathisiren, als mit der Erhabenheit und Energie, manchmal eben so unwahr und erzwungen in den literarischen Productionen, wie im wirklichen Leben.

Wenn dieser Mangel an Leidenschaft aus der Sanftmuth der Seele, aus der Macht des Verstandes, aus der Kraft und dem Einfluß der Religion entspringt, aus jener zartfühlenden, weiblichen Bescheidenheit, die sich bis auf die Gefühle erstreckt, dann ist er eine Eigenschaft, welche die Männer, weit entfernt sie zu schmähen oder wenig interessant zu finden, schätzen sollten, da diese für sie die Anziehungskraft hat, die alle Momente des Gegensatzes im Weibe für sie haben, und in denen eben der ganze weibliche Zauber liegt.

Einen andern Vorwurf wird man uns machen können, wie Jedem, der die Natur nachahmen will; und der ist, daß wir einfachen und wenig nachdenkenden Personen Aeußerungen in den Mund legen, die sie nicht im Stande wären zu machen. Das menschliche Herz ist ein Musikheft, das in wechselnden Noten bald zarte und sanfte, bald ernste und leidenschaftliche Partituren enthält. Der Beobachter entziffert sie, ohne sie zu verändern; wenn ihm selbst manchmal das Wort oder der Wille mangelt, um es zu thun, so findet er für die Person, die er schildert, Worte, wie der Advocat Gründe für die Person findet, die er vertheidigt.

Man könnte uns auch über das mehr oder

minder Begründete in den Argumenten, die unsere Personen vorbringen, einen Vorwurf machen. Aber wir bemerken dagegen, daß Jeder nach seinem Charakter, seiner Art zu sehen und zu fühlen, spricht und räsonnirt, und daß der Autor dafür nicht verantwortlich ist. Nicht einmal die Ansichten der Señora Calatrava, die alle unsere Sympathien besitzt, stellen wir als orthodoxe auf.

Andere Nationen prahlen viel mit ihrem ästhetischen Spiritualismus, der bald großes Aufsehen machte, bald in's Lächerliche verfiel; trauriges Loos der Sachen, die man übertreibt oder ausklügelt, und bei denen man nicht nach dem alleinigen Ursprunge forscht, aus dem sie hervorgehen können! Der Spiritualismus, welcher der erhöhte Zustand ist, der den Menschen über die irdischen Neigungen, Interessen und Leidenschaften erhebt, ist nicht der Traum eines Visionärs von starker Intelligenz und schwächlichem Körper — Nein. — Der Spiritualismus existirt; aber selbst in der Literatur existirt er einfach, natürlich wahr und stichhaltig nur auf seiner festen und einzigen Grundlage, der katholischen Religion.

Ohne diese ist er ausgeklügelt, metaphysisch, affectirt und erhebt sich wie ein Ballon ohne bestimmte Richtung, der Gefahr ausgesetzt, zu

fallen, wenn ihm das leichte Gas fehlt, das ihn aufbläst.

Der Beweis dieser Behauptung ist in dem Gemälde Elia's, unsers Vorbildes, entwickelt, ein wahres und geliebtes Vorbild, das wir mit der Befriedigung eines Malers hier darbieten, der die Copie eines schönen Vorbildes vorzeigt, wünschend, daß das Original gefallen möge, während er die Kritiken, welche sein Pinsel etwa verdient, als gerecht und ohne sich zu beklagen hinnimmt, aber die zurückweist, welche man über das Modell machen wollte. Die stoffliche Entwicklung dieser Erzählung ist so einfach, so alltäglich, wir Alle haben so viele analoge Fälle gesehen, ihre Consequenz in dem moralischen Sinne, welchen wir angedeutet haben, ist so augenscheinlich, daß die Personen, welche ohne Vorurtheil und mit Ehrlichkeit die Anwendung machen, welche der Autor macht, die Ueberzeugung werden gewinnen können, wenn sie sie nicht ohnehin haben — so wie Newton sich, als er einen Apfel fallen sah, von der Anziehungskraft der Erde für jeden materiellen Körper überzeugte, — daß die wahre Anziehungskraft für jeden Spiritualismus der Himmel ist.

Die Declamation und der Schwulst sind im eigentlichen Sinne die Beredtsamkeit des Irrthums. Nur die Wahrheit kann einfach sein, wie nur die Schönheit des Schmuckes entbehren kann.

Man hat die Religion als ein Bedürfniß des Menschen betrachtet. Die Zeiten sind gekommen, wo sie eine Nothwendigkeit der Gesellschaft geworden ist.

Bonald.

Pico de la Mirandola sagte im fünfzehnten Jahrhundert: „Die Philosophie sucht Gott, die Theologie findet ihn, die Religion besitzt ihn.“

Erstes Capitel.

Es war einer jener herrlichen Tage, mit welchen Andalusien sich schmückt, wie mit einem Halsband von Brillanten. Die Sonne ergoß über Alles ihre Strahlen wie ein Netz von glänzendem Gold. Einige Wölkchen, durchsichtig wie Spitzenschleier, entfalteten in dem reinen Azur des Himmels ihre lichtdurchdrungenen und zerfließenden Formen, wie in einem ruhigen Sinne poetisch vage Vorstellungen auftauchen. Die süße und würzige Atmosphäre durchzitterte der mächtige Klang aller Glocken des religiösen Sevilla, welche die Feierlichkeit des Tages ankündeten, in Zwischenräumen von der gewaltigen Stimme der Kanonen bestätigt. Von allen Balconen hingen prächtige Teppiche herab, welche, wie von dem allgemeinen Jubel belebt, hin und her flatterten. Die festlich geputzten Leute sprachen und umarmten sich

mit von Freude strahlenden Mienen in den Gassen, ohne sich zu kennen. Diese freudig bewegte Menge nahm ihre Richtung nach der Kathedrale, durch deren große, weitgeöffnete Thore der Ton der herrlichen Orgel hinausdrang, welche die feierlichen Noten des Te Deum zum Himmel erhob. — O, es war eine große, einstimmige, elektrische Freude, welche alle Herzen pochen machte, alle Augen feuchtete und allen Lippen ein Wort des Dankes an den Herrn der Heerschaaren entlockte. — Ferdinand VII. war wieder auf den Thron seiner Vorfahren eingesetzt!

Nach dem Te Deum wollte man in Procession, begleitet von den Autoritäten und mit prächtigem Gefolge das Bildniß des legitimen und ersehnten Monarchen herumtragen. Die Damen besetzten, reichlich geschmückt, die Balcons und die Menge drängte sich in die Reihen der Procession, welche, durch Musik angekündet, beim Vorüberziehen mit einem Blumenregen überschüttet wurde.

Auf einem Balcone saß auf einem niedern Stuhle eine alte Dame von freundlichem und lebhaftem Aeußern, welche aus tiefster Seele weinte und mit vollen Händen Blumen auf den Triumphwagen warf, in welchem sie das Bild des Königs

führten. Sie trug ein Kleid von schwarzer Sarsche; ein Tüchlein von schwarzen Spitzen bedeckte ihre Schultern; von Spitzen war auch die Mantille, welche ohne Prätension auf ihren weißen Haaren lag. An ihrem Halse glänzte eine herrliche Perlenschnur, an der das Bild des Königs, von großen Brillanten eingefaßt, herabhing. Hinter dieser Dame, auf der Schwelle der Balconthür, stand ein Mann mit einer unbedeutenden, gutmüthigen Miene, einen Korb in der Hand haltend, aus welchem die Dame die Blumen nahm.

Ihr gegenüber saß eine andere Dame, ernst und steif, reich, aber einfach gekleidet, indem sie verschmähte, ihre Schönheit geltend zu machen, welche noch die Jahre geschont hatten.

Zwischen beiden Damen stand, auf das Geländer des Balcons gestützt, ein junges Mädchen, welches die vornehme und kalte Schönheit einer Statue von Alabaster besaß. Der Reichthum ihres Anzuges schien sie eben so wenig zu kümmern, wie die Bewunderung, welche sie erregte.

„Wer ist dieses Mädchen?“ fragte ein Artillerieofficier, welcher eben in Sevilla angekommen war, einen seiner Freunde.

„Esperanza Orrea, Tochter der Marquise von Val de Jara, welche an ihrer Seite sitzt."

„Besuchst Du sie?" fragte der Officier.

„Ja," antwortete der Freund, „wir sind Verwandte. Ihre Urgroßmutter war eine Cousine im dritten Grade mit der meinen. Hier verfolgt man die Spur der Verwandtschaften wie der Rebhuhnjäger das Wild."

„So führe mich in ihr Haus," sagte der Officier; „die schöne Esperanza hat mein Herz verwundet."

„Davor behüte mich Gott!" rief sein Gesellschafter aus. „Alle dieser Familie und die ihrer Coterie sind siebensohlige Servile, und Du, der Du ein Liberaler bist, würdest von ihr wie ein Hund bei der Messe empfangen werden."

„Ich werde warten," versetzte der Artillerieofficier, „bis Carlos Orrea ankömmt, der mein Freund ist und eben so liberal wie ich, damit er mich bei ihr vorstelle und in ihrem Hause Toleranz einführe, welche eben so nöthig ist für die ideelle Entwicklung, wie für den geselligen Umgang.

Sag mir, ist diese alte Dame, welche mit ihnen ist, eine Verwandte ihrer Familie?"

„Diese alte Dame, welche ein runzliges Gesicht

wie eine getrocknete Weintraube hat und kleine lebhafte Augen wie Pfefferkörner, ist Doña Isabel Orrea, Schwester des verstorbenen Marquis Val de Jara. Sie ist Wittwe des mächtigen und sehr berühmten Assistenten*) Don Manuel Farfan y Calatrava. Sie ist eine ausgezeichnete Frau und ihre Geschichte ist interessant. Meine Muter erzählte sie mir oftmals. Mit siebzehn Jahren stand sie, die einzige und reizende Tochter des Marquis von Val de Jara, im Begriff, sich mit einem Manne zu verbinden, den sie liebte. Im selben Jahre verlor sie ihren Bräutigam, der durch einen Sturz vom Pferde starb, bekam die Blattern, welche sie entstellten, und heirathete ihr Vater und bekam einen Sohn, dessen Geburt sie der Titel und Majoratsgüter beraubte. Aber diese wiederholten Schicksalsschläge konnten ihr treffliches Gemüth nicht verbittern. Sie hing an ihrer Stiefmutter mit aufrichtiger Neigung und liebte ihre Brüder wie ihre Kinder. Der älteste war der Vater der schönen Esperanza, Deines Freundes Carlos und seines Bruders Fernando. Der zweite war Marineofficier und starb in der Schlacht von Trafalgar,

*) Bürgermeister von Sevilla, welches Amt immer Einer aus den Familien vom ältesten Adel Spaniens bekleidete.

eine Tochter zurücklassend, welche ihre Tante, die Assistentin, erzog, und die jetzt mit dem Grafen von Palma, unserm Gesandten in London, vermählt ist. Isabella Orrea aber vermählte sich mit dem Assistenten, einem Manne bei Jahren, der ein Freund ihres Vaters und ein ausgezeichneter und ehrenwerther Charakter war, der ihre Eigenschaften zu schätzen wußte und ihr bei seinem Tode ein ansehnliches Vermögen hinterließ, das er von seinem Vater ererbt hatte, der Vicekönig von Mexico war."

„Und die Marquise?" fragte der Officier.

„Die Marquise," erwiederte sein Freund, „ist Doña Ines von Cordova, von einem blauern Blute als Indigo,*) aus der Stadt desselben Namens; sie ist tugendhaft, wohlthätig und eine Herrin in vollem Sinne des Wortes, aber ehrgeizig, intolerant und streng. Da gibt es keinen Einlaß, mein Freund. Die Theater sind verpönt, die Bälle anathematisirt, das Hofiren verboten und verworfen. Sag lieber, wenn Du meinem Rathe folgen willst, beim Anblicke der schönen Esperanza wie der Fuchs in der Fabel: sie ist sauer."

*) De la sangre mas azul de la añil. Blaues Blut bedeutet bekanntlich die unvermischte Abstammung von alten Christen.

Der Artillerieofficier blickte den Sprecher lächelnd an und sagte:

„Sind das Rathschläge eines Freundes — oder Mitbewerbers?“

„Ich?“ rief der Andere mit unverstellter Offenheit aus, „Du täuschest Dich sehr. Was ich nicht essen kann, koche ich nicht, sagt das Sprichwort.“

„Und dieser Herr,“ fragte der Officier weiter, welcher bei ihnen steht, „schwarz gekleidet wie ein Geistlicher, wer ist er?“

„Er ist ein Sohn des Haushofmeisters des verstorbenen Assistenten, welcher ihn in der Absicht erziehen ließ, daß er sich dem geistlichen Berufe widme. Aber da der gute Mann nicht über die ersten Weihen kam, wegen seiner geringen Fähigkeiten, und eine gute Hand schrieb, machte er ihn zu seinem Secretär, welchen Posten er auch bei der Wittwe beibehielt. Es ist der beste Mensch von der Welt; simpel wie ein Kind, aber seinen Wohlthätern mit einer Liebe, einer Ehrfurcht und einer Anhänglichkeit zugethan, die alles Lob verdienen. Er nennt sich Don Benigno.“

Als die Procession vorüber war, begaben sich die Damen von Calatrava und Orrea in das Haus der Erstern, die an diesem Tag eine große Tafel gab.

Das Haus war groß und alt. Im gepflasterten Vorhofe befanden sich die Stallungen, Wagenremisen und Gemächer der Stallknechte, was man das Erdgeschoß nannte. Links führte eine eiserne Thür in den großen Haushof, welcher von drei Seiten von Gallerien umgeben war, die auf marmornen Säulen ruhten; die vierte Seite umschloß ein eisernes Gitter, welches ihn vom Garten trennte, der sehr groß war und dessen dichte Burbaumstauden, hohe Cypressen und buschige Pomeranzenbäume sein hohes Alter bezeugten. Ja sie sahen so alt aus, daß man glauben konnte, sie hätten schon die Erinnerung an die Generationen von Vögeln, welchen sie Schutz gegeben, und an die Generationen von Menschen, die sie durch ihren Schatten erquickt hatten, verloren.

Der etwas ernste Anblick dieser grandiosen Entree wurde gemildert durch den Brunnen, welcher inmitten des Hofes dem Eintretenden seine frischen Wasser darbot, und das Murmeln des Quells im Garten, welcher die Blumen erfrischte. Die Marmorstiege wäre eines Palastes würdig gewesen. Oben, auf ihrem breiten Absatze befand sich ein Bild von Tobar, in einem reichen Gypsrahmen eingefaßt, welches in Lebensgröße die heiligen Justa

und Rufina, die Schutzpatroninnen Sevilla's, darstellte; auf dem Stiegendache waren alfresco die Wappen des Hauses gemalt. Der sehr große und viereckige Saal war mit carmoisinrothem Damast behangen, mit demselben waren die aus Buchenholz geschnitzten Lehnstühle überzogen, mit vergoldeten Leisten eingefaßt, deren Füße in Löwenklauen, gestützt auf Kugeln, endeten; mit demselben Stoffe waren auch die Canapees überzogen, deren Lehnen die Köpfe der auf ihnen sitzenden Personen weit überragten. Zwischen den Fenstern standen zwei schöne Tische, aus Holz zierlich geschnitzt und vergoldet, über ihnen hingen zwei Spiegel von grünlichem Krystall, aber in prächtige, goldene Rahmen gefaßt, deren Zeichnung von ausgewähltem Geschmack war. Auch die vier Ecktische waren sehr niedlich, welche schöne chinesische Nippes und ausgezeichnete mexikanische Filigranarbeiten bedeckten. Die Fenster, welche weder Jalousien, noch Vorhänge hatten, ließen das volle Tageslicht in seinem ganzen Glanze hineinfallen, ohne sich um den petit jour, von der französischen Coketterie so gesucht und vortheilhaft angewandt, zu kümmern. Die Portale waren gemalt und stellten das Leben der Jungfrau dar.

Durch eine wohldienerische Galanterie des

Malers war der Esel, welchen die Jungfrau auf ihrer Flucht nach Egypten ritt, mit dem Merkmal bezeichnet, welches die dem Hause gehörigen Stuten trugen; darüber waren die Pferdehirten und Großknechte entzückt, der Secretär Don Benigno darauf stolz, während selbst die Assistentin das Unpassende davon nicht einsah. Das Diner in Silbergeschirr aufgetragen, verdunkelte den Ruf des Hochzeitsmahles von Camacho. Nur zur Anfertigung des Nachtisches wurde eine ganze Kiste Zucker verbraucht.

Beim Nachtische sagte die Assistentin:

„Jetzt kann ich in Frieden sterben! Denn ich habe den schönsten Tag meines Lebens genossen. Gott hat unsere Klagen erhört und die Treuen und Tapfern belohnt. — Freunde, trinken wir auf das Wohl unsers angebeteten Monarchen!"

Es geschah mit allgemeinem Jubel.

„Nun aber," sagte die Marquise von Val de Jara, „trinken wir auf die Vernichtung aller Feinde des Altars und des Thrones, dieser beiden heiligen und ewigen Grundlagen der Gesellschaft."

„Nein," versetzte die Assistentin, „an einem so glücklichen Tage wie heute darf man nur auf das

Wohl, aber nicht auf Vernichtung trinken, Schwester. Trinken wir auf das Wohl aller wackern Vaterlandsvertheidiger und auf die glückliche Rückkehr Deiner tapfern Söhne!"

Zweites Capitel.

Sevilla gegenüber, wenn man Triana (Vorstadt von Sevilla) hinter sich hat, dehnt sich eine Ebene aus, welche sich von den Hügeln herabzusenken scheint, um die Wasser des Guadalquivir einzusaugen.

Diese Hügel bilden eine Curve und senken sich bis zum Flusse herab, an dessen Ufer sie das Dörfchen San Juan abgesetzt zu haben scheinen, welches ein Kloster überragt, das auf den Ruinen eines maurischen Schlosses angelegt ist, wie ein Kreuz über einen Turban. Auf den Gipfeln dieser Hügelreihen liegen, wie auf dem Rücken eines Dromedars, die Dörfer von Tomares, Castilleja de la Cuesta und Castilleja de Guzman. In der Ebene liegen Camas und Santi-Ponce, welche die traurige schwarze Fahne aufzustecken haben, die sich wie ein Angst-

schrei erhebt, wenn die stark angeschwollenen Gewässer sie überschwemmen; bei diesem Ruf öffnet Sevilla seine Kornböden und schickt seine Söhne, daß sie ihren Brüdern helfen.

Warum hat man so oft das Wort Philanthropie im Munde, da es doch ein Wort gibt, das viel passender, kräftiger, sympathischer und mundrichtiger ist, das stets im Brauche war und einen ungeheuern Einfluß auf die Christen hatte, das Barmherzigkeit (caridad) heißt? Scheint es nicht, als ob man glaubte, mit dem Worte auch die Eigenschaft der Sache erfunden zu haben?

Am Ausgang eines dieser Dörfer bewunderten zwei junge Männer die herrliche Aussicht, die sich ihnen darbot. Der Eine groß, schlank, von vornehmem, distinguirtem Aeußern mit regelmäßigen Zügen, trug die einfache Campagneuniform der wallonischen Garde und lehnte sich an einen Olivenbaum. Der Andere, etwas jünger und kleiner, hatte sich auf's Gras gelagert. An seiner linken Schulter hingen über einem eleganten Husarendolman die Adjutantenschnüre; er hatte den Tschako abgelegt und der Wind spielte mit seinen schwarzen Locken.

„Ich sage Dir, Fernando," sprach der Husar, „daß ich mich jetzt doppelt freue, den Weg abgekürzt

zu haben, indem wir den nach Badajoz einschlugen, und daß mein Pferd das Hufeisen verlor, da diese Verzögerung uns das Vergnügen dieser herrlichen Aussicht verschaffte. So tief ist unsere Liebe für die Gegenden, welche uns heranwachsen sahen, daß Entfernung und Zeit sie nur vermehren kann! Wie glücklich bin ich wieder, die herrliche Giralda sehen zu können! Die wenigstens konnten die Franzosen nicht mitnehmen. Aus Mangel an Lust wohl nicht! Aber unsere tapfern andalusischen Soldaten sangen:

Nicht so leicht will den Franzosen
Sich ergeben die Giralda;
Sagt, sie sei und bleibe spanisch,
Andalusisch, sevillanisch.

Wie die Aragonier ihrerseits sangen:

Von Pilar die heilige Jungfrau
Sagt sich los von den Franzosen;
Bleiben will sie an der Spitze
Ihres Heers von Aragonien.

Während die Officiere im Chor wiederholten:

Haben stets die Castilianer
Ihren Stolz darin gefunden,
Zu gedenken alter Kunden
Von Sagunt's, Numancia's Thaten.
Kehrt nach Frankreich um, Ihr Franken,
Laßt uns unsrer Satzung Schild;

Denn wenn's Gott, dem König gilt,
Unserm Haus und den Penaten,
Sind wir allesammt Soldaten,
Eines Heeres einig Bild."

„Oh!" fuhr er lebhaft fort, „der Enthusiasmus tödtet nicht, sonst müßte es keinen lebenden Spanier mehr geben. Greise, Kinder, Männer, Frauen, Geistliche, Weltliche, Reiche und Arme, alle hatten nur einen Ruf. Oh, Fernando! ein solcher Ruf dringt bis zum Himmel!"

„Gewiß, Carlos, gewiß! er drang hinauf!" antwortete der wallonische Gardeofficier bewegt.

„Fürwahr," fuhr der Husar fort, „ich hätte nicht meinen Titel, ein Spanier und Adjutant von Palafox zu sein, mit dem eines Erbprinzen von was immer für einem Staat Europa's vertauschen wollen, noch einen unserer improvisirten und schlecht gekleideten Soldaten mit einem ihrer stolzen Veteranen, noch unsere Ruinen mit ihren Palästen. — Jetzt, mein Fernando, ruhen wir ohne Ironie auf unsern Lorbeeren aus! Wahre Lorbeeren, welche wir gegen den Fremden, gegen den Angreifer, gegen den, der die Rechte der Völker mit Füßen trat, eroberten. Diese Lorbeeren macht die Zeit nicht

welken, noch kann sie der Neid benagen. Aber," setzte er plötzlich, den Ton verändernd, hinzu, „weißt Du, Fernando, daß ich, nun an ein anderes Leben gewöhnt, fürchte, zu Haus mich zu langweilen? Du wirst mir sagen, man wohnt den schönen kirchlichen Feiern bei; aber sie unterhalten mich nicht. Wie oft werden wir den Pater Salvator von den Capuzinern speisen müssen, — ein heiliger Mann, den ich sehr ehre — aber der mich nicht unterhält. Die Abendunterhaltungen der Tante, wo man L'Hombre spielt und gähnt, amüsiren mich nicht. Es bleibt mir nichts übrig, als zu den muthwilligen Streichen, die mich früher unterhielten, meine Zuflucht zu nehmen. Erinnerst Du Dich, Fernando, jenes Abends, als die Tante nach Hause kam in ihrer alten Kutsche, von den alten Maulthieren gezogen, mit ihrem alten Kutscher Juan und ihrem alten Begleiter, meinem geliebten Don Benigno, wie ich die Riemen und Leitseile der Maulthiere abschnitt, während Juan schlief, mit Recht auf seine Thiere wie auf einen Anker vertrauend; wie dann, als ich mich zurückgezogen hatte, die Tante mit ihrem cavaliere servente in der Kutsche wieder Platz genommen hatte, um zurückzukehren, Juan die Maulthiere antrieb, die mit gleich vorgestreckten Köpfen

ausschritten, sich wohl hütend, zurückzuschauen, wo die Kutsche unbeweglich stehen geblieben war? Erinnerst Du Dich der Miene Juan's, der, in einer Hand die Zügel haltend, in der andern die Peitsche, mit entsetzten Augen und offenem Munde vor sich hinstarrte, als er, ohne sie begreifen zu können, die unerhörte Emancipation seiner Maulthiere sah, welche er für so gelehrig und vernünftig gehalten hatte? Kannst Du Dir noch die erschrockene Miene Don Benigno's vorstellen, als er zu dem Wagenfensterchen herausblickte und ohne Hilfe des Lenkers die Kutsche von den Maulthieren getrennt sah, mit welcher sie durch so viele Jahre in so enger und friedlicher Verbindung gelebt hatten? Und wie man nun in dieser Stille des Entsetzens die Stimme der Tante hörte, welche schrie: Das sind Schelmenstreiche des Carlos, dieses großen Spitzbubens, dieses insolenten Knabens, der sich auf meine Kosten unterhält! Warte, warte, Schelm, morgen werde ich Dich in den Bock spannen!

Und denkst Du noch jener Nacht, wo ich den Tisch einer Kastanienverkäuferin mit einem Stricke an das Rad eines Wagens band? Als der Wagen zu fahren begann, folgte ihm der Tisch, Sprünge und Wendungen machend wie ein Seiltänzer, wäh-

rend die Kastanienverkäuferin Wuthschreie ausstoßend dem Deserteur nachlief."

„Aber Carlos," erwiederte der gesetzte Gardeofficier, „was Du damals thatest, war unrecht; jetzt aber wäre es unverzeihlich. Die Tante würde, und mit Recht, beleidigt sein."

„Sie und beleidigt sein?" antwortete Carlos, „da kennst Du sie nicht, Fernando! War sie nicht immer, nachdem ich ihr einen Possen gespielt, noch zärtlicher mit mir! Als ich eines Tages Marien den Schlüssel der Speisekammer entwendete und ihr das Eingesottene und die Schokolade raubte, verurtheilte mich meine Mutter, als sie es erfuhr, mit ihrer gewöhnlichen Milde auf drei Tage zu Wasser und Brot. Ich flüchtete mich in das Haus der Tante und klagte ihr schluchzend und weinend, daß der Sohn ihres Bruders vor Hunger sterbe. — Darauf führte sie mich in den Eßsaal und überhäufte mich mit so viel Leckerbissen, daß ich eine Indigestion davon bekam. Und der gute Don Benigno — mit welcher wunderbaren Geduld ertrug er nicht meine Neckereien, ohne daß ich je das Vergnügen gehabt hätte, ihn geärgert oder ungeduldig zu sehen."

„Gewiß, ein seltsames Vergnügen!“ bemerkte Fernando.

Carlos lachte aus vollem Herzen, als er sich dieser und ähnlicher Streiche aus seiner Kindheit erinnerte.

„Aber, Bruder,“ fuhr Fernando fort, „bedenke, daß Du kein Kind mehr bist; daß Du unsere Tante, welche unsere zweite Mutter ist und uns mit der Zärtlichkeit einer solchen liebt, eben so sehr ehren als lieben sollst. Vergiß nicht, daß Dein Erbgut gering ist und daß Dein Schicksal von ihr abhängt.“

„Mein Freund,“ versetzte Carlos, „ich liebe und ehre meine Tante, weil sie, wie Du sagst, unsere zweite Mutter ist; weil sie die beste der Tanten und die beste der Frauen ist; weil sie, ohne im mindesten albern zu sein, einfach und unschuldig wie ein Kind ist; weil sie das Herz eines Engels hat. Was aber Deine zweite Bemerkung anbelangt, so hat sie nicht den mindesten Einfluß auf mich. Ich, ich sollte etwas aus Berechnung thun — in meinem Alter, mit meinem Naturell! — Fort mit diesen Gedanken, Fernando!“

„Aber denk' an Deine Zukunft —“ bemerkte sein Bruder.

„Sie ist in der That nicht die eines Fugger,“ antwortete Carlos. „Ich habe ein Haus geerbt, das achtzigtausend Realen werth ist und neunzigtausend an Abgaben zahlt, einen Olivengarten, den die Franzosen ausbrannten und einen Weingarten, welcher Essig erzeugt.

Aber was liegt daran? Gold ist nur Chimäre, sangen die Franzosen, als sie uns plünderten. Und endlich, besitze ich nicht meinen Säbel und habe ich nicht Dich?“

Fernando's Miene überstrahlte ein Lächeln der höchsten Befriedigung, als er diese Worte hörte. —

„Da sprichst Du,“ sagte er, „wie es sich für meinen geliebten Bruder und besten Freund ziemt.“

In diesem Augenblicke meldete ein Diener, daß die Pferde bereit seien.

Als sie in das Haus der Marquise von Val de Jara, ihrer Mutter, kamen, war es spät und diese Dame schon in die Abendgesellschaft ihrer Tante gegangen, welche sie immer um eine halbe Stunde früher zu besuchen pflegte als die Andern.

Die Brüder begaben sich also in das Haus der Tante.

Wie groß war nicht die Freude Aller, als sie die beiden Brüder, welche sie beinahe als Knaben

fortziehen gesehen hatten, frisch und gesund, die Brust mit verdienten Ehrenkreuzen geschmückt, nach so langem und blutigem Kriege zurückkommen sahen! Die Marquise, bleich und erschüttert, verstummte vor tiefer Bewegung.

Die Assistentin weinte vor Freude; Esperanza umarmte bald den einen, bald den andern Bruder; Don Benigno kreuzte die Hände, erhob die Augen und auch das Herz zum Himmel. Alle Diener, meist schon im Dienste der Familie ergraut, waren zusammengeeilt und umringten die Angekommenen mit jener Vertraulichkeit, die sie als ihr Vorrecht betrachteten, welche aber ein angebornes Zartgefühl und richtiger Tact bewahrten, die Grenzen zu überschreiten oder zudringlich zu werden. Carlos, durch seine Freude aufgeregt, umarmte die ganze Welt und besonders Don Benigno, dessen Werth er hervorhob, indem er sagte, als er ihn so friedlich sah: „Ich bin vom Cadetten zum Hauptmann avancirt, aber ich sehe, daß Sie vom Benigno Benignissimus geworden sind und werde Sie mit dem Ordenskreuze vom 2. Mai schmücken.“

„Juan!“ sagte er zu dem Kutscher, „ich führe kein Messer bei mir, um die Stränge Deiner Maulthiere zu zerschneiden. Was machen die Methusaleme?

Gehen sie auf Krücken? Aber ich habe einen Säbel, der seine Dienste leisten wird — ich künde es Dir an."

„Oh!" sagte der Kutscher, „dieser hat zu bessern Thaten gedient."

„Marie," fuhr Carlos fort, sich an die Haushälterin wendend, „ich habe die Vorliebe für Süßigkeiten nicht verloren; verwahre Deine Schlüssel gut und stelle eine Wache vor die Thür der Speisekammer."

„Ach, junger Herr!" antwortete die gute Frau, sich die Augen trocknend, „die Schlüssel, das Eingesottene, die Schokolade und selbst die, welche das Alles aufbewahrt, — Alles steht zu Ihren Diensten. Jesus, was das für prächtige junge Männer sind! — sie sehen aus wie zwei Generäle."

„Tante," sagte Fernando, „ich werde Ihre Zufriedenheit vollkommen machen durch die Nachricht, daß in Kurzem Clara ankommen wird, der die Aerzte angerathen haben, ihrer etwas angegriffenen Gesundheit wegen den Winter in Andalusien zuzubringen."

„Gewiß, nur das fehlte noch, um meine Freude vollkommen zu machen," rief die Assistentin voll Jubel aus.

Während dem schweiften Carlos' Blicke nach allen Seiten herum.

„Tante," sagte er endlich, „nichts ist hier verändert. Ihr Haus, Señora, gleicht einer Uhr, die nicht geht; ich sehe nichts Neues außer dem Bildnisse des langnasigen Königs."

„Langnasig!" rief die Assistentin aus; „wie kannst Du es wagen, Deinem Könige diesen Beinamen zu geben! — Jesus! welche Frechheit!"

„Ei," rief Carlos, „kann vielleicht ein König nicht auch eine lange Nase haben, wie ein jeder Bauernsohn! Und es zu bemerken ist eine Frechheit, Tante?"

„Er hat keine zu lange," rief die Assistentin eifrig aus; „aber wenn er auch einen Rüssel wie ein Elephant hätte, so ist es unehrerbietig von seinen Vasallen, es zu bemerken und unziemend, es zu sagen. Mein Sohn, die Krone ist heilig und wer sie mit Recht trägt, wird durch sie geheiligt."

„Wer verletzt seine Krone, Señora?" versetzte Carlos, „und was hat die Krone mit der langen Nase zu thun?"

„Ich sage Dir, Carlos, es ist garstig, unziemlich, so zu reden, ein Beiname, den nur ein Revo-

lutionär erfinden und ein Liberaler wiederholen konnte."

„Ei, Tante, Sie sagen, ein Liberaler, als wenn Sie damit einen Franzosen oder Insurgenten bezeichnen wollten. Ein Liberaler ist kein Wauwau, sondern ein guter Spanier, wie, verbi gratia, Euer Gnaden ergebener Diener."

„Jesus Maria! — was sagst Du? Was meinst Du?" rief die Assistentin aus. „Ein Orrea liberal und gut Freund mit den Sansculotten? Hast Du den Kopf verloren, Mensch?"

„Mit wem hast Du Umgang gepflogen?" fragte die Marquise mit strenger Stimme. „Warst Du vielleicht in Cadix, dieser Wiege jener viel furchtbarern Feinde als die Franzosen, die Spanien vergifteten, während seine treuen Söhne ihr edles Blut vergossen, um es zu vertheidigen?"

„Er ist verrückt!" — rief die Assistentin aus.

„Er ist, was schlimmer ist, verdorben!" sagte die Marquise.

„Gott steh mir bei," versetzte Carlos, „welche Explosion! Welcher Ausbruch! Welche Höllenmaschine! — Meine geliebten Servilen, für wen halten Sie denn einen Liberalen? Glauben Sie,

daß er kleine Kinder verschlingt, daß er ein Herodes — ein Robespierre ist?"

„Wenn sie keine Robespierre sind, so fehlt ihnen doch wenig dazu und sie treten in dessen Fußstapfen," sagte die Marquise.

„Ein Liberaler," fuhr die Assistentin fort, „ist Einer, welcher den Thron mit den Rechten der Krone zerstören will; der die Religion mit ihren Klöstern zerstören will; den Adel mit seinen Majoratsgütern; Spanien durch die Nachahmung alles Englischen und Französischen und selbst die Gesetze der Natur durch den Willen, Alle gleich zu machen! Zum Kuckuck mit ihnen!"

„Nein, Tante, nein; Sie haben eine vorgefaßte irrige Meinung. Ein Liberaler ist der, welcher den Fortschritt des Jahrhunderts will und nicht auf den Lorbeeren seiner Vorfahren ruhen mag; Sie sind schlecht berichtet, wenn Sie etwas Anderes glauben. Wir wahren Liberalen erkennen nie eine andere Regierung an, als die, an deren Spitze der König steht, der nur die katholische Religion anerkennt und duldet."

„Das ist," sagte die Marquise mit Heftigkeit, „das Gold, mit dem Ihr die Pille vergoldet, die, einmal verschluckt, durch das in ihr enthaltene Gift

verheerend wirken wird. Die Zeit würde es gelehrt haben, hätten die Männer, welche die französische Revolution mit ansahen, die mit denselben schön klingenden Worten begann, nicht dem Könige und seinen Räthen die Augen geöffnet. Ich verwundere mich," fügte sie hinzu, sich an ihren Sohn Fernando wendend, „daß Du mit Gleichmuth diese Empörung eines Cavaliers gegen sein Blut, eines Katholiken gegen seine Grundsätze und eines Sohnes gegen die Autorität seiner Familie mit ansehen kannst."

„Mutter," versetzte Fernando, „ich glaube nicht, daß zwei Brüder, die sich so zärtlich lieben, sich wegen Meinungen entzweien sollen. — Aber Du, Carlos, solltest bedacht haben, daß Niemand und am wenigsten ein Sohn die Meinungen seiner Vorgesetzten und Eltern angreifen soll."

„Gewiß," erwiederte Carlos, „hätte ich dies mir gegenwärtig halten sollen, so wie daß die Intoleranz das Kennzeichen der Denkart meiner Gegner ist."

„Es ist nicht ihr Kennzeichen, sondern ihr Recht," sagte die Marquise; „der Irrthum unterhandelt, die Wahrheit verdammt."

„Und wer ist der competente Richter?" fragte Carlos.

„Gott im Himmel und die Erfahrung auf Erden!“ antwortete die Marquise.

„Schwester,“ warf die Assistentin ein, „das, was Carlos gesagt hat, verändert die Sache. Die, welche den Altar und den Thron achten und anerkennen, den König und die katholische Religion lieben, sind, was auch sonst ihre Meinungen sein mögen, im Wesentlichsten mit uns einverstanden. Also mein Sohn, mein guter Junge, wir bleiben Freunde und in gutem Einvernehmen, selbst wenn Du wieder einmal den König langnasig nennen solltest. Zwischen einem Liberalen wie Du und einem Servilen wie ich gibt es keinen Streit.“

„Keinen, meine Tante,“ antwortete Carlos; „es ist nicht mehr Unterschied, als daß Sie mir „geh'“ zurufen und ich mit „vorwärts“ antworte.

Drittes Capitel.

Das Sommerhaus des Grafen von Palma war bereit und die Tanten dort versammelt, die Gräfin zu empfangen.

„Welch ein Gepäck hat Clara vorausgeschickt!“ rief die Assistentin. „Ich sehe da so viele Kisten und Koffer, daß ich behaupte, sie hat alle Kaufläden von Paris und London ausgeleert.“ — „Die Frauen dort,“ versetzte die Marquise, „scheinen an nichts Anderes zu denken, als sich zu unterhalten, zu putzen und darin einander zu überbieten. Laß Dir's gesagt sein, die leben in einem Taumel von Zerstreuungen! Du kannst mir glauben, daß die Aerzte sie zum Theil hierher schicken, um sie aus diesem bewegten Leben zu reißen, in dem sie die Nacht zum Tage machen, das Vergnügen zur Leidenschaft, die Köpfe frivol

und die Herzen trocken, die Gesundheit zerstören und das Vermögen zu Grunde richten."

„Clara macht mir Sorge," sagte die Assistentin, „sie war immer so verzärtelt, wie eine Treibhauspflanze; auch gefällt mir die Kurmethode jenes berühmten Arztes nicht, der sie begleitet, der ihr Diät vorschreibt und nur Hühnersuppe erlaubt! Das kommt mir vor wie Molken-Crême."

„Fernando sagt, daß dieser Arzt, der einen großen Ruf hat, sowohl in seiner Facultät wie als Aufgeklärter ein unleidlicher Pedant ist, ein Philosoph, ein starker Geist, wie man Leute seines Schlages nennt. Er kommt auch seiner Gesundheit wegen hierher."

„Sei's in Gottes Namen!" rief die Assistentin aus, „und mag er uns auch wie die Thür in's Haus fallen. Aber ich versichere Dich, wie er mir gegen den König oder die Religion loszieht, falle ich über ihn her, wie der heilige Jakob über die Mauren! — Nicht ein Wort laß ich ihm hingehen, so gewiß als zwei und drei fünf machen. Und Du, Ines?"

„Ich denke jeden Streit zu vermeiden, indem ich ihn nicht empfangen werde."

In diesem Augenblicke hielt ein Reisewagen

und einen Augenblick später trat die Gräfin ein, begleitet von Fernando und Carlos, die zu ihrem Empfang ihr entgegengegangen waren. Sie war eine junge Dame von fünfundzwanzig Jahren, anmuthig und von einnehmendem Aeußern, obwohl etwas blaß und angegriffen; sie war einfach und elegant gekleidet nach ausländischer Mode. Sie trug ein Ueberkleid von Seide mit reichem Pelzwerke verbrämt; eine Krause von Tüll umschloß ihren Hals; Manschetten von Batist, kunstvoll gestickt, rahmten ihre kleine Hand ein; ihren Kopf bedeckte eine einfache Capuze von grüner Seide. Sie umarmte ihre Tanten und ihre Cousine mit lebhaften Beweisen von Zärtlichkeit und Freude."

„Ich finde gar keine Veränderung in Ihnen, meine geliebten Tanten," sagte sie; „und es sind acht Jahre — eine halbe Ewigkeit, daß ich Sie nicht gesehen. Nur Esperanza, welche ich als Kind von acht Jahren verließ, finde ich als schönes, erwachsenes Mädchen; ja gewiß, Du bist schön, meine Cousine," setzte sie hinzu, Esperanza umarmend, die lächelte; „nur, mein Kind, bist Du schrecklich fagotée."

„Was ist sie?" fragte die Assistentin.

„Geschmacklos gekleidet," erwiederte die Gräfin.

„Geschmacklos gekleidet!" wiederholte die Assi-

stentin sehr erstaunt. — „Was sagst Du, Kind? Ein Ueberrock von Bombasin mit halbellenbreiter Besetzung von Fransen, eine Kapuze von mit Gold gesticktem Seidentüll, eine rund geschnittene Mantille, Strümpfe von durchbrochener Seide, Schuhe von weißem Rasch und ein vergoldeter Kamm! Geh, Clara, ich weiß nicht, was Du denkst.“

„Der Rock muß faltenreicher sein, die Locken besser gerollt werden . . .“ versetzte Clara. — „Und Sie, meine Tante, immer noch das weiße Haar zur Schau tragend, das ist ein Cynismus, ein Sichgehenlassen von schlechtem Tone. Ich bringe Ihnen von Paris eine Perrücke und Coiffure vom besten Geschmack.“

„Jesus! Heilige Jungfrau von Carmen!“ rief die Assistentin aus. „Ich eine Perrücke! eine Coiffure! Willst Du, daß ich zum allgemeinen Gespött und Schreckbild der Leute werde! Beabsichtigst Du mich nach San Marcos*) zu führen? Ich eine Perrücke! — Gott schütze mich!“

„Sie werden um zehn Jahre jünger aussehen, Tante.“

„Aber ich will nicht jünger aussehen, Nichte.

*) Narrenhaus von Sevilla.

Wenn ich es wirklich sein könnte, wollte ich nicht nein sagen; aber dem Scheine nach, zu was? — Glaubst Du, daß ich irgend eine Eroberung machen will? Eine Alte mit einem Schopfe, wie ein zerzaustes Kaninchen? Das lassen wir bleiben, Clara!"

„Eine Dame von Verstand," antwortete Clara, „sagte, daß man sich nicht putzt, um gut, sondern um nicht schlecht auszusehen."

„Ich aber, die ich keinen besitze, sage Dir, Clara, daß ich nicht am Ende meines Lebens mich mit Affereien und Flunkereien behängen will, für die ich als junges Mädchen nichts gab; daß ich mit meinen weißen Haaren recht zufrieden bin und nicht um alles Gold todtes Haar auf meinem Kopfe haben möchte!"

„Sag' mir, Clara," fragte die Marquise, „wann bist Du abgereist und wie geht es Deinem Gatten?"

„Es sind schon mehrere Tage, daß ich keine Briefe von dem Grafen erhielt," antwortete Clara.

„Sie frägt Dich nicht um den Grafen, sondern um Juan Maria, Deinen Mann," bemerkte die Assistentin.

„In dieser Meinung habe ich geantwortet," erwiederte Clara.

„Was," rief ihre Tante aus, „Du nennst Deinen Mann den Grafen?"

„Und ist er es vielleicht nicht?" fragte die Gräfin.

„Bleib' mir damit vom Leibe," rief die Assistentin. . . . „Sag' mal, titulirst Du ihn etwa selbst so?"

Clara brach in ein Gelächter aus und umarmte ihre Tante, indem sie sagte: „Tante, es ist unter Leuten, die guten Ton haben und selbst bei denen, die ihn zu haben affectiren, angenommen, den Mann beim Adelstitel zu nennen, wenn er einen hat, und wenn nicht — Señor."

„Ei sieh doch! Was man erfährt, wenn man alt wird! Und dieser gute Ton erstreckt sich auf Eltern, Brüder, Onkeln und Vettern? Müssen wir, um guten Ton zu haben, Dich, mein Kind, nicht auch „Gräfin" nennen?"

„Oh nein!" antwortete Clara, „das nicht, mein Tantchen," und sie küßte ihr dabei die Hand.

„Ei schön," fuhr die Assistentin fort, „erstreckt sich dieser gute Ton nur auf den Gatten, als den am wenigsten Verbundenen, mit dem man so förmlich sein muß? — Diesen guten Ton, meine Toch-

ter, haben die guten Ehen erfunden, die den andern guten Ton erfanden, die Betten zu trennen."

„Wie garstig und alterthümlich hier Alles aussieht!" sagte die Gräfin, sich nach allen Seiten umsehend; „das ist das Haus der Misanthropie. Jesus! was für Lehnstühle! die bedürfen Dampf, um sie weiter zu bewegen. Diese lächerlichen Möbel werden bei dem Hochzeitsfeste der Mari-Castañas*) figurirt haben; was für ein düsterer Damast! Was für traurige, finstere Gemälde! In diesem Salon könnte selbst Brunet den Spleen bekommen."

„Du erschreckst mich!" rief die entsetzte Assistentin aus. „Wo hast Du in der Fremde reichere Möbel als diese gesehen, die von ausgezeichneter Form und vergoldet sind? Wo einen prächtigern Stoff als Damast? Wo Wände, die herrlichere Zierden hätten als diese, mit den Bildern von Velasquez und Murillo, die solchen Werth haben, daß sie als unveräußerliches Erbtheil eingesetzt sind, um ihre Erhaltung zu versichern."

„Das Alles wäre recht gut und passend für eine Kirche," antwortete die Gräfin, „aber für einen Gesellschaftssaal ist es nicht geeignet und nicht mo-

*) So viel als etwa: der Mutter Eva.

dern. Sie werden schon sehen, Tante, wie ich Alles umwandeln werde und wie viel besser Ihnen dann das Haus gefallen wird."

„Du bist die Frau des Hauses und kannst darin schalten, wie es Dir beliebt. Was mich betrifft, so sage ich Dir, daß mir die geringste Veränderung nicht nur mißfallen, sondern daß sie mich betrüben wird. Clara, den Familien, den Häusern und den Möbeln gibt das Alter ein Gepräge des Adels, um das ihn das Moderne beneidet und welches nicht durch Reichthum ohne Ahnen, noch durch die veränderliche, bodenlose Mode ersetzt werden kann. Nach Verlauf einiger Jahre wird, was Du hier herstellst, gemein sein, ohne das Gepräge seiner Epoche zu haben, es wird alt sein, aber nicht antik. Und es kann sein, daß diese Wetterfahne, welche Du Mode und guten Geschmack nennst, dann das anbetet, was sie heute verlacht."

„Apropos!" sagte plötzlich Clara, um das Gespräch abzubrechen und ihrer Tante, welche sie zärtlich liebte, nicht mehr zu widersprechen, „ist Ihr Kind, Elia, noch so reizend? Wo ist sie, daß ich sie nicht gesehen habe?"

„Elia," erwiederte die Assistentin mit sichtlicher Befriedigung, „ist lieblicher als je; seit sechs Jahren

ist sie in einem Kloster, denn sie sagten mir, daß ich sie verzärtele und sie an meiner Seite nichts lernen würde."

„Aber wird sie für immer im Kloster bleiben?" fragte Clara mit Lebhaftigkeit.

„Nein, nein, das nicht," versetzte ihre Tante; „denn obwohl sie sehr zufrieden ist, ist es doch in der Ordnung und passend, daß sie es verläßt und zu mir zurückkehrt. Wenn sie es vorziehen sollte, im Kloster zu bleiben, so hat sie immer noch Zeit, wieder einzutreten."

„Im Falle, daß sie wollte!" rief Clara aus; „in der That, Sie hätten sie schon herausnehmen sollen und würden ihr damit ein Jahr der Langeweile erspart haben."

„Sie langweilt sich nicht," sagte die Marquise, „sie ist heiter und zufrieden und so entfernt, auszutreten zu wünschen, daß es ihr Thränen kosten wird, wenn es geschehen soll."

„Sie muß die Welt, das Leben kennen lernen und ihre Jugend genießen," meinte die Gräfin. — „Tante, die Jugend und Schönheit einzumauern, ist abscheulich."

„Wie sehr wünsche ich sie zu sehen!" rief Carlos aus; „wie oft spielten wir nicht als Kinder

zusammen! Immer vertheidigte Esperanza sie gegen mich, dem es ein Vergnügen machte, sie zu erschrecken! Erinnerst Du Dich daran, Schwester?"

„Ja, ja," sagte die Assistentin, „Du warst immer ein lieber Schatz."

„Nicht wahr, Sie werden sie herausnehmen, Tante?" erwiederte Carlos, „und ich verspreche Ihnen, sie nicht mehr zu erschrecken oder weinen zu machen."

„Ja, wir werden sie herausnehmen," antwortete die Assistentin; „dann werde ich Alle um mich versammelt haben, die ich in dieser Welt liebe," setzte sie mit Herzlichkeit hinzu. „Nicht wahr, Ines, wir werden sie herausnehmen?"

Sie sprach diese letzten Worte, sich an ihre Schwägerin wendend, denn sie hatte sich gewöhnt, dem bestimmten und klaren Urtheil und der das Richtige treffenden Klugheit der Marquise so sehr zu vertrauen, daß sie mit ihren Entschlüssen nicht vollkommen zufrieden war, wenn sie nicht die Billigung dieser Dame erhielten.

Die Marquise, welche mit dieser Wendung des Gesprächs sichtlich unzufrieden war, begnügte sich, zu erwiedern:

„Du weißt, Schwester, daß der Narr in sei-

nem Hause mehr weiß, als der Kluge im fremden."

Als die Assistentin mit ihrer gewöhnlichen und aufrichtigen Lebhaftigkeit antworten wollte, öffnete sich die Thür und ein Mann trat ein, der nicht mehr jung, groß und mager war, elegant gekleidet, mit goldenen Brillen auf der spitzen Nase. Er ging mit Anstrengung, als wenn er mit dem Podagra behaftet wäre.

„Das ist," sagte die Gräfin, als sie ihn erblickte, „unser vertrauter Freund Don Narciso Delgado, dessen Wissenschaft und Sorge Sie es verdanken, mich lebend zu sehen. Er wird sich selbst bald besser empfehlen, als ich es thun könnte. Ich ersuche Sie, ihn wie ein Glied unserer Familie zu betrachten, wie ich es thue."

Don Narciso Delgado grüßte mit mehr gezierter Höflichkeit als einnehmender Artigkeit, und entschuldigte sich, daß er sich im Reiseanzuge vorstelle.

„Welche Vogelscheuche!" sagte die Assistentin halblaut zu ihrer Schwägerin, „fast möchte man glauben, er nähre sich von seinen Recepten und Hühnersuppen."

Don Benigno benutzte diesen Augenblick, um

sich Clara zu nähern und sie mit großer Ehrerbietung zu bewillkommnen.

„Oh! Freund Benigno!“ rief diese mit großer Freundlichkeit aus. „Wie zerstreut war ich, daß ich mich nicht Ihrer erinnerte! Wie freue ich mich, Sie so wohl zu finden, als wenn Sie um keinen Tag älter geworden wären.“

„Wer ist dieser Herr?“ fragte Don Narciso die Gräfin halblaut, einen verächtlichen Blick auf die wenig elegante und ordinäre Erscheinung des Secretärs werfend.

„Er ist der Sohn —“ begann die Gräfin zu erwiedern, aber die Assistentin unterbrach sie mit folgenden Worten, die sie mit besonderm Nachdrucke betonte:

„Es ist Don Benigno Cordero, mein Freund. Ich wünsche und hoffe, daß Sie ihn wie ein Glied meiner Familie betrachten, wie ich es thue.“

Don Benigno erröthete wie ein Kind. Don Benigno war, was die Welt einen Einfältigen nennt; aber für den tiefern Beobachter ein Ehrenmann von gesundem Herzen. Er besaß keinen großen Geist. Und zu was sollte er ihn haben? Der Geist ist ein Luxus, zuweilen überflüssig und manchmal schädlich; er ist ein Licht oder eine Brandfackel, je nach

der Hand, die ihn regiert, und ist, wie Lavergne sagt, der schlimmste Feind des Herzens. — Aber wenn Don Benigno wenig Geist besaß, so hatte er dafür jenen gesunden Sinn, welcher, wenn auch keine Sonne wie jener, so doch ein Fixstern ist.

Selten fragte er in dem kleinen Kreise seiner Geschäfte um Rath, nicht weil er das fremde Urtheil verschmähte, sondern weil er nie im Zweifel war. Wenn er auch keines Heroismus fähig gewesen wäre, so gab es doch keine gute That, zu der er nicht etwas beitrug, wenn es in seiner Macht stand, und wenn es ihm manchmal an Energie und Kraft gebrach, so hatte er dagegen keine einzige schlechte Neigung. Er betrachtete die Leidenschaften der Menschen wie Krankheiten, sie beklagend, ohne daran ein Aergerniß zu nehmen; Alles entschuldigte seine Güte, obwohl sein gerechtes Benehmen ihm ein Recht zur Strenge gegeben hätte. Don Benigno besaß noch eine andere schöne Eigenschaft, welche sich von Tag zu Tag immer mehr verliert und die unsere Enkel eben so suchen werden, wie unsere Vorfahren den Stein der Weisen gesucht haben, die, eine große Achtung sowohl der Menschen als der Sachen zu haben; so geschah es, daß, ohne es darauf angelegt zu haben, ein Reflex des Lichtes auf ihn fiel, in das er Andere gesetzt hatte.

Er hatte für seine Herrin, welcher er so viel verdankte, die Anhänglichkeit eines Hundes und es versteht sich, daß, wenn wir diese Anhänglichkeit zum Vergleiche wählen, es geschieht, weil wir sie für die vollkommenste ansehen.

Viertes Capitel.

Am folgenden Morgen stand die Assistentin um sieben Uhr auf, wie sie es gewöhnlich zu thun pflegte, und begab sich in die Kirche. Sie hörte zwei Messen auf einem niedrigen Stuhle sitzend an, welchen ihr ein Kirchendiener brachte, fragte den Sacristan um das Befinden des Pfarrers, der unwohl war, musterte genau den Altar, dessen Erhaltung sie besorgte, betete ihre Gebete, verwies einem Knaben sein unehrerbietiges Benehmen, warf ihren Beitrag in die Armenbüchse, gab, als sie hinausging, den Armen, welche sie an der Kirchenthür erwarteten, Almosen und kehrte in ihr Haus mit leichtem Herzen zurück wie Einer, der seinen Tag mit Gebet und guten Werken beginnt, und mit eben so leichtem Magen, wie Einer, der früh aufsteht und sich Bewegung macht. Sie begab sich in das Speise-

zimmer, wo man ihr Frühstück auftrug, welches in Eiern mit Schinken, Schokolade und Torte bestand. Sie ging dann in ihren daran anstoßenden Alkoven, wo sie auf einem Tische verschiedene Zettel und Briefe vorfand, welche sich Don Benigno beeilte, ihr vorzulesen. Die ersten waren Einladungskarten, Ankündigungen von Vermählungen, Wohnungsveränderungen, Geburten und Todesfällen. Unter diesen befand sich der eines guten, geehrten Mannes, welcher seine arme Wittwe in einem beklagenswerthen Zustande zurückließ.

„Ich gehe zum Leichenbegängniß,“ sagte die gute Dame, „ich will früh kommen vor dem Begräbniß.“

Sie wollte sich erheben, aber Don Benigno hielt sie zurück, indem er sagte, daß er einen Brief von ihrem Bevollmächtigten in Madrid erhalten habe über einen Proceß, den sie dort führte.

„Ich habe keine Zeit, ihn zu hören,“ sagte die Assistentin, „ich gehe in das Haus der armen Wittwe,“ und mit diesen Worten schickte sie sich zum Fortgehen an.

„Señora,“ rief Don Benigno bestürzt bei dem Durchlesen des Briefes, aus, „wir haben den Proceß verloren, hören Sie doch an, Excellenz.“

„Nein," versetzte die Señora mit derselben Ruhe, „ich habe gesagt, daß ich keine Zeit habe."

„Aber Señora," fuhr Don Benigno betrübt fort, „der Bevollmächtigte schreibt, wir sollen uns an den Rath von Castilien wenden."

„Da sei Gott vor!" antwortete die Assistentin.

„Und warum, Señora?"

„Erstens, weil ich die Processe verabscheue und froh bin, daß dieser zu Ende ist, obwohl er verloren geht; zweitens hörte ich sagen, daß die Gegner bedürftig sind, und wir sind reich; drittens, wenn die ersten Richter ihn verworfen haben, so werden sie im Rechte sein. Damit also lassen wir die Sachen, wie Gott sie haben wollte."

Die Assistentin machte einige Schritte, um sich zu entfernen, als Don Benigno voll Angst ausrief:

„So würden wir auch verurtheilt, die Kosten zu zahlen! Wie sollen wir das machen?"

„Indem wir die Hand in den Sack stecken und Geld herausnehmen," sagte die Señora. „Haben wir nicht in den Magazinen Oel und auf den Kornböden Getreide? Verkaufen Sie es dann."

„Aus Mangel an Geld verkaufen!" rief Don Benigno entsetzt aus, der ein eben so guter als eifriger Verwalter war.

„Nein, Señora, nein, die Preise stehen jetzt niedrig; wir haben Geld genug, ich sage es nicht darum, aber deshalb, weil wir noch mehr zahlen müssen; die Rechnungen sind unverschämt, lesen Sie doch selbst.“

„Ich werde das nicht thun und am wenigsten ohne Brille; ich sagte schon, daß ich keine Zeit habe und in das Haus der armen Wittwe will.“

„Hier ist ein Brief, welcher ein Bittschreiben zu sein scheint,“ sagte Don Benigno.

Die Assistentin kehrte um und setzte sich nieder. Don Benigno, vertieft, die Rechnungen zu prüfen, bemerkte es nicht.

„Nun, dieser Brief?“ fragte die Assistentin.

„Verzeihung, Señora,“ sagte Don Benigno verwirrt, „aber da Ew. Gnaden sagten, Sie hätten keine Zeit —“

„Und wann hätte ich sie nicht gehabt, um die Bitten der Armen zu hören?“ sagte die würdige Dame.

Don Benigno erbrach den Brief und las:

„Señora! Eine Unglückliche, auf das Lager hingestreckt, wendet sich an Ew. Excellenz, deren Barmherzigkeit allgemein bekannt ist, damit Sie ihr helfe. Ich bin so hilflos und nackt, wie am Tage

meiner Geburt. Geben mir Ew. Excellenz etwas, womit ich meine Gebeine einhüllen kann, damit in meiner nahen Todesstunde mein Schutzengel nicht meiner Nacktheit den Rücken kehre. — Mit diesem guten Werke werden Sie für künftige Weihnachten dem Jesuskinde Windeln machen, welche Ihnen Lohn in diesem und im ewigen Leben erwirken werden."*)

Die Assistentin rief Marien.

„Geh' zu dieser Armen, Marie," sagte sie ihr, „und bring' ihr, was sie braucht. Don Benigno, benachrichtigen Sie den Arzt und Apotheker, daß sie ihr die Medicamente auf meine Rechnung verabfolgen. — Jetzt fällt mir eben ein — ist die vom vorigen Monat nicht gewachsen?"

„Nein, Señora, sie beträgt sechshundert Realen."**)

„Ei sieh doch! die allgemeine Gesundheit ist gut. Und jetzt halte ich mich nicht länger auf. Marie, meine Mantille."

---

*) Diesen Brief schrieb oder dictirte wirklich eine Arme. Diese Dinge lassen sich nicht erfinden, schon einmal haben wir es gesagt. Anm. d. Verf.

**) In dem liegt so wenig Uebertreibung, daß wir mehrere Damen nennen könnten, deren monatliche Apothekerrechnung, um den Armen beizustehen, diese Summe übersteigt. Anm. d. Verf.

Bevor wir fortfahren, müssen wir ein paar Worte über diese gute Dienerin sagen.

Marie war eine Frau von sechsundfünfzig Jahren, außerordentlich nett, geschickt, fleißig und treu, aber vergeßlich, zornig und zänkisch. Sie war in ihrer Jugend viele Jahre Kammermädchen bei der Assistentin gewesen, vermählte sich, als sie herangewachsen war, mit einem Schulmeister und gebar ihm zwei Söhne. Aber in dem Jahre der großen Epidemie verlor sie ihren Mann, ihre Söhne und selbst den schwachen Sprößling, welchen sie säugte. Zu dieser Zeit benöthigte die Assistentin für das Kind Elia einer Amme und Marie trat als solche wieder in ihren Dienst, in welchem sie später als Haushälterin blieb.

Sie war, wie man zu sagen pflegt, die rechte Hand der Señora, welche sie sehr lieb hatte, ihr große Freiheiten gewährte und ihr und dem Haushofmeister Pedro alle Sorge ihres Haushalts überließ. Vor Marien gab es keine Geheimnisse noch verschlossene Kästen. In Alles steckte sie ihren Löffel und, zu Ehren der Wahrheit sei es gesagt, mit Klugheit und Geschick. Grade den Abend zuvor hatte ihr ihre Señora mitgetheilt, daß sie die Absicht habe, das Kind, welches sie gesäugt hatte, aus

dem Kloster zu nehmen, und Marie, lebhaft, wie sie war, war fast närrisch vor Freude darüber geworden.

Die Assistentin wollte eben fortgehen, als die Marquise eintrat.

„Welch guter Einfall führt Dich zu dieser Stunde herbei?“ rief die Assistentin aus, sie erblickend.

„Ich wünsche Dich allein zu sprechen,“ versetzte die Marquise.

Don Benigno zog sich zurück, nachdem er der Marquise, welche ihn sehr schätzte, ehrerbietig guten Morgen gewünscht. Marie folgte ihm wohl, aber nur ungern.

„Ein Besuch zu dieser Stunde,“ murmelte sie vor sich hin, „bedeutet nichts Gutes. Ich wette meinen Kopf, sie will Rath geben, wo man keinen braucht. Ich möchte so sicher ein Majoratsgut haben, als ich weiß, daß sie die Pforten des Klosters, in welchem Elia, dieses Kind meines Herzens, ist, verschließen möchte! Nie hat sie ihr wohl gewollt und immer behauptete sie, daß man sie verzärtele.“

Nachdem die Schwägerinnen auf dem Canapee Platz genommen hatten, sagte die Marquise:

„Theure Isabella, gestern wünschtest Du, daß

ich Dir meine Meinung über Dein Vorhaben, Elia aus dem Kloster zu nehmen, sagen sollte."

„Ja," antwortete die Assistentin, welche sich allsogleich und mit Unwillen der Scene des vorigen Tages erinnerte; „ich entsinne mich Deiner abstoßenden Antwort, Schwester."

„Es war nicht die Zeit, um unbefangen und ausführlich über eine ernste Angelegenheit zu sprechen, und ich glaube, daß der Schritt, welchen Du machen willst, wohl überlegt werden soll. Vor allen Dingen, Isabella, was willst Du mit ihr beginnen?"

„Sie an meiner Seite behalten," erwiederte die Assistentin.

„Aber auf welchem Fuße? mit welchem Titel?"

„Mit dem meiner Tochter!"

„Und weißt Du vielleicht, ob die Leute ihr die Stellung und den Namen, welche ihr nicht gebühren, gewähren werden?"

„Wer wird ihr das bestreiten können, was ich ihr gewährte?"

„Diejenigen, welche wissen, daß es nicht in Deiner Macht noch in der Gottes steht, das Geschehene ungeschehen zu machen; Diejenigen, welche wissen, daß die Legitimität, jenes heilige und edle Herkommen, welches den Adel schuf, keine Pfropf-

reiser auf seinem mächtigen Stamme duldet, welcher nur seine Zweige nährt, um wie viel weniger eine Schmarotzerpflanze."

„Gott steh' mir bei, Ines!" versetzte die Assistentin, „werden sie vielleicht, bevor sie mit ihr umgehen, sie lieben und schätzen, ihren Taufschein und ihre Pergamente ansehen wollen? Fragst Du vielleicht die Rose, deren Anblick und Duft Dich entzückt, ob sie in einem chinesischen Topfe von La Granja gezogen wurde oder in einem thönernen Topfe von Triana?"

„Ich kann die Personen in der Welt nicht wie Blumen in einem Blumengarten betrachten," antwortete die Marquise. „Man muß die Dinge ernster ansehen; man kann die Zukunft nicht wie eine Wetterfahne dem Hauche des Zufalls überlassen. Die wahre Liebe ist nicht blind, sie ist voraussehend. Welches dauerhafte Glück kannst Du diesem Mädchen in der Welt bieten zum Ersatz für das, welches sie im Kloster, wo sie bleiben will, genießt?"

„Keines."

„Was bestimmt Dich also, sie herauszunehmen?"

„Die Liebe, welche ich für sie hege."

„Es ist dies eine schlecht verstandene Liebe, Isabella."

„Die Liebe versteht nur der, welcher sie fühlt, Ines.“

„Aber welche Vortheile werden für Dich oder sie aus ihrem Austritte erfolgen?“

„Für sie der, daß sie, bevor sie sich einen Stand wählt, den kennen lerne, welchem sie entsagt, und frei wähle, welchen sie vorzieht. Sollte ich ihr ein Gut verbergen in der Absicht, daß sie es nicht verlange? Nein. Für mich aber der Vortheil, sie an meiner Seite zu haben, damit sie meine letzten Jahre erheitere, wie die Nachtigall den verlöschenden Tag verschönt. Nach meinem Tode hat sie, wenn sie will, Zeit genug, in's Kloster zurückzukehren.“

„Schwester, es kann sein, daß es dann zu spät ist! Isabella, bevor man eine Sache beschließt, ist es vor Allem nothwendig, alle Folgen, die sie haben kann, zu erwägen und sie von allen Seiten zu betrachten.“

„Ines, wenn die Angst vor den möglichen Folgen, welche die Dinge haben können, uns von unsern wohlgemeinten Handlungen abhalten sollte, so würden wenige ausgeführt werden.“

„Wenigstens, Isabella, handle nicht zu schnell, laß Dir Zeit, überleg' es wohl; es wird auch nachher noch Zeit sein.“

„Schwester,“ sagte die Assistentin mit Lebhaftigkeit, „wer die Straße „Nachher“ einschlägt, gelangt auf den Platz „Niemals.“

„Die voraussehende Klugheit hat manches Unglück verhindert, Isabella.“

„Die voraussehende Klugheit hat manche guten Absichten erstickt, Ines.“

„Wenn nichts Dich überzeugen kann,“ sagte die Marquise, sich erhebend, „wenn Du darauf bestehst, zu handeln, ohne zu bedenken, was Du im Begriffe bist zu thun, wenn meine Räthe überflüssig sind und Dir selbst lästig scheinen, so bleibt mir nichts übrig, als Dich zu bitten, Du möchtest Dich erinnern, daß ich sie Dir gab, und zu wünschen, daß Du es nie bereuen mögest, sie nicht befolgt zu haben.“

Kaum war die Marquise fort, so trat Marie ein mit einer Miene, auf welcher eine Frage zu lesen stand.

Die Assistentin, welche, wie jede lebhafte und vom Glück in ihrem ganzen Leben verzärtelte Person, eigenwillig war, legte auf ihre eigene Meinung ein großes Gewicht, um so mehr, als sie gewöhnlich ihren Grund in ihrem Herzen hatte.

„Marie,“ sagte sie zu ihrer Haushälterin, „nimm schnell Deine Mantille um und, nachdem

Du die arme Kranke gesehen hast, geh' in's Kloster und sage der Aebtissin von mir, nachdem Du ihr viele Empfehlungen ausgerichtet, sie möge erlauben, daß ich in drei Tagen um das Mädchen schicke, da es Zeit ist, sie an meiner Seite zu haben und alle meine Neffen und Nichten sie wiederzusehen wünschen. — Und jetzt geh' ich in's Haus der Wittwe und lasse mich nicht länger aufhalten, sollte selbst der Bischof kommen."

Mit diesen Worten ging sie fort, Marie voll Jubel zurücklassend.

Diese, welche mit andalusischem Scharfblicke das Motiv des Besuches der Marquise errathen hatte und den Charakter ihrer Gebieterin kannte, sah ihren Verdacht durch den Befehl, welchen sie erhalten, bestätigt. „Mag sie kommen," sagte sie zu sich, „mit ihren von der Klugheit dictirten Rathschlägen, ihren weltlichen Ansichten und hochmüthigen Plänen! Alles scheitert an dem gütigen Herzen meiner Señora."

Fünftes Capitel.

Einige Tage später saßen die Assistentin und Don Benigno in dem Zimmer der Erstern. Don Benigno las aus dem christlichen Jahrbuche.

„Lassen Sie das christliche Jahrbuch," sagte die Assistentin, welche eine große Unruhe verrieth; „das heutige Capitel hat kein Ende. Lesen Sie mir etwas aus dem Don Quijote vor."

Don Benigno gehorchte, einen traurigen Blick auf das Buch des Paters Croisset werfend, mit welchem sein ernstes und andächtiges Gemüth mehr sympathisirte als mit Don Quijote, dessen Tendenz ihm instinktmäßig antipathisch war und an dem es ihn verdroß, daß ein Ritter von so guten Absichten immer übel wegkam. Aber kaum hatte er fünf Minuten gelesen, so unterbrach ihn die Señora von Neuem.

„Nicht weiter, Don Benigno, nicht weiter!“ rief sie aus; „diese Geschichte der Dorothea langweilt mich und überdies lesen Sie heute so eintönig vor, daß ich glaube, die Mönche psalmodiren zu hören. Wie viel Uhr ist es?“

„Ein Viertel auf zwei,“ sagte der Vorleser, aus der Westentasche eine silberne Uhr ziehend, die rund wie eine Zwiebel war.

„Seht doch, wie sie warten lassen!“ sagte die Assistentin, „und mir gefällt das Warten nicht! Diese langweilige Marie weiß es wohl, aber wenn sie anfängt zu plappern, weiß sie nicht aufzuhören.“

„Da die Klosterfrauen das Mädchen so lieb haben,“ meinte Don Benigno, „wird der Abschied lang und zärtlich sein.“

„Und meine Neffen, die mir sagten, sie würden um zwei Uhr kommen, werden sie nicht finden,“ fuhr die Assistentin fort. „Ines sagte, sie wolle nicht kommen; sie mag und kann nicht das Mißfallen verleugnen, das ihr der Austritt des Mädchens aus dem Kloster verursacht und stört dadurch die große Freude, die es mir macht, sie an meiner Seite zu haben. Es ist dies nicht recht von Ines, da ich ihr nie in meinem Leben einen Genuß vergällte.“

„Señora,“ antwortete Don Benigno, „ich habe das nicht bemerkt und es kömmt mir unmöglich vor, daß Ihrer Frau Schwester etwas unpassend erscheine, was Ew. Excellenz thun.“

„Oh,“ sagte die Assistentin, immer ungeduldiger werdend, „wenn es darauf ankommt, Jemand zu entschuldigen, so sehen Sie die ganze Welt für ein Kameel an. Ich glaube, in dem Punkte der Entschuldigungen wären Sie im Stande, eine für den Verrath des Judas zu finden. — Jesus,“ rief sie aus, als sie die Kirchenuhr schlagen hörte, „schon zwei.“

„Gott steh mir bei,“ sagte Marie, welche beim Eintreten dies gehört hatte, „was denken Ew. Excellenz! Señora, das Kloster ist nicht nebenan, und man muß ordentlich ausschreiten, bis man hin und her kommt.“

„Kind meines Herzens!“ rief die Assistentin aus, als sie Elia erblickte, welche Marien folgte, und vergaß damit wie alle Ungeduldigen ihre Qual, sobald diese aufhörte. — Elia eilte, sich in die offenen Arme ihrer Mutter zu werfen.

Elia war von mittlerer Größe und vollkommenen Formen. In ihrem frischen und lächelnden Antlitze leuchteten ein Paar schwarze Augen, die,

wenn nicht von so vollendet schönem Schnitt und von so sanftem Ausdruck, für ihre kleinen Züge unverhältnißmäßig groß gewesen wären, aber ihr größter Reiz lag in der Mischung von Lebhaftigkeit und Unschuld, von Güte und Fröhlichkeit, von Anmuth und Offenherzigkeit, die sich in Allem, was sie sagte oder that, verriethen. Sie trug ein Leibchen von schwarzem Wollenstoff mit langen, anschließenden Aermeln, und einen Rock von demselben Stoffe; um den Hals hatte sie ein weißes Tüchlein von dichtem Musselin geschlungen, das unter dem Kinn mit einer Nadel zusammengeheftet war; sie trug Schuhe von Corduanleder mit silbernen Schnallen und ihr Haar, von der Stirn bis zum Genick getheilt, war in zwei Zöpfen zusammengeflochten, die über ihre Schultern herabfielen und fast bis zum Boden reichten.

„Kind meines Herzens,“ sagte die Assistentin noch einmal, als sie bemerkte, daß Elia weinte, „warum weinst Du? Bist Du vielleicht nicht gern gekommen? Oder liebst Du schon Deine Mutter nicht mehr?“

„Ei, Señora,“ sagte Marie, „es ist nur, weil die Nonnen sie beim Abschiede mit ihren Thränen weich gemacht haben. — Wie sollte sie nicht gern kommen?“

„Willst Du in's Kloster zurück?“ fragte die Assistentin.

„Nein, Señora,“ versetzte Elia, „ich will mich nie, nie von Ihnen trennen! — Aber nicht wahr, ich werde die Mütter öfter sehen dürfen?“

„Wann Du willst und es Dir beliebt, mein Engel,“ sagte die Assistentin. „Aber weine nicht; ich kann Thränen nicht sehen, Du weißt es; wenn ich sie trocknen kann, trockne ich sie alle, und wenn nicht, stecken sie mich an und ich will nicht weinen, denn es schmerzt mich gleich der Kopf. Also komm hierher,“ setzte sie hinzu, das Mädchen an ihre Brust drückend, „ich verspreche Dir hier alle Thränen zu trocknen, welche Du weinst.“

Jetzt öffnete sich die Thür und eintraten die Gräfin, Fernando, Carlos und Don Narciso. Elia wandte sich den Eintretenden zu und Alle erstaunten über die Schönheit Elia's. Clara umarmte Elia zu wiederholten Malen und sagte, sie vom Kopfe bis zum Fuße musternd:

„Mein Gott! Man muß wirklich schön wie eine Venus sein, um es in einer solchen Verkleidung zu bleiben. Kleidet man die Zöglinge im Kloster so? Welche Abscheulichkeit! Elia, erkennst Du mich, erinnerst Du Dich an mich?“

„Ja,“ antwortete diese, ohne sich zu besinnen, „ich weiß, daß Sie die Gräfin von Palma sind und erinnere mich an die schöne Puppe, welche Sie mir vor dem Fortgehen schenkten und mir dabei sagten, ich möchte die arme Waise schützen. Auch weiße Mäuse gaben Sie mir; aber alle sind gestorben zu meinem Schmerz.“

„Elia, und erinnerst Du Dich an mich?“ sagte Carlos.

„Carlos!“ rief Elia aus und ein heiteres Lächeln spielte um ihre Lippen, während die Thränen ihr noch wie Perlen über die Wangen rollten, — „glaubst Du, daß Deine Tressen, Deine Ordenskreuze und Dein Knebelbart Dich so vermummen, daß ich Dich nicht mehr erkenne? Viel besser siehst Du damit aus, als in Deinem Studentenmantel, den Du immer aus Muthwillen zu zerreißen pflegtest.“

„Auch meiner erinnern Sie sich, Elia?“ fragte Fernando.

Alles Blut stieg in die Wangen des Mädchens, als sie hörte, wie er das vertrauliche Du, mit welchem sie Fernando sonst angeredet hatte, unterdrückte, und sie erwiederte ihm mit schmerzlicher Empfindung: „Ja, Señor, im Kloster vergißt man nichts und verändert sich nichts.“

„Und wie, denkst Du vielleicht,“ rief Carlos, „daß man in der Welt seine Freunde vergißt? Nein, nein, bei Gott! wenn Du wüßtest, wie oft ich an Dich dachte, als rings um mich die Kugeln pfiffen! Da sagte ich mir, das ist nicht so lustig, als wenn Elia und ich uns mit Eicheln und gerösteten Erbsen bewarfen. Und später in den Salons, als ich einen Kreis schöner Damen dort fand, sagte ich mir, Elia ist viel reizender als alle diese.“

„Das ist zu viel Galanterie für ein Klosterfräulein verschwendet,“ meinte die Gräfin. „Spare doch Deine schönen Worte, bis sie sich vernünftig gekleidet und ihren jetzigen Anzug abgelegt hat. — Tante,“ fügte sie hinzu, sich an die Assistentin wendend, „ich nehme sie mit mir und bringe sie bis zur Gesellschaftsstunde gekleidet, wie es sich ziemt; denn in der Carricatur, die man jetzt aus ihr gemacht hat, kann sie sich vor Niemand sehen lassen.“

„Morgen, Clara, werden wir das besorgen,“ versetzte die Assistentin.

„Nein, nein, gleich heute!“ antwortete Clara, „sie kann sich so nicht präsentiren; sie sieht lächerlich aus! Willigen Sie ein, Tante! rauben Sie mir nicht diese Unterhaltung, es gibt wenige genug in unserm vorsündfluthlichen Sevilla.“

„Lassen Sie mich heute bei meiner Mutter," sagte Elia; „ich habe ihr so viel zu sagen! so viele Aufträge von den Nonnen ihr zu melden und alle die Geschenke, welche sie mir für sie mitgaben, zu überreichen."

Bei diesen Worten nahm sie aus einem Körbchen eine Menge künstlich gearbeiteter kleiner Geschenke heraus. Als Señor Delgado sie erblickte, brach er in ein sardonisches Gelächter aus, das er mit dem boshaften und sehr gemeinen Sprichworte begleitete: „Für jedes Nonnenbrötchen ein Sack voll Getreide!"

„So sagen," erwiederte die Assistentin, „die frommen Seelen, welche sich Barrabas holt, wenn sie sehen, wie die Reichen den armen Nonnen geben."

„Arme Nonnen!" rief Señor Delgado aus, „egoistische Geschöpfe, wenn nicht schwache Opfer, sind es, welche aus Laune, Trotz oder Trägheit sich von der Gesellschaft trennen und sich einbilden, in ihren vier Mauern über das menschliche Geschlecht erhaben zu sein; neidisch, boshaft und mißvergnügt, sind sie sehr bereitwillig, Gott ein Herz zu bringen, das Niemand verlangt hatte."

Elia floh instinktmäßig vor diesem rauhen

Manne, als sie mit Schrecken seine Worte vernahm, und näherte sich ihrer Mutter.

„Señor, Señor," rief diese aus, „wozu verleitet Sie Ihr böswilliger Spott? Sie sprechen von den Klöstern, wie der Blinde von den Farben. Wissen Sie, was ich, die ich so oft sie besuche, dort gefunden habe? Matronen von achtzig Jahren mit Kinderseelen; die Würde des Alters vereint mit der Unschuld der Kindheit; ich habe Seraphe von zwanzig Jahren gesehen, ohne daß sie wußten, daß sie schön und jung waren, den Werth nicht ahnend, welchen man in der Welt darauf legt. Ich habe eine Heiterkeit der Seele dort gefunden, die in dem Weltleben unbekannt ist und die sich selbst zu den Füßen des Beichtigers nicht verändert; ich habe dort das Leben dieser Wesen friedlich und sanft dahinfließen sehen, gleich den Marienfäden, welche zwischen Himmel und Erde schweben. Ich habe diese Nonnen gesehen, welche Sie sich zu verleumden unterstehen; ich habe sie das Leben wie eine Feder ertragen gesehen, ohne die Jahre zu zählen und den Tod wie einen Uebergang erwartend."

„Meine Tante," sagte Clara, um den unangenehmen Eindruck zu verwischen, welchen der Señora die Worte des protegirten Phi-

losophen gemacht hatten, — „lassen Sie mich Elia mitnehmen. Wir haben dieselbe Gestalt; mein Kammermädchen wird ihr einen meiner Anzüge zurecht richten und sie frisiren, und heute Abend, wenn Sie die Metamorphose sehen, welche vorgegangen ist, werden Sie mir Dank wissen."

Bei diesem Wort ergriff sie die Hand Elia's und zog sie, indem sie fortlief, hinter sich nach und bald darauf hörte man ihren Wagen sich schnell entfernen.

„Es ist nicht möglich, dieser schelmischen Schmeichlerin etwas abzuschlagen," sagte die Assistentin; „es wundert mich nicht, daß Juan Maria das „Nein" vergessen hat, wie dieser kleine Trotzkopf sich dessen rühmt."

Alle waren entzückt von Elia gewesen. Als Carlos nach Hause kam, sprach er von nichts Anderm, Fernando schwieg, um nicht durch sein Lob den Verdruß, welchen seine Mutter über Elia's Austritt empfand, zu vermehren.

Abends versammelte sich die Gesellschaft. Die Marquise und Assistentin spielten. Um das große silberne Kohlenbecken saßen mehrere Damen herum.

„Man sagt," bemerkte die Baronin von San Bruno, „daß Elia hier sei. Welchen Plan hat die

Calatrava mit ihr, daß sie das Mädchen aus dem Kloster nahm?"

„Es ist klar," erwiederte Doña Marianita, ein ältliches Fräulein und Anverwandte der Orrea, ein ausgezeichnetes Geschöpf ohne Prätensionen und ohne Bitterkeit, welche der Familie, die sie erhielt, dankbar war, „es ist klar, sie will sie an ihrer Seite haben und ihr die Freiheit lassen, sich selbst einen Stand zu wählen. In diesem wie in Allem hat sie sich wie ihre Mutter benommen."

„Zu was soll das, sich wie ihre Mutter benehmen," versetzte die Baronin, „ein ausgesetztes Kind wie ein Fräulein erziehen, es aus seiner Sphäre reißen, eitel machen und von dem klösterlichen Leben abziehen, um sie dann mit einem Lakaien zu vermählen, wie zu vermuthen steht?"

„Ich glaube nicht, daß sie sich mit einem Lakaien zu vermählen braucht," sagte Doña Marianita; „sie ist gut, hübsch, wohl erzogen und reich, weil Isabella ihr eine Mitgift geben wird."

„Und glauben Sie," sagte die Baronin, „weil sie Geld hat, wird sich, ich sage nicht ein Cavalier, sondern ein verständiger Mensch mit ihr verbinden wollen?"

„Wer weiß," bemerkte die Generalin Rios, „ob

ihre Eltern nicht vornehm waren? Konnten Sie darüber nie etwas Genaues erfahren, Marianita?"

„Nicht ein Wort," erwiederte die Gefragte. „Alle haben über diesen Punkt ein unverbrüchliches Schweigen bewahrt. Als die große Epidemie war, begab sich Isabella auf's Land und bei ihrer Rückkehr brachte sie sie mit; mehr weiß ich nicht. Marie, welche sie auferzog und anbetet, ist eine verschlossene Lade, Pedro, der Haushofmeister, ein Vorhängeschloß, Johann der Kutscher ein Fisch, Don Benigno eo ipso stumm und Isabella, welche nie um eine Antwort verlegen ist, sagte mir eines Tages, als ich sie fragte, wessen Kind das Mädchen sei, das des Großtürken, und als sie mein Erstaunen darüber bemerkte, setzte sie hinzu: „Marianita, wer Alles wissen will, wird angelogen."

„Es ist gewiß," fügte die Baronin hinzu, „daß die Calatrava, welche sonst Alles aus der Schule schwatzt, nur eine Sache in ihrem Leben verschwieg, diese aber gut verschwieg."

„Möglich," sagte die Generalin, „daß, da ihre Geburt in die Zeit der Epidemie fällt, sie zugleich beider Eltern beraubt wurde und diese das Kind der Calatrava übergaben."

„Es kann wohl sein," versetzte Doña Maria-

nita, „denn das Mädchen, sagte sie, sei das Kind einer ihrer Freundinnen, welche starb, als sie es gebar."

„Wozu also dann dieses Geheimniß?" sagte die Baronin scharf.

„Das ist eben das Unbegreifliche," antwortete Doña Marianita; „aber Isabella wird ihre Gründe dazu haben und sie werden gut sein."

„Sie irren sich," versetzte die Baronin, „man verschweigt nichts Gutes mit so viel Sorge."

In diesem Augenblicke trat die Gräfin ein, Elia mit sich führend. Sie trug ein Kleid von weißem Crepon mit rosenfarben Streifen und im Haar einen Kranz von Rosen. Es war unmöglich, sich eine idealere Erscheinung zu denken. Ohne Jemand zu beachten, eilte sie bis zur Assistentin hin und mit einem Lächeln, leuchtend von kindlichem Vergnügen, sagte sie zu ihr: „Sehen Sie mich an, Mutter, wie hübsch ich bin!"

„Wie ein Engel des Himmels!" versetzte die Assistentin, sie mit Befriedigung anblickend.

Alle wetteiferten, ihre Schönheit zu rühmen.

„Sie hat sich mit Rosen gekrönt," sagte Don Narciso Delgado, um ihren Austritt und ihre Eman-

cipation von dem Kloster zu feiern. Das ist in der Ordnung.“

Elia war einen Augenblick betroffen und unschlüssig, dann griff sie hastig nach ihrem Kranze, der ihr so viel Freude gemacht hatte, und ihn sich vom Haupte reißend, sagte sie: „Wenn es Jemand gibt, der das denken kann — so mag ich ihn nicht tragen.“

Sechstes Capitel.

Als die Gräfin von Palma ihr Haus geordnet und nach dem modernen Geschmack umgewandelt hatte, wobei ihr die klugen Rathschläge des eleganten Don Narciso behilflich waren, beschloß sie, eine Tafel zu geben, theils um ihre Verwandten und Freunde damit zu überraschen, und theils zu Ehren einiger Fremden, welche ihr von ihrem Manne anempfohlen waren.

Die Marquise konnte nicht daran Theil nehmen, da sie unwohl war, und Elia, die Scheu vor einem Gastmahl fühlte, erhielt die Erlaubniß, diesen Tag im Kloster zuzubringen.

Um zehn Uhr Abends des erwähnten Tages saßen die Marquise und ihre Tochter Esperanza um ein prächtiges Kohlenbecken von Mahagoniholz und Messing, als sie einen Wagen schnell her-

anfahren hörten, der vor ihrem Hause stehen blieb.

„Wer kann zu dieser Stunde kommen?“ fragte Esperanza erstaunt.

„Vielleicht ist es Deine Tante,“ antwortete die Mutter.

„Wann rannten ihre alten Maulthiere so schnell?“ versetzte Esperanza lächelnd.

Die Thür des Cabinets wurde plötzlich geräuschvoll aufgemacht und die Assistentin trat eilig ein, gefolgt von ihrem Schatten, Don Benigno, der farblos und düster, wie der des Ninus aussah.

„Schwester!“ — „Tante!“ riefen die Marquise und ihre Tochter bei ihrem Anblick aus.

Aber die Assistentin warf sich, ohne sie zu beachten, auf ein Sopha, nahm die Mantille herab und fing mit solcher Heftigkeit zu fächeln an, daß sie ihren Fächer brach. Man hörte nur ihre beschleunigten Athemzüge und solche abgerissenen Ausrufungen wie: „Jesus Maria! Solche Sachen! — Der Teufel könnte sich keine ärgern ausdenken! — Ist es möglich!“

„Du bist ganz außer Athem, Isabella,“ sagte die Marquise, „was hast Du, was ist Dir geschehen?“

„Vor Allem, Ines,“ erwiederte die Assistentin, „laß mir eine Tasse Schokolade machen. Mir ist schwach und flau im Magen. Eine solche Tafel! Und ich mit meinen fast achtzig Jahren auf dem Rücken soll mich an diese Gebräuche gewöhnen, weil sie die von London und Paris sind! Das fehlte noch! Esperanza,“ setzte sie, zu dieser gewandt, hinzu, die aufgestanden war, um die Schokolade anzuordnen, „vergiß nicht, daß Don Benigno eine und eine halbe Unze nimmt.“

Nachdem die Diener eine Tasse Schokolade mit süßem Backwerk und Zwieback gebracht hatten, und die Assistentin sich gestärkt hatte, sagte sie zu ihrer Schwägerin:

„Ich hätte nicht schlafen können, Schwester, ohne vorher gegen Dich mich auszusprechen, um Dir von der remue ménage zu erzählen, welche meine liebenswürdige Nichte in ihrem Haus gemacht hat. Man muß das nur selbst sehen, Liebste! Jesus, Jesus! welch Geist der Zerstörung und des Umsturzes! Es scheint, daß die ganze Welt im Fieberdelirium liegt! — Neuerungen! Neuerungen! ist das Losungswort! Ach! wie ich alle Neuerer verabscheue von den regierenden Herren in den Cortes angefangen, bis zu dieser lächerlichen Vogelscheuche,

dem Don Narciso, welcher überall seine spitzige Nase hineinstecken will.

Aber kommen wir zur Sache.

Um zwei Uhr kam ich zu Clara. Stelle Dir mein Entsetzen vor, als ich bei meinem Eintritt im Hofe sehe, daß sie den Brunnen mit seinem großen Wasserbecken voll von Goldfischen weggenommen haben, wie die schöne Statue des gewappneten Ritters, und die herrlichen Büsche von Buchsbaum, welche der Stolz von ganz Sevilla waren, daß sie die Ziegel und Fliesen, welche in zierlicher Arbeit das Pflaster des Hofes bildeten, herausgehauen! Sie ließen den nackten Erdboden und pflanzten Trauerweiden darauf!"

„Was liegt daran?" sagte mir Clara ganz ungenirt.

„Das heißt mit Unart anfangen," versetzte ich. „Wie hast Du es wagen können, an diese Statue, die einen integrirenden Theil des Hauses zu bilden schien, Hand anzulegen?"

„Theuere Tante," erwiederte sie mir, „die Leute von gutem Geschmack fanden sie schlecht gearbeitet und unverhältnißmäßig groß; man könnte sie nur an's Ende einer Allee setzen, um eine Perspective zu bilden. Ist es nicht viel angenehmer,

das Wasser in diese verschiedenen Alabasterbecken fallen zu sehen und zu hören?“

„Aber die Buchsbäume?“ sagte ich, „was hattest Du gegen diese? Waren sie vielleicht auch unverhältnißmäßig groß? Der Buchsbaum, welcher das Prototyp der Vornehmheit unter den Pflanzen ist; der sich weder wildwachsend auf dem Felde, noch in einem gewöhnlichen Hause findet! Der Buchs, dessen Duft so ausgezeichnet ist! Der niemals den Boden mit seinen welken Blättern befleckt, da ihn die Jahreszeiten unveränderlich finden, als wenn es für ihn keine Zeit gäbe! Diese ehrwürdigen Gewächse, die ihre ungeheuern, kugelförmigen Kronen bilden, erst nachdem sie Jahrhunderte bei den Familien gelebt haben, die sie verehren und bei ihrem Anblick sich versucht fühlen, sie um ihre Urgroßväter zu befragen und ihnen Grüße an ihre Urenkel aufzutragen!“

„Tante,“ erwiederte Clara, „wenn sie aber in weiß und blauen Töpfen von Steingut aus Triana im ältesten und schlechtesten Geschmack stehen! Uebrigens gefallen mir auch die unterdrückten und in ihrer Entwicklung gehemmten Pflanzen nicht; das nimmt ihnen alle Anmuth.“

„Was hätte ich ihr, Ines, auf solchen Unsinn erwiedern sollen? Wir stiegen hinauf. Wirst Du

glauben, daß die Vorhalle der herrlichen Porträtsammlung unserer Familie beraubt ist, welche in Andalusien so berühmt ist, wie die der Marquis von Moscoso? Clara wußte mir unzählige Gründe, aber ohne Kopf und Fuß, anzuführen, weshalb sie sie in die Zimmer ihres Mannes verlegt habe. Sie ließ die Wände einfarbig grün malen, und eine Menge Porträts berühmter Männer, wie sie sagte, in Rahmen von Mahagoniholz aufhängen. Ich betrachtete sie genau. Ines, es war nicht ein Spanier darunter! An dem obern Ende, an der Stelle des Cardinals, des Oheims ihres Urgroßvaters, ist ein abscheulicher Alter mit einem Gesichte wie ein hungriger Fuchs. Als ich ihn mit Erstaunen anblickte, sagte mir jener Don Narciso, diese Strafe meiner Sünden: „Dieser ausgezeichnete Stahlstich ist das Porträt des unvergleichlichen Voltaire." Voltaire! rief ich aus, dieser böse Mensch, dessen Werke verboten sind und dessen Grundsätze man von der Canzel herab verdammt? Dann, Herr, ist sein Gesicht wie seine Werke! Nichte, Du hast einen schönen Tausch gemacht! Ich trat in das Gesellschaftszimmer, es ist nicht minder umgewandelt. Der Damast mußte weichen; die Lehnstühle wurden verbannt und statt ihrer sind einfache Sessel ohne Lehnen und

Arme von Mahagoniholz. Die Gemälde, weil sie unveräußerliches Familiengut sind, ließ sie in das Bibliothekzimmer bringen; an ihrer Stelle hängen einige Kupferstiche, welche man sich schämt anzusehen. Da ist eine Göttin, wie sie sagen, welche ein Hirt umarmt, und die man ohne Erröthen nicht ansehen kann. Ist es möglich, Clara, sagte ich ihr, daß Du so unanständige Dinge zur Schau stellen kannst? Eine beinahe nackte Frau."

„Die ideale Schönheit ist erhaben über sinnliche Eindrücke," warf Don Narciso salbungsvoll ein.

„Señor, sagte ich, da müssen Sie aber unter dieses Bild setzen, daß es eine ideale Schönheit ist, denn sonst erkennt man es nicht. Wir halten Brot für Brot und Wein für Wein — und eine nackte Frau für unanständig. Clara! Clara! Wenn die Inquisition bestände, würden sie Dir diese Kupferstiche verbrennen."

„Inquisition!" rief Don Narciso aus, einen Sprung zurückmachend und sich mit beiden Händen das Gesicht verhüllend; „Señora, dieses Wort verbrennt den Mund dessen, der es ausspricht und die Ohren Derjenigen, die es hören."

„Ach, Señor Delgado! sagte ich, wenn Sie ein so reines Gewissen wie ich hätten — würde

weder das Wort noch die Sache Sie erschrecken. Clara bot mir an, mich in den Garten zu führen in der Hoffnung, daß mir die Verbesserungen, die sie dort getroffen, besser gefallen würden. Ich nahm mir vor, sie zu loben, da ich bemerkte, daß sie gekränkt war, als sie sah, daß mir nichts gefiel. Aber es war unmöglich, Schwester! Die Felsengrotte über der Quelle hat sie völlig zerstört; ich glaube, der auf dem Krokodil sitzende Neger mit der Schüssel voll Tannenzapfen in der Hand, mußte nach Guiana zu seinen Landsleuten wandern; die Schildkröten, Nattern und Eidechsen, welche mit so vieler Kunst zwischen die Muscheln gesetzt waren, sind verschwunden und erfreuen sich nicht mehr an der Sonne; der Buchsbaum, der am Eingange stand und so gezogen und geschnitten ward, daß er das Wappen des Hauses auf dem Boden abbildete, diese kunstvolle Arbeit so vieler Jahre, diese Buchsbaumsträuche, die wie zur Ehre der Familie herangewachsen schienen, wurden ohne Achtung und Erbarmen ausgerissen! Es sind keine feinen Blumen voll Wohlgeruchs mehr da; an ihre Stelle pflanzte sie Bäume und Sträuche der gemeinsten Gattung; die Wege ließ sie entpflastern und schmale, gewundene Pfade schlängeln sich eigenwillig wie ungezogene Kinder durch den Garten;

an einem Tage, an dem es geregnet hat, wird man genöthigt sein, sich eines Wagens im Garten zu bedienen, oder Lederstiefel, wie sie die Männer tragen, anzuziehen. — Welche Zerstörung, Ines! sie zerreißt das Herz und empört! Ist es nicht Wahrheit, Don Benigno?"

Don Benigno antwortete nicht.

„Potztausend!" rief die Assistentin ungeduldig aus, „nicht einmal ein Vierundzwanzigpfünder vermöchte diesen heiligen Mann aus seinem Gleichmuth zu bringen!"

„Señora," versetzte Don Benigno, „es steht mir nicht zu, das zu bekritteln, was Euer Gnaden Nichte thut."

„Er hat Recht wie immer," meinte die Marquise.

„Nein, er hat nicht Recht," antwortete die Assistentin mit Lebhaftigkeit. „Jeder hat seinen Mund, um das zu tadeln, was verdient, getadelt zu werden; und ein Glied meiner Familie ist weder für ihn noch sonst Jemand eine geheiligte Person. — Aber fahren wir in meiner interessanten Geschichte fort. — Es war unterdeß fast drei Uhr geworden. — Aber wann speisen wir, Clara? fragte ich. „Um fünf," antwortete sie mir. Heiliger Anton! rief ich

aus, um fünf! — mein armer Magen, und meine Siesta! Clara befahl, daß sie mir eine Schale Suppe brächten, und ging, sich anzukleiden. Liebste, eine solche Suppe von einem französischen Koch ist Geschwisterkind von ihrer Hühnerbrühe; ich legte mich nieder, um wenigstens zu versuchen, ob ich eine Canoniga*) machen könnte. Um fünf Uhr holte mich Clara, und wir begaben uns zu Tisch. Unter den Fremden befand sich ein Schwarzgekleideter, der ein Franzose war, und gegen welchen sich Don Narciso in Complimenten erschöpfte. — Ich wette zehn gegen eins, sagte ich zu Clara, daß sie über Spanien schimpfen. „Tante," erwiederte mir diese, „die Meinungen sind frei, es ist eine absurde Intoleranz, zu begehren, daß hier Alles am besten sei, und über diesen Punkt nicht die mindeste Bemerkung anderer Art zu vertragen." Der Generalcapitän, welcher mir in diesem Augenblicke den Arm bot, um mich in das Speisezimmer zu führen, verhinderte mich, Clara darauf etwas zu erwiedern, aber zu ihm sagte ich: General, wenn Sie noch ferner einen Paß in's Ausland ertheilen, ist es aus mit unserer Freundschaft; dann erst wird es an der

*) So nennt man die Siesta vor dem Mittagsessen.

Zeit sein, solchen zu ertheilen, wenn die Fremden uns würdigen und Spanien Gerechtigkeit widerfahren lassen; wenn wir sie als gute Freunde, nicht aber als aufgedrungene Vorbilder ansehen werden; und dieser Tag (wenn auch ich ihn nicht mehr erlebe) wird schneller kommen als wir glauben; denn jeder Schwindel ist von kurzer Dauer. Aber sagen Sie mir, wer ist jener französische Don Narciso, mit dem der spanische Don Narciso so intim thut? Er sagte mir, daß es ein famoser Violinist sei, welcher ein Concert im Theater geben wolle. Immer zu, immer zu, sagte ich! Von hier geht's schnurstracks auf die Bühne! Nur zu! Ich aber werde nicht gehen, ihn zu hören, denn gewiß spielt er die Marseillaise oder etwas, was gleich viel werth ist. Aber kommen wir zur Tafel. Schwester! — Da gab es keine Olla! Clara, sagte ich zur Gräfin, welche neben mir saß, hat Dein Koch auch die Olla vergessen?"

„Nein, Tante," antwortete Clara lachend, „aber ich esse niemals eine."

Ich sah dann, wie sich Don Narciso zu dem von der Geige wandte und zu ihm sagte:

„Hier zu Land heißt's: Altgewohnt, mon cher, ein Land der Gewohnheit! Seit der erste Spanier

die Olla auftischte, hat Keiner etwas Anderes essen gelernt."

„Ich machte, als hätte ich es nicht gehört, aber ich hatte große Lust, ihm das Sprichwort vom „Spatzen in der Hand" in's Gedächtniß zu rufen. Es waren viele Schüsseln aufgetragen, Ines, aber Alles mit holländischer Kuhbutter gekocht, welche mir nicht gut thut, da sie zu sehr bläht. Ich wartete also auf die zweite Tour; aber was glaubst Du, daß sie statt Pfau und Schinken vorsetzten? — Eine Rehbratenkeule; Clara, sagte ich ihr, einen Rehbraten! Eine Speise, die hier nur die Armen essen! „Señora," antwortete sie mir, „jede Gattung Wild und besonders Rehfleisch wird in Paris und London allen andern Braten vorgezogen." Das wird aus dem einfachen Grunde geschehen, daß das Wild dort besser sein wird als bei uns, wo es einen üblen Geruch und weiches Fleisch hat. Der Geruch der Wasserhühner stieg Einem in die Nase, aber Don Narciso erklärte, daß eben darin ihr Vorzug liege. Sei also so gut, liebe Ines, einzusehen, daß der Vorzug des Wildes darin liegt, daß es in Verwesung übergegangen ist. Aber wann kommt der Pfau, Clara? fragte ich sie. „Tante," antwortete sie mir, das ist kein feiner Braten, sondern eine grobe

Bauernspeise.“ Der Pfau eine Bauernspeise! Da bleibt mir nichts mehr übrig zu hören und Dir zu erzählen, Schwester! Wenn man die Ansichten und den Geschmack so verkehrt sieht, muß man, um nicht Aergerniß zu geben, schweigen; aber auch, um die Leute nicht ohne Essen zu lassen, sie nicht einladen. Eine Pastete war da; woher brachten sie diese, Don Benigno?“

„Von Straßburg,“ antwortete er; „viel weiter her noch als von Paris.“

„Das lohnte sich der Mühe!“ fuhr die Assistentin fort. „Wie speckig! Wie ekelhaft und geschmacklos war sie! Der Nachtisch war nichts weniger als kostbar; da gab es keine unserer reich verzierten Torten, nichts von unsern Süßigkeiten; etwas Confect, Früchte und damit Holla. Und die Torten, Clara? sagte ich, und die Süßigkeiten? „An den spanischen Süßigkeiten kann ich keinen Geschmack finden, Tante.“ — Und warum nicht? fragte ich. — „Sie haben keinen Geschmack von Früchten, der Zucker schlägt zu viel vor,“ sagte Don Narciso im belehrenden Tone. Was! rief ich aus, wünschen Sie vielleicht, daß sie in Salz eingemacht wären? Endlich, um Dich nicht länger zu langweilen, Ines, brachten Abends die Diener Tassen mit Schalen, und ich

dachte, meinen Magen mit Schokolade zu stärken, als ich gewahrte, daß es nur Schalen mit Thee waren. Ich danke Dir vielmals! sagte ich zu Clara, welche mir davon anbot, ich trinke dieses Gebräu nur, wenn ich unwohl bin. Ich stand auf und kam zu Dir, und jetzt lebt wohl, denn es ist schon spät und Johann wird kalt auf dem Bocke haben; ich aber werde noch Krebsaugen nehmen, denn das heutige Diner hat mir übel bekommen. Ihr seid jetzt in die neuen Einrichtungen unserer Regeneratoren eingeweiht. Um eine Tafel nach gutem Ton zu haben, muß das Wild übelriechen, die Süßigkeiten ohne Zucker sein, eine Rehkeule den ersten Platz einnehmen und den Pfau verdrängen, der eine Bauernspeise ist. Seht doch, der Pfau eine Bauernspeise!" wiederholte die Assistentin, die Treppe hinabsteigend.

Siebentes Capitel.

„Du schaffst ja mehr Blumen als der Frühling," sagte eines Tages Marie, in Elia's Zimmer eintretend, welche vor einem Tische saß, der mit künstlich gearbeiteten Blumen bedeckt war.

„Ich mache nicht nur Blumen, sondern auch Verse," versetzte Elia.

„Verse!" rief Marie aus, „wer lehrte Dich Verse machen?"

„Niemand," erwiederte Elia; „ich machte sie nach dem Hymnus von der heiligen Dreifaltigkeit; ich zählte die Zeilen ab, ahmte die Reime nach und sie gelangen mir recht gut — Ich wünschte so sehnlichst, sie zu machen."

„Und wozu sollen die Verse?" frug Marie.

„Zur Geburtstagsfeier meiner Mutter am morgigen Tage. Ich habe ihr dieses Körbchen gemacht,"

fuhr sie fort, ihr ein Körbchen aus Silberfäden zeigend, „das ich mit diesen Blumen füllen und ihr mit meinen Versen übergeben werde.“

„Schön! schön! mein Kind!“ sagte Marie, in die Hände klatschend, „das gefällt mir. Ich gehe jetzt, um Dich nicht aufzuhalten, und auch ich habe Viel zu thun.“ — Aber ehe sie ging, kehrte sie noch einmal um, eine Blume nach der andern mit dem größten Wohlgefallen zu betrachten.

„Wirklich, Elia,“ sagte sie, „der Garten wird Dich um sie beneiden; die Sonne erzeugt keine schönern! Welchen Possen könnten sie den Bienen spielen!“

Am folgenden Morgen standen alle die glücklichen Bewohner des Hauses mit fröhlichen Mienen auf; alle Herzen flogen der Señora entgegen. Don Benigno war der erste, welcher ihr eine Torte präsentirte von der Größe einer Schüssel, mit Blumen verziert, die damit im Verhältniß standen; unter diesen war eine geknickte Rose, auf welcher als Beweis ihres Reizes ein papierner Schmetterling saß, mit Augen, aus Glasperlen gemacht, der mit Gummi auf ihrem stattlichen Blätterschooße angeklebt war. Mehr als seine prächtige Torte waren seine einfachen, aber aufrichtig gemeinten Glückwünsche werth.

Alle Untergebenen aus den Pachthöfen waren mit Geschenken herbeigeeilt, welche aus Hühnern, Kaninchen, Früchten, Kuchen und Backwerk bestanden.

Alles nahm die Señora mit Wohlgefallen an. Ihr Herz war zu zartfühlend, um Mißfallen zu empfinden, und um so weniger es zu zeigen, wie es die Reichen zu thun pflegen, theils aus Stolz und theils, weil ihnen die Vergeltung etwas kostet, wenn sie sehen, daß die Armen sich Auslagen machen und Opfer auferlegen, indem sie sie mit ihnen gleichgiltigen Dingen beschenken. Der Zweck und die Bestrebung dieser Leute war, ihr angenehm und gefällig zu sein, und dies erreichten sie vollkommen.

Ihre Verwandten kamen früh des Morgens und brachten ihr reiche Geschenke von Silber und Gold, Schreibutensilien, Rosenkränze, Schatullen; die Gräfin brachte ihr ein schönes Dejeuner von chinesischem Porcellan. Diese ersuchte dann Don Narciso, daß er selbst die Ode vorlesen möge, die er für diese Gelegenheit verfaßt. Darauf begann er eine lange Ode monoton vorzulesen, welche die Assistentin sichtlich gelangweilt, Carlos gähnend und Clara unter wiederholten Zeichen der Bewunderung anhörte.

Endlich kam er zu Ende, da Alles auf dieser

Welt ein Ende haben muß, und das ist das wahre und unfehlbare Gesetz der Ausgleichung.

„Aber wo ist Elia?“ fragte Carlos, dem etwas fehlte, wenn er sie nicht sah.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete die Assistentin, „auch ich habe sie schon vermißt; sag', daß man sie rufe, Carlos.“

Aber in diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Elia trat strahlend wie die Sonne, mit einem Lächeln, aus dem ihr Herz, mit Augen, aus denen ihre Seele sprach, hastig ein, das Silberkörbchen mit den Blumen in der Hand haltend. Marie folgte ihr, eher zögernd als schnell. Aber bei dem Anblicke so vieler Personen und so schöner auf dem Tische zur Schau gestellter Geschenke blieb Elia plötzlich wie festgebannt stehen.

„Mein Kind, warum trittst Du nicht näher?“ frug die Assistentin, „ist dieses Geschenk vielleicht für mich?“

Elia blieb unbeweglich stehen.

„Geh' doch,“ sagte Marie, „warum überreichst Du nicht Dein Geschenk? Etwa, weil Du so kostbare hier siehst? Kind, Jeder thut, was er kann, und Deine Arbeit und Deine durchwachten Nächte

wiegen gut das auf, was die andern Geschenke gekostet haben.“

„Marie hat Recht,“ sagte die Assistentin, „und was ich an Deinem Geschenke wie an den andern schätze, ist die Absicht, mir Freude machen zu wollen.“

„Geh nur,“ sagte Marie, Elia mit dem Ellenbogen stoßend ohne daß die Andern es bemerken konnten, „Du siehst ja, die Señora verleiht Deinem Geschenke den Werth, welcher ihm sonst fehlen könnte.“

Elia näherte sich der Assistentin und überreichte ihr verlegen und schweigend ihr Körbchen.

„Nicht so,“ sagte Marie, „übergib es wie Du es beabsichtigt hast, Deine Verse dazu sprechend; die müssen sicher sehr gut sein, da Du sie nach dem Hymnus von der heiligen Dreifaltigkeit gemacht hast.“

„Verse!“ riefen Alle; die Gräfin brach in ein schallendes Gelächter aus, und die dünnen Lippen des Don Narciso erweiterten sich zu einem hochmüthigen Lächeln.

„Marie,“ sagte Elia zu ihr im Tone des Vorwurfs, „das paßte nur, wenn wir unter uns allein waren. Sieh, wie Du mich, und mit Recht, lächerlich gemacht hast.“

„Das Sprichwort sagt sehr gut,“ raunte Don Benigno etwas hitzig Marien zu, „ein discreter Feind ist besser, als ein dummer Freund. Wie kann man darin sich gefallen, die anmuthigen Einfälle des armen Mädchens bloßzustellen, damit die Andern darüber lachen.“

„Lächerlich!“ wiederholte während dem die Assistentin, Elia antwortend, „keineswegs, mein Kind; was aus Liebe entsteht, kann es niemals sein.“

„Da sieht Er es, Herr Weltverbesserer,“ flüsterte nun ihrerseits Marie Don Benigno zu.

„Geh', Kind, sag' mir Deine Verse!“ fuhr die Assistentin fort. „Da sie nicht zum Drucke bestimmt sind, noch weit herumkommen sollen, sondern keinen weitern Weg haben, als von Deinem Herzen zu meinem, so laufen sie keine Gefahr. Dann bedenke,“ fügte sie hinzu, als sie sah, daß Elia noch schwankte, „daß sie mir ein großes Vergnügen machen werden.“

„Was willst Du mehr, Kleinmüthige?“ flüsterte Marie Elia in's Ohr.

Elia näherte sich der Assistentin und sprach mit zitternder Stimme, die thränenschweren Augen zu Boden senkend, folgende Verse:

Mutterlos ward ich, ganz klein,
Doch als uns das Grab geschieden,
Ließ mein Glück, zum Trost hienieden,
Zweite Mutter Dich mir sein.
Deine Huld Dir zu vergüten,
Möge Gott, hört er mein Bitten,
Dich mit Segen überschütten,
Wie jetzt ich mit diesen Blüthen.

Bei diesen Worten schüttete sie den Inhalt des Körbchens in den Schooß der Assistentin. Diese drückte sie an ihr Herz und ihre Stirn mit Küssen bedeckend, sagte sie mit thränenfeuchten Augen:

„Sie sind so einfach, naiv und lieblich, wie Du! Ich wußte es wohl, daß sie so sein würden!"

„Und jetzt," rief Marie, gegen Don Benigno gewandt, triumphirend aus, „sprechen Sie noch von dem dummen Freund?" Und sich gegen Don Narciso wendend, setzte sie hinzu:

„Werden Sie, mein Herr, auch jetzt noch in Abrede stellen wollen, daß man nach dem Hymnus von der heiligen Dreifaltigkeit gute Verse machen könne?"

„Oh, gewiß!" versetzte Don Narciso, „es ist Schade, daß Boileau diese neue Methode in seiner Verskunst vergessen hat!"

„Und kann man nur nach der Vorschrift des Herrn Bolo Verse machen?“ frug Marie.

„Sprechen Sie von Küche und Wäsche, aber faseln Sie nicht über Poesie,“ erwiederte Señor Delgado hochmüthig.

„Hat man je einen eingebildetern Windbeutel gesehen?“ murmelte Marie vor sich hin.

Die Eindrücke, welche diese Scene hervorbrachte, waren sehr verschieden. Die Marquise verbarg schweigend die Mißbilligung, welche nach ihrem Dafürhalten die übertriebenen Beifallsbezeugungen, die zärtlichen Liebkosungen und endlosen Schmeicheleien verdienten, womit man, wie mit eben so vielen schlechten Samenkörnern, ein bescheidenes und einfaches Mädchen überschüttete, das mit diesen Eigenschaften der Gefahr ausgesetzt war, die Ruhe und das Glück seines ganzen Lebens zu verlieren. Fernando begann, ohne aufzuhören, mit seiner Tante zu sympathisiren, mit ernstlicher Unruhe den lebhaften Eindruck zu bemerken, welchen dieses reizende Mädchen auf den leidenschaftlichen Charakter seines Bruders machte.

Die Gräfin ihrerseits enthusiasmirte sich so für die Verse Elia's, die, wie sie sagte, einem Sträußlein Feldblumen glichen, — daß sie Don

Narciso bat, sie zu corrigiren und in ihr Album zu schreiben. Aber Señor Delgado weigerte sich, dies zu thun, indem er vorgab, die Feldblumen könnten durch die Berührung seiner Feder den Duft verlieren.

„Er hat nicht unrecht!“ flüsterte Carlos Elia in's Ohr; „denn Deine Verse sind mehr werth, obwohl sie nicht so lang sind, als seine Ode, deren Alexandriner wohl nicht die Strophen des Hymnus von der heiligen Dreifaltigkeit, sondern die lange, dürre und steife Figur ihres Autors sich zum Muster genommen zu haben scheinen.“

Aber wer sich wie ein Verzückter geberdete, war Don Benigno, vor der triumphirenden Marie demüthig das Haupt senkend. Verse machen! — das war für seinen gesunden, aber kurzen Verstand fast eben so viel als die That des Columbus! Er hatte auf glühenden Kohlen gestanden, als er sah, daß sein geliebtes, unbefangenes Kind, gewiß durch die vorwitzige Marie angestiftet, sich auf einen so schlüpfrigen Pfad begeben hatte. Aber kaum hatte er das Lob der Assistentin vernommen, deren Meinung Einem, der, wie er, sich ganz seiner Herrin geweiht und mit ihr identificirt hatte, über Alles galt, so konnte er seine Freude und Bewunderung

nicht mehr in seiner Brust verschließen. Da aber seine Mäßigung und Ehrfurcht ihm nicht erlaubten, sich in das allgemeine Gespräch zu mischen, so nahm er sich vor, um den folgenden Morgen sein Herz auszuschütten, in's Kloster zu gehen und der Aebtissin und der ganzen Gemeinschaft mitzutheilen, was sich ereignet hatte.

Was Marie anbelangt, überraschte es sie wenig, daß Verse, nach dem Hymnus von der heiligen Dreifaltigkeit gemacht, gefielen und ausgezeichnet seien.

„Bei alledem, Elia, hast Du nicht gefrühstückt," sagte die Assistentin; „geh, mein Kind, Dich zu stärken und nimm Dir von den vielen Torten und Süßigkeiten, die im Speisesaale stehen; geh, es ist spät und gestern hast Du gefastet."

„Gestern haben Sie gefastet?" sagte Señor Delgado mit seinem spöttischen und bittern Lächeln; „ich glaube nicht, daß ein Fasttag war, noch daß Sie im dazu erforderlichen Alter sind."

„Sie haben Recht," versetzte Elia, „aber ich that es aus Andacht und Neigung."

„Und finden Sie, mein Fräulein, Geschmack daran, eine Schwäche zu empfinden, und glauben

Sie, daß man seine Andacht durch einen leeren Magen beweise?"

„Ja, Señor," antwortete Elia.

„Und wie ist das möglich, Señorita? Wollen Sie mir dies erklären?" frug der Philosoph ironisch.

„Durch das Bewußtsein, ein Opfer gebracht zu haben," antwortete Elia.

„Wenn man damit dem Gegenstande, dem man es bringt, einen Vortheil verschafft, kann ich es begreifen. Aber, Señorita, welcher Vortheil erwächst daraus für Gott, daß Ihr Magen leer bleibt?"

„Keiner, wie aus Allem, was wir zu seiner Ehre thun können," antwortete Elia. „Darum nimmt Seine göttliche Majestät die Absichten dafür und sieht auf die Herzen, denn am Ende sind sie das einzige Gute, was wir besitzen."

„Das sage ich auch. Ist es denn nichts," rief Marie aus, „seine Gelüste durch Fasten zu bezähmen und die Mäßigkeit der Völlerei entgegenzustellen? den großen Vorbildern der Gerechten und Heiligen aller Zeiten nachzustreben?"

Señor Delgado, ohne sich herabzulassen, Marie zu beachten, sagte zu Elia:

„Glauben Sie mir, Señorita, um gut zu sein,

ist es nicht nöthig, sich der Gaben zu berauben, welche das höchste Wesen uns gewährte, damit wir sie genießen. Seien wir sittlich, tugendhaft, reichen wir der leidenden Menschheit hilfreich die Hand, beugen wir ein Knie vor dem göttlichen Schöpfer."

„Und warum nicht beide?" rief die Assistentin mit Lebhaftigkeit aus. „Elia," fuhr sie fort, „Du hast vergessen, dem Señor zu sagen, der in England gelernt hat, den Begriff des Fastens zu erklären, daß das Fasten geboten ist und daher das Hauptverdienst desselben in der Unterwerfung liegt, womit man gehorcht, in der Demuth, die nicht prüft, in der Ergebenheit, die verehrt, in der Verleugnung, die das Gebotene erfüllt, und in dem öffentlichen Bekenntniß des Glaubens an die Unfehlbarkeit der heiligen Mutterkirche, welche so weislich und mit so heiligen Zwecken Alles ordnet."

„Señor Delgado," setzte sie hinzu, „Sie sind in einem katholischen Lande, in einem katholischen Hause, bei einer, Gott sei's gedankt, katholischen Frau, und da Sie nicht fühlen, daß Ihre Worte antikatholisch sind, verletzend für dieses Land und Haus und beleidigend für mich, so muß ich es Ihnen schon sagen."

Achtes Capitel.

Die Assistentin wartete nur ihren Geburtstag ab, um sich dann auf eines ihrer Güter zu begeben; denn sie liebte den Landaufenthalt und fühlte sich dort wohl.

Die Gräfin, der die Landluft zuträglich sein sollte, und welche die Veränderung liebte, willigte mit Vergnügen ein, ihre Tante zu begleiten.

Auch Fernando und Carlos nahmen bereitwillig die Einladung an.

Elia war närrisch vor Freude, auf's Land zu ziehen, welches sie einen großen Garten nannte, wie ihr Kloster eine kleine Stadt.

Sie zogen also an einem schönen Tage, wie sie der Winter dort erzeugt, um damit den Sommer zu beschämen, in ein nahgelegenes Dörfchen, an dessen Ende die Assistentin ihre Grundstücke und

Meierhöfe liegen hatte. Diese Dame fuhr in einem alten, von vier kräftigen Maulthieren gezogenen Reisewagen. Den Methusalemen, wie Carlos ihr gewöhnliches Gespann nannte, muthete man keine so harte Anstrengung zu und sie hatten unterdessen Ferien.

Auf der einen Seite des Wagens ritt Pedro, auf der andern der Großknecht; beide mit Flinten bewaffnet.

Die Gräfin fuhr in einer leichten Chaise voran, von zwei normännischen Pferden mit gestutzten Schwänzen gezogen, welche sie aus der Fremde mitgebracht hatte.

Fernando und Carlos ritten zwei prächtige Füllen, die ihnen die Tante geschenkt hatte, es waren die schönsten aus ihrem Gestüt; Beide trugen die hübsche Tracht des andalusischen Landmanns.

Sie wurden in dem Landhause, welches die Senora im Dorfe hatte, von dem Pfarrer und vielen Knechten empfangen. Das Haus war groß, unregelmäßig und geschmacklos gebaut, im Innern nur schwach möblirt und zwar mit den ausgemusterten Möbeln von Sevilla. Es bildete mit seinem weiten Umfange, seiner stolzen Façade aus Stein und Eisen, seinem großen Portale mit den Wappen seiner Eigen-

thümer, den vollendetsten Contrast zu jenen Landhäuschen ohne Grundfesten, aus Gyps mit Jalousien, die man auf einen Präsentirteller stellen könnte, wie ein niedliches Spielzeug, welche die Engländer und ihre Nachahmer Cottage nennen, und die weniger lange währen als das Leben ihrer Besitzer.

Die Gräfin würde ein Dutzend solcher Besitzungen, wie die ihrer Tante, für ein Cottage gegeben haben.

Die Assistentin hingegen wäre in einem derartigen erstickt und hätte es gewiß einen Käfig genannt.

Es drängten sich um die Wagen eine Menge Kinder von allen Größen, welche wie verzückt mit offenem Munde die Gesellschaft anstarrten und besonders den Wagen der Gräfin. Es dauerte nicht lange, so erhob sich eine Stimme zuerst ganz leise, dann immer lauter, mit der sich viele andere vereinigten, bis sie beinahe zu einem Tumult anschwollen, die in einem lärmenden Crescendo wiederholten:

„Pferde ohne Schweife! Pferde ohne Schweife!“

Bei diesem Ausbruche der Ueberraschung und des Entsetzens schlugen die Gräfin und Carlos ein lautes Gelächter auf. Nicht so Señor Delgado,

welcher voll Zorn seinen Stock erhob und damit jenen lärmenden Ameisenhaufen bedrohte.

„Ihr Taugenichtse, wollt Ihr schweigen und die Pferde der Herrschaft respectiren?“ rief er aus.

Die Kinder begannen zu laufen und zerstoben wie ein Schwarm Sperlinge; aber mit der Keckheit dieser Vögel kehrten sie wieder zurück, und durch das Lachen der Gräfin und Carlos' ermuthigt, fingen sie an, Narciso, der eine Mütze von grauem Castor trug, nachzurufen:

„Seht 'mal den Gevatter mit der Narrenkappe von Fließpapier! Narrenkappe! Narrenkappe!“

Señor Narciso flüchtete sich, als er sah, wie schlecht der Streit endete, wüthend durch eine Hinterthür auf's Feld, zwischen den Zähnen murmelnd:

„Wahre Beduinen! Hottentotten! Barbaren! Das Land muß erst erobert werden!“

Aber der Spitzname blieb ihm im Dorfe, in welchem der elegante und vornehme Don Narciso der Salons von London und Paris nur als „Narrenkappe“ gekannt war. Das Sprichwort hat Recht, welches sagt: Niemand ist in seinem Vaterlande Prophet.

Die Tage verstrichen heiter und eintönig mit Pilgerfahrten, bald zu Wagen, bald auf Eseln nach

den Besitzungen der Nachbaren. Die Abende kamen ihnen allerdings etwas lang vor. An einem Abend, als das Sausen des Windes ein Gewitter ankündigte, hatten sie sich früh versammelt. Clara, auf einem Sopha ruhend, von angestrichenem Tannenholz, mit einer bescheidenen Decke von weißem indischen Zeug, stützte ihr schönes Haupt auf eins der Kissen.

„Die Zeit, in der man sich langweilt, sollte nicht von unserer Lebenszeit abgezogen werden," sagte sie zu Fernando, welcher am andern Ende des Sophas saß, bei dem Lichte einer Wachskerze auf einem hohen, hölzernen Leuchter, Briefe, die er aus Sevilla empfangen hatte, lesend; „denn bedenke, Fernando, sich langweilen und zugleich älter werden, ist doch des Guten zu viel!"

„Und warum langweilst Du Dich, Clara?" fragte ihr Vetter.

„Gottes Wunder!" rief Clara, „Gottes Wunder! wie man in jenen verrückten alten Stücken unsers glänzenden Repertoirs sagte, eine solche Frage würde man nicht im Gebirge machen. Wie kannst Du, der beau, la fleur des pois der Salons des Hofes, mich mit dem Ernste eines Türken fragen, warum ich mich in diesem schläfrigen Sevilla lang-

weile, das an seiner Regungslosigkeit Vergnügen findet, wie ein indischer Brahmine, und an seiner Finsterniß wie eine Nachteule."

„Auf die Gefahr, Dir ein finsterer, regungsloser Sevillaner zu scheinen, will ich Dir erwiedern, Clara, daß ich dort zwar mich manchmal langweilte, hier aber niemals Langeweile habe."

„Chacun-à son gout!" sagte Clara:

„Ueber Sachen des Geschmacks
Streite doch Niemand;
Es genügt ja zum Gefallen,
Fand man's nach Geschmack."

„Daß ich mich nicht langweile, wird davon abhängen, daß ich an Deiner Seite bin."

„Es ist mir leid, Fernando, daß ich, obwohl ich Dich von Herzen gern habe, Dir nicht dasselbe Compliment zurückgeben kann. Carlos," setzte sie hinzu, sich zu diesem wendend, welcher das Kaminfeuer anschürte, „wie schlecht Du es machst! Welcher Rauch! Du wirst uns einräuchern wie die Würste von Estremadura. Von den drei Eigenschaften, welche der haben muß, der ein Kaminfeuer trefflich unterhalten will: Dichter, Verliebter oder Narr zu sein, besitzest Du wenigstens die letzte."

„Und vielleicht die beiden andern in petto!"

antwortete Carlos; „aber die Schuld liegt nicht an mir, daß der Kamin raucht, sondern an seinem ganz schlechten Bau.“

Marie, der es nie an Vorwänden fehlte, sich im Zimmer etwas zu schaffen zu machen, trat in diesem Augenblick ein, indem sie ausrief:

„Jesus! wie übel dieser Engländer riecht!“

Marie nannte ein Wandreverbère so, welches die Gräfin aus London mitgebracht und ihrer Tante geschenkt hatte, und das an der einen Seite des Kamins aufgestellt, vollkommen ein englisches Zeitungsblatt beleuchtete, das Don Narciso, den Rücken dem Kamine zugewendet, las. Man fing damals an, diese Beleuchtung einzuführen, zur Verzweiflung aller eingebornen Pedros und Maria's, die den complicirten Mechanismus nicht zu handhaben verstanden; und Marie hatte Recht, denn das schlecht gepflegte Reverbère verbreitete in dieser Nacht, wo die Atmosphäre feucht und dicht war, einen unerträglichen Geruch.

„O, Gräfin!“ rief Don Narciso plötzlich mit solcher Heftigkeit aus, daß die Assistentin, welche an der andern Seite des Kamins auf einer Butaca*)

*) Ein großer, länglicher, niedriger Stuhl.

saß, über seinen Ausruf erschreckt zusammenfuhr, wie auch Elia, die auf einem Schemel an der Seite der Señora saß, sehr nette, durchbrochene Strümpfe aus feiner Wolle strickend.

„Was ist geschehen?" fragte die Assistentin.

„Man machte," versetzte Don Narciso, „auf jener Insel, nicht der Schwäne, wie die Poesie sagt, sondern der Titanen, wie die positive Wirklichkeit bezeugt, die erstaunlichste Entdeckung! Man hat die bewegende Kraft des Dampfes in Fabriken mit wunderbarem Erfolge angewendet!"

„Welche Menschen! Welche Genies!" rief Clara ganz zerstreut und mehr aus Gewohnheit, denn die große Entdeckung interessirte sie nicht im Mindesten.

„Und welchen Vortheil bringt dies, daß Sie darüber so entzückt sind?" fragte die Assistentin. „Lassen Sie doch hören, was an dieser großen Entdeckung ist."

„Ach, wäre es," murmelte Marie vor sich hin, „ein Reverbère, das so leicht zu behandeln wäre, wie eine Lampe!"

„Señora, ist das etwa eine Kleinigkeit," erwiederte der enthusiasmirte Philosoph der Assistentin, „eine Oekonomie, welche in einer Fabrik zweihundert Hände überflüssig macht! Derjenige, welcher

einen so großen Gedanken faßte, der ihn ausführte, verdient . . ."

„Aufgehängt zu werden," sagte die Assistentin, den schwärmerischen Anglomanen unterbrechend.

Dieser wollte sich eben in einer improvisirten Lobrede aller Arten moralischen und materiellen Fortschrittes ergehen, als ein neuer Windstoß das Zimmer mit einer Rauchwolke erfüllte.

Don Narciso, der sie aus erster Hand empfing, schloß die Augen und damit zugleich auch den Mund, mehrere Male hinter einander sehr geräuschvoll niesend.

„Nur in Spanien," sagte er endlich, „wo man à la lazzaroni lebt, sieht man so elend gebaute Landhäuser! Hier trifft man eine fabelhafte Trägheit, ein sans souci, welches Türken und Indianer hinter sich läßt! Das ist nicht nur ein Zurückbleiben, es ist ein Verfall, ein Rückschritt. Ich möchte in der That Cadix sehen, welches die Andalusier mit ihrer gewohnten Prahlerei und Ruhmredigkeit eine Tasse von Silber nennen; sicher ist es nur eine Pfanne aus Thon von Medina!"

„Gott steh mir bei!" sagte die Gräfin, welche sich diesmal über ihren Hippokrates wegen seiner Grobheit ärgerte, „überall hörte ich Sie klagen! In

London waren Sie verzweifelt; in Paris wüthend; hier sind Sie es und in Cadix werden Sie es auch sein."

„Kennst Du nicht die Fabel von jenem Manne, der immer auszog, weil er einen Kobold im Hause hatte," sagte Carlos; „und der, als er einst wieder auszog, einen mit seinem Mobiliar bepackten Wagen hinter sich führend, und sich danach umsah, ganz oben auf dem pyramidenartig aufgerichteten Gepäck den Kobold erblickte."

„Auf diese Art," sagte die Gräfin lachend, „führte er ihn also überall mit sich?"

„Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen, Cousine."

„Gräfin, Sie sollten, um gerecht zu sein, sich gegenwärtig halten," antwortete Don Narciso, „daß ich in London verzweifelte, weil jenes verdammte Klima meine rheumatischen Schmerzen bis zum Wahnsinnigwerden steigerte, und daß in Paris, der Wiege und dem Tempel des Liberalismus und der Philosophie, dieser heiligen Fackeln der Menschheit, die verabscheuungswürdige Heuchelei es war, die mich ärgerte, welche die Bourbons an die Tagesordnung gebracht hatten, indem sie die Leuchten des Jahrhunderts durch sie dämpfen wollten."

„Und in was bestand sie?“ fragte die Assistentin.

„Señora,“ versetzte Don Narciso, „sie war grausenerregend und ekelhaft! Diese weltlichen, leichtsinnigen und sündhaften Menschen folgten den Processionen, besuchten Kirchen! . . .“

„Und sie thaten gut,“ sagte die Assistentin. „Alle mögen kommen und Alle in den Tempel des Herrn eintreten.“

„Señora, die Einen gehen aus Heuchelei.“

„Sie mögen eintreten!“

„Andere, um sich zu unterhalten!“

„Sie mögen eintreten!“

„Andere, weil der deutsche Romanticismus den Mysticismus mit seinen Kathedralen, mit den gemalten Glasscheiben und undurchsichtigen Fenstern in die Mode gebracht hat.“

„Sie mögen eintreten!“ wiederholte die Assistentin.

„Andere, Señora, gehen, um die Musik zu hören.“

„Sie mögen eintreten! Don Narciso.“

„Andere,“ fuhr dieser fort, „um zu spotten und zu kritisiren.“

„Wie Sie? — Das sind die Einzigen, welche nicht eintreten sollten,“ sagte die Assistentin.

„Und die Andern ja?“

„Ja, ja und ja! Denn sehen Sie, Don Narciso, Jeder, der in die Kirche eintritt, entblößt sein Haupt, und es kommt ein feierlicher Moment, in welchem Alle ihre Knie vor der göttlichen Majestät beugen, wo Tausende vor ihr auf den Knien liegen, und eine Ehrfurchtsbezeugung, selbst wenn sie nur äußerlich wäre, hat immer ihren Werth. — Und warum sollten sich nicht die Kalten und Lauen unter die Gläubigen mengen? Und um wie viel mehr, wenn das Laster ansteckend ist, sollte nicht auch die Tugend sich Andern mittheilen? Und wer sagt Ihnen denn, ob in diesen harten, frivolen Herzen bei dem Beugen des Knies und unter dem feierlichen Eindrucke der heiligen, allgemeinen Sammlung nicht ein Funke göttlicher Anbetung entglüht? Es wäre ja möglich, Don Narciso, daß manche verbitterte Menschen strengere Anforderungen machten, als der allbarmherzige Gott selbst.“

„Sie sind eine exagerirte Molinistin,“ erwiederte Don Narciso mit einem bittern Lächeln auf die süßen Worte, welche der Assistentin ihr lebhaftempfindendes Herz dictirt hatte.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte die Señora hastig; ich, Señor, bin nichts, was man nicht mit klaren Worten sagen könnte.“

„Ich meine, Señora, Sie haben ein sehr dehnbares Maß,“ antwortete Don Narciso.

„Ja, Señor, und mit Recht! Sehen Sie nicht, daß ich es auch für mich bedarf? Und wenn ich, die ich katholischer als selbst der Papst bin, manchmal strauchle, wie soll es dann erst den jungen Leuten ergehen? Glauben Sie mir, Don Narciso, überlassen Sie die Strenge jenem, dem sie zukommt und der mit dem Beispiele predigt, dann wirkt sie mächtig; aber sie steht weder mir noch Ihnen zu. Ich arme Sünderin würde nicht wie Sie die „übertriebene Anforderung“ und die „scharfe Strenge,“ wie zwei Carabiniers, vor das Thor des Hauses Dessen, der unser Aller Vater ist, aufpflanzen; wohl aber folgende Inschrift: Sie mögen eintreten!“

„Sie mögen eintreten!“ wiederholte Elia mit der Sympathie eines Engels des Himmels für einen der Erde.

„Sie mögen eintreten!“ sagte Don Benigno mit dem vollkommenen Einklange der Güte und Nachsicht.

„Sie mögen eintreten!“ rief Marie aus

mit dem glühenden Eifer der Katholiken, Alle am Fuße desselben Altars, in einem und demselben Glauben, in einer uud derselben Liebe und in einer und derselben Hoffnung, zu versammeln.

„Wenn Sie glauben," erwiederte Don Narciso, mit einem Lächeln, das aus einem höhnischen in ein zorniges überging, „daß Beten und sich an die Brust Klopfen genügt, um selig zu werden..."

„Nein, Señor, es genügt nicht," sagte die Assistentin; „aber ohne diesen wird Niemand selig. Glauben Sie, daß Seligwerden ein Verdienst ist? Nein, Señor, es ist eine Gnade. Man kann sie nicht durch sich selbst verdienen; man muß sie erflehen, das Haupt nicht erheben, sondern beugen."

„Señora," versetzte Don Narciso mit affectirter Würde, „Gott gibt dem Menschen in diesem Leben genug zu leiden! Er schuldet ihm eine Entschädigung im andern; etwas Anderes zu denken, wäre absurd."

„Er schuldet sie ihm!" rief die Assistentin aus. „Er schuldet sie ihm? Dies: er schuldet sie, gefällt mir! Glauben Sie, man braucht mit Gott nur so umzugehen, wie sie heutzutage mit den Königen umgehen? Ihm die Huldigungen zu entziehen, Pflichten vorzuschreiben, seine Macht zu be-

schränken, und Ihn, wenn es möglich wäre, irgend eine Constitution anerkennen zu machen, eine Charte oder eine ähnliche Kleinigkeit, und die Rechte der Menschen! Lauter Rebellion, purer Geist der Rebellion!"

„Der König! Der König!" sagte Señor Delgado mit Bitterkeit. „Sie füllen sich mit diesem Worte den Mund, welches die Würde des Menschen beleidigt."

„Und, fügen Sie hinzu, das Herz!" versetzte die Assistentin mit Nachdruck; „ja, ja, mit diesem heiligen, großen, ewigen Namen, welcher die Helden und Treuen geschaffen hat, wie der Christi die Märtyrer und die Heiligen."

„Señora," entgegnete Don Narciso mit verächtlicher Miene, „der große Voltaire sagte: Der erste König war ein glücklicher Soldat."

„Voltaire, dieser Possenreißer, log," versetzte die Assistentin mit Feuer. „Das konnte er von dem ersten Eroberer sagen; der erste König war ein Patriarch."

„Wer sagt das?"

„Ich."

„Señora," sagte Don Narciso mit affectirter Würde, „erlauben Sie, Sie zu erinnern, daß der

Autorität von Männern wie Voltaire, Diderot, Helvetius, Rousseau, d'Alembert zu widersprechen ..."

„Das ist der böse Dämon und sein Gefolge!" unterbrach ihn die Assistentin, „welche mit ihren schändlichen Lehren und höllischen Büchern heutzutage die Neronen und Diocletiane des Christenthums sind! Aber, Freund, wie unangenehm es Euresgleichen, Schülern dieser neuen Verfolger, auch sein mag, wir werden über sie wie über die Andern triumphiren! Ist's nicht wahr, meine Kinder?"

„Wir werden triumphiren!" wiederholten Alle in feurigem Chor.

In diesem Augenblicke trat Pedro ein, um zu melden, daß das Abendessen aufgetragen sei.

„Seht 'mal, Pedro," sagte zu ihm Marie, nachdem die Herrschaften hinausgegangen waren, „wie die Señora, die in ihrem Leben kein Buch gelesen hat, diese „Narrenkappe" stets sich ducken macht, die doch nichts thut als lesen?"

„Weil sie Recht hat, Marie, weil sie Recht hat!"

Während sie die Corridore durchschritten, sagte Carlos zu Elia:

„Auch ich will triumphiren, Elia."

„Ueber Deine bösen Leidenschaften, Carlos? Da wirst Du gut thun."

„Nein, ich habe nur gute Leidenschaften, Elia. Ich will über Dein Kloster triumphiren, welches ein Minotaurus ist.“

„Ach, was gibst Du ihm da für einen Namen? Und warum nennst Du es so?“

„Minotaurus war ein Ungeheuer, welches Jungfrauen zu Hunderten verschlang.“

„Wenn Du Dein Regiment so nenntest,“ erwiederte Elia, „in welchem so viele Arme sterben — das ginge an! Aber daß Du es vom Kloster sagst, ist — warte, daß ich mich besinne, wie dies Don Narciso nennt, ist ein —“ fügte sie hinzu, ihr weißes Fingerchen auf ihre glatte Stirn legend, — „es klingt wie Parade-Ochsen — ein Paradoxon!“ rief sie aus, lustig in die Hände klatschend und triumphirend in den Eßsaal eintretend.

Neuntes Capitel.

Der Wind brachte die Wolken und diese gossen Ströme süßen Wassers nieder. Aber nach zwei Tagen war der Regen vorüber, woraus das Land so schön und frisch hervorging, wie eine Odaliske, welche eben einem wohlduftenden Bade entsteigt.

Man nahm sich vor, den folgenden Tag in einem der Meierhöfe der Assistentin, welcher eine Meile von dem Dorfe entfernt war, zu speisen. Die Señora war auf ihrem Zimmer mit den Vorbereitungen zum Ausfluge mit Pedro und Marie beschäftigt.

„Wie zufrieden Sie aussehen, Mutter!“ sagte Elia, als sie die Heiterkeit bemerkte, die in ihrer Miene ausgedrückt war.

„Ja gewiß, mein Kind, bin ich es, da morgen Alle einen vergnügten Tag haben werden.“

„Wie gut Sie sind, Mutter!“ rief Elia aus.

„Das Jahr sei besser!“ erwiederte ihr die Señora, sie streichelnd.

„Soll man ein Kalb schlachten?“ frug Pedro.

„Nein, einen Hammel,“ bemerkte Marie.

„Ein Kalb,“ antwortete Pedro, „gibt mehr aus und Sie wissen, daß die Señora will, daß sich Alle satt essen. Wir sind eine hübsche Anzahl, dann noch die ungeladenen Gäste, an welchen man nicht das Mahl vorübertragen noch ihnen die Thüre weisen will.“

„Doch weiß ich,“ sagte Marie, „da ich die kleinen Theile des Thieres für die Herrschaft zuzubereiten habe, daß die eines Hammels besser und zarter sind, als die eines Kalbes.“

„Zankt nicht,“ sagte die Assistentin; „man schlachte ein Kalb und einen Hammel.“

„Wegen dem Eigensinne dieses Frauenzimmers wird diese unnütze Ausgabe gemacht,“ brummte Pedro.

„Wird etwa die Señora wegen eines Hammels mehr oder minder reicher oder ärmer werden?“ meinte Marie.

„Weisheit der Verschwender,“ warf Pedro ein; „viele Wachstropfen geben eine Osterkerze. Wie freigebig Sie mit fremdem Gelde sind!“

„Immer seid Ihr im Streite," bemerkte die Assistentin; „Eins von beiden, entweder Ihr liebt Euch sehr oder könnt Euch nicht ausstehen."

„Glauben Ew. Excellenz das Letztere," sagte Marie, „denn gewiß kehren sich unsere Engel den Rücken zu."

„Señora," setzte Pedro hinzu, „ich bin das Fleisch und Marie ist das Messer."

„Und Ihr habt Recht," bemerkte Marie, „wenn Ihr Euch das Fleisch nennt, denn durch das gute Leben seid Ihr dick wie ein Hecht geworden. Ihr seht aus wie eine Matratze ohne Naht und habt ein Gesicht wie ein Vollmond."

„Und Sie," versetzte Pedro, „sind mit dieser verdammten Laune, die Sie verzehrt, so dünn wie ein beschnittener Weinstock und gelber als die Pergamente des Archivs von Indien geworden."

„Warum habt Ihr Euch nicht geheirathet?" fragte die Assistentin, „so würdet Ihr doch wenigstens bei Nacht Frieden gemacht haben."

„Mit diesem Weibe, Señora, gibt es keinen Frieden, weder bei Tag noch bei Nacht; ich wette, daß sie, statt zu schnarchen, zankt."

„Ich war schon einmal verheirathet," sagte Marie, „aber wenn auch nicht, so wäre ich doch

lieber ledig geblieben, um die Heiligen anzuziehen und als Riegel für die Hölle, ehe ich eine solche Fleischmasse an meiner Seite geduldet hätte. Jesus — wie erschöpft mußte seine Mutter an dem Tage sein, an welchem sie ihn gebar und sich von ihm befreit fühlte!“

„Was mich betrifft, Señora,“ sagte Pedro, „war ich auch schon einmal verheirathet und würde mich nicht mehr vermählen wollen, wäre es auch mit der Prinzessin von Asturien, jenes Märchens eingedenk —“

„Pedro, verschont uns um Gotteswillen mit Märchen!“ rief Marie aus.

„Erzähle, erzähle, Pedro, es unterhält mich,“ sagte die Assistentin.

„Nun denn, Señora,“ fuhr Pedro fort, „es waren einmal zwei Freunde, die sich sehr lieb hatten und sich versprachen, daß der, welcher früher stürbe, dem Andern Nachricht bringen sollte, wie es ihm in jenem Leben ergehe. Beide verheiratheten sich, und der zuerst starb, erfüllte sein Wort und erschien dem Andern. — „Wie geht es Dir?“ fragte dieser. — „Vortrefflich,“ antwortete der Geist. „Als ich mich oben vorstellte, sagte Sanct Petrus zu mir: „Wie ist es Dir im Leben ergangen?“ „Señor,“

versetzte ich, „ich war ein armer Mann, war verheirathet —" „Sag' nicht mehr," fiel mir Seine Gnaden in die Rede, „geh' vorwärts, denn Du hast für Alles gebüßt." Und ich ging in die ewigen Freuden ein." — Damit verschwand er, seinen Freund eben so befriedigt als getröstet zurücklassend. Nach Verlauf einiger Zeit starb diesem seine Frau und bald darauf vermählte er sich wieder. Als seine Stunde gekommen war und er mit den Füßen voran aus dem Hause getragen wurde, stellte er sich sehr keck dem heiligen Petrus vor. — „Wie ist Dein Leben gewesen?" fragte der Heilige. — „Ich war zweimal verheirathet," erwiederte der Erstangekommene sehr zuversichtlich, indem er einen Schritt vorwärts machte, um einzutreten. Aber der Kahle versetzte ihm einen Schlag mit seinem Schlüsselbund und sagte: „Zurück, Gevatter, denn der Himmel ist nicht für die Dummen gemacht."

„Wollt Ihr einen Empfangschein, Pedro?" frug Marie, „denn mehr als zwanzig Mal hörte ich Euch dies Märchen erzählen, welches älter ist, als das Gehenlernen."

„So wünschen Sie vielleicht ein neueres?" frug Pedro.

„Nein, nein," antwortete Marie, „behaltet sie

für Euch, um sie wie die Früchte in Essig einzumachen."

„Erzähle, Pedro, erzähle, Spaßvogel," sagte die Assistentin.

„Ein Prediger," hob Pedro an, „predigte über das Leiden Christi. Nachdem er alle seine Qualen aufgezählt hatte, frug einer seiner Zuhörer: „Vater, war der Herr verheirathet?" „Nein, Mensch," versetzte der Prediger. „Wenn dem so war," sagte der Andere, „so wußte der Herr nicht, was leiden ist."

Die Assistentin lachte und sagte dann:

„Marie, vergiß nicht, daß Clara die Gewürze weder mag, noch daß sie ihr gut thun."

„Gut, Señora, ich werde nicht darauf vergessen."

„Pedro," fuhr die Assistentin fort, „denk' darauf, daß meine Neffen die Kuchen der Franziscanerinnen gerne haben."

„Dafür ist schon gesorgt."

„Marie, erinnere Dich, daß Elia den Orangenpudding liebt, den Niemand so gut machen kann, als Du."

„Darauf habe ich schon Bedacht genommen," sagte Marie.

„Sieh auch darauf," fuhr die Señora in ihren

Ermahnungen fort, „castilische Erbsen und Bratwürste aus Estremadura zu bekommen, welche Don Benigno so gut schmecken."

„Sehr wohl, Señora."

„Pedro, vergiß bei Deinem schlechten Kopfe nicht, daß dieser Delgado Narciso nur rothen Wein trinkt."

„Gott steh' mir bei, Señora," rief Marie aus, „jetzt denken Ew. Excellenz gar an das, was dem Bebrillten schmeckt! Er soll Essig trinken, wenn ihm der Wein, den man hier hat, nicht schmeckt! Das Getränk wird noch immer süßer als sein Mund sein."

„Marie," versetzte die Assistentin, sich erhebend, um zu gehen, „er ist in meinem Hause und das sei Dir genug, um gegen ihn aufmerksam zu sein. Sei nie ungeschlacht, Kind Gottes!"

„Auf Alle denkt sie, an Alle erinnert sie sich," sagte Marie, als sie ihre Gebieterin sich entfernen sah, „nur nicht an sich selbst. Wenn Ihr, Pedro, nicht an den Pfau und ich nicht an das Confect gedacht hätten, würde sie morgen ihre Lieblingsspeisen entbehrt haben."

„Marie," versetzte der Haushofmeister, „für die Señora machte Gott ein Modell, das er dann

zerbrach; denn wie es vor ihr keine gab, die ihr glich, so wird es auch nach ihr keine solche geben."

Den folgenden Morgen wurden die Esel im Hofe gesattelt, und am Thore vermehrte sich mit jedem Augenblicke die Versammlung der kleinen Engel, welche nicht zu den guten gehören. Sie hatten die Hoffnung gehegt, die schwanzlosen Pferde zu sehen, welche sie „die Frösche" nannten, denn weder Don Narciso, noch Du, Leser, wenn Du selbst Minister, Mitglied einer Akademie, Erzmillionär oder das wahre Prototyp der Eleganz wärst, noch irgend Jemand entgeht dem Gespött und den Witzen der andalusischen Schlingel. Darum gesteht der große Alexander Dumas, der seinen guten Theil davon abbekam, mit naiver Ueberraschung, das spanische Volk habe das Mittel gefunden, der Franzosen zu spotten, obwohl diese das boshafte Volk sind, das das Vaudeville erfand, diese zarzuela*) jenseits der Pyrenäen. Wie armselig ist Derjenige, der, wie Don Narciso, dies heroisch aufnimmt und nicht darüber lacht, wie die Gräfin und Carlos.

Aber die Jungen sollten sich nicht dieses Phä-

---

*) So heißen die kurzen, gewöhnlich zweiactigen Singspiele oder Operetten in Spanien.

nomens erfreuen, denn die Gräfin hatte befohlen, einen Esel, der nicht lebhafter und leichtfüßiger sein konnte und den sie besteigen wollte, mit einem eleganten Sattel von rothem Corduanleder, gefüttert mit weichem Schafleder, auf einer prächtigen Decke, zu zieren, dessen Kopfzeug mit Schellenbüschen und Quasten behängt war. Die andern Damen saßen ohne Umstände, aber bequem zwischen den beiden plumpen X, welche ein Frauensattel bildet.

„I, Du schlechte Haut!“ rief einer der Eseltreiber aus, seinem Esel einen Korb voll Provisionen aufladend, während das arme Thier seiner Last ausweichen wollte, da es eine Wunde an den Lenden hatte, — „es scheint, als könntest Du mit der Last, die leicht wie das Herz einer Nonne ist, nicht fort, während Du es mit der Giralda vermöchtest!“

Bei diesen Worten versetzte er ihm einen solchen Peitschenhieb, mit diesem Mangel an Mitleid, welches in Spanien die Männer im Allgemeinen gegen ihre Thiere zeigen, daß der unglückliche Esel sich vor Schmerz zusammenkrümmte.

„Um Gotteswillen, schlagt das arme Thier nicht so!“ rief Elia schmerzlich bewegt aus.

„Es versteht keine andere Sprache,“ antwortete der Mann.

„Es ist eine Barbarei, die Thiere, die uns das Brot gewinnen, so zu behandeln," sagte die Assistentin.

„Ei!" versetzte der Eseltreiber, „wäre ich zum Bischof geboren worden, so würde ich Segen ertheilen."

„Aber ich will nicht, daß man die Esel so mißhandelt," sagte die Assistentin mit Lebhaftigkeit; „wirf diese Peitsche weg, wenn Du mitkommen willst, oder wenn nicht, so geh', das wird das Kürzeste sein."

Der Eseltreiber begann, ohne etwas zu antworten, den Esel abzuladen.

„Señora," sagte der Großknecht zur Assistentin, „soll man einem Esel, weil er ausschlägt, den Fuß abhauen? Dieser Mann da ist ein Unglücklicher, der sechs Kinder und lange nichts verdient hat; dem ist der Tagelohn und die Verköstigung von heute, wie dem Ertrinkenden eine rettende Hand."

„Nun gut, er mag bleiben, aber die Peitsche soll er weglegen," antwortete die Assistentin.

„Miguel," sagte der Großknecht, „lade nur wieder auf, die Señora läßt Dir's sagen."

„Ja, da bist Du gleich fertig," antwortete der Eseltreiber, „wenn nicht ein Anderer diese Last fort-

schafft, so kann sie hier bis zum jüngsten Tage liegen bleiben."

„Sei nicht dumm, Miguel, schlag' nicht gegen einen Stachel aus," raunte ihm der Großknecht zu, „zehn Realen, blank wie zehn Sterne, und Fleisch und Wein bis zum Ueberfluß, das ist nicht zu verachten."

„Nicht um die Schätze Cataloniens thue ich es," antwortete der Eseltreiber. „Mich heißt man nicht zwei Mal gehen; es ist mit einem Mal genug; ich verdiene mein Brot mit Ehren, oder ertrage meinen Hunger im Stillen."

Mit diesen Worten stieg er auf seinen Esel, und ihm einen fürchterlichen Peitschenhieb gebend, jagte er davon.

„Hat man je einen hochmüthigern Schlingel gesehen!" rief die Assistentin. „Mit guter Lust möchte ich, wenn ich könnte, ihm ein Dutzend solcher Peitschenhiebe geben lassen, wie er sie seinem Esel gibt, damit er wisse, wie sie schmecken. Der Jude! Der Barbar! Aber," setzte sie hinzu, „sein Weib und seine Kinder sollen es nicht entgelten. Die Armen! Schicke ihnen einen Duro, Frasco, und daß sie nicht erfahren, daß ich es bin, die ihn schickt."

„Ein echt andalusischer Charakter!“ sagte Señor Delgado lachend, „arm wie Hiob, aber hochmüthig wie Tarquinius.“

„Und,“ setzte die Gräfin lächelnd hinzu, „sie sind es, ohne Ihren geliebten Contrat social gelesen zu haben, noch ohne daß Sie ihnen eine Rede über die Würde des Menschen gehalten haben.“

„Wie soll es anders sein,“ sagte der Großknecht, der seinen Landsmann entschuldigen wollte; „Ehre und Vortheil haben nicht in einem Sacke Platz.“

„Ohne Zweifel!“ rief die Gräfin enthusiasmirt aus; „das sind Fürstenseelen unter einem groben Tuche. Frasco, geben Sie ihm eine halbe Unze von mir.“

„Frau Gräfin, das ist nicht recht,“ versetzte der Großknecht mit seinem gesunden Verstande.

Aber schon war die Gräfin auf ihren schmucken Esel gestiegen und hatte laut lachend den frühern Vorfall vergessen.

„Delgado! Delgado!“ rief sie aus, „was für eine brillante Figur würde ich so in Longchamps machen!“

Die Uebrigen nahmen auf ihren Frauensatteln Platz, jede einen Eseltreiber an ihrer Seite. Die

Männer waren zu Pferde, außer Don Benigno und Don Narciso, welche beide schlechte Reiter waren und zu diesem „erzdummen, eselhaften Fortschrittsmittel“ ihre Zuflucht nehmen mußten, wie der Letztere sagte. Der Tag war schön, wie es denn nur wenige in Andalusien gibt, die es nicht sind.

Es schien, als wölbte sich der Himmel höher denn je, als wäre die Atmosphäre reiner, leuchtender die Sonne, lebhafter die Vögel und fröhlicher ihr Gesang. Auf den Wällen richteten sich die Aloen empor, unbeweglich wie Soldaten auf ihre Waffen gestützt, das Eigenthum bewachend; zu ihren Füßen und unter ihrem Schutze blühten Geranien, wilde Rosen, Immergrün, Klapprosen, während Spargelstauden, wie gute Mütter, ihre Kinder mit Dornen umgaben, um sie vor jeder Berührung zu schützen. Der Thymian, der nur in einem trockenen Boden wächst, verbreitete den Wohlgeruch, den er aus diesem zieht, wie zum Beweise, daß, so unfruchtbar, trocken und undankbar eine Sache auch sei, es doch immer ein Mittel gibt, etwas Liebliches und Angenehmes ihr zu entlocken.

Die Naturscenen machen einen tiefen Eindruck auf gebildete Seelen, welche ihr Empfindungsvermögen erweitert haben, oder auch auf Herzen, die

gelitten und genossen haben, welche mit Lebhaftigkeit hoffen und fürchten. Aber für jene Herzen, welche weder genossen noch gelitten haben, für welche die Vergangenheit und Zukunft eintönig und ruhig sind — wie es für ein Schiff bei ruhigem Meere der zurückgelegte und noch zu machende Weg ist —, für diese Seelen, die, indem sie sich nicht nach fremdem Geschmack und Empfinden in der Welt und in den Büchern bildeten, nicht an Anmuth, Kraft und Natürlichkeit das einbüßten, was sie an Erhebung und Eleganz gewonnen hätten, für diese haben die Naturscenen etwas Liebliches und Erheiterndes, ohne sie aufzuregen.

Zu ihrem Glücke waren Alle, die da fröhlich einherzogen, auf Blumen tretend und ihren Duft einathmend, in dem einen oder dem andern Seelenzustande, welchen wir eben beschrieben, und folgte Jeder dem Eindrucke, den die Gegenwart auf ihn machte.

„Hast Du viele Kinder, José?“ fragte die Assistentin ihren Eseltreiber, der ein Vetter des Großknechts und sehr arm war.

„Acht, Señora.“

„So viele! — und die noch kommen werden!“

„Und die noch kommen werden!“ wiederholte der Arme mit Resignation.

„Und hast Du sie sehr lieb?“

„Señora, Alle, die geboren wurden, sind geliebt.“

„Sind es Knaben?“

„Fünf Knaben und drei Mädchen, Señora; die beiden ältern sind Soldaten, der dritte ist Eseltreiber auf dem Gute Ew. Excellenz, aber Frasco will ihn entlassen, da er sagt, er sei nicht nothwendig; die zwei Kleinen sind Schweinehirten.“

„Nun, die Burschen machen Dir also nichts zu schaffen, José.“

„Das ist wahr, Señora, aber drei Töchter und die Mutter, das sind vier Plagegeister für den Vater.“

„Wenn ich mich recht entsinne, so streckte ich Dir voriges Jahr Geld vor, um Deinen Grund zu besäen.“

„Ja, Señora, Ew. Excellenz — und wenn ich es noch nicht zurückbezahlt habe — “

„Ich sagte es nicht deshalb, Freund, ich sagte es nicht deshalb.“

„Alles ging fehl, Señora; über das Melonenfeld, das ich mit meinem Vetter Frasco in Gemeinschaft besäete, kam der Reif; die Melonen vertrock-

neten, so daß man sie nur zur Mast eines Schweines brauchen konnte; das verschlang sie allerdings wie Wassersuppe, aber es wurde davon aufgebläht und starb. Mit meinem übrigen Verdienste ging ich, mir eine Eselin zu kaufen, die man mir auf Abschlagszahlung gab, aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht und blieb mit leeren Händen zurück."

„Ei, daß Gott helfe, Mann, Dir gelingt ja nichts!"

„Nichts, Señora! denn im Himmel gibt es einen Heiligen, Sanct Guilindon genannt, der tanzt immer vor dem Throne des Herrn, und um Sr. Majestät mehr Vergnügen zu machen, singt er zugleich dazu:

Arme haben die Kinder,
Reiche die Rinder."

„In Wahrheit, Mensch, das Glück ist nicht für den, der es sucht, sondern für den, dem es begegnet."

„Es ging noch schlechter, Señora; auf dem Melonenfelde holten wir uns das dreitägige Fieber, das uns Alle bis vor Kurzem niedergehalten hat. — Melonen bekamen wir nur wenige. Se. göttliche Majestät weiß nichts Anderes zu sagen, als: „Gebt ihm mehr." — „Señor," sagte der heilige

Bonaventura, „Jener, der ohnehin reich ist, gewann das große Loos.“ — „Gebt ihm mehr,“ sagt Se. Majestät.“ — „Señor,“ sagte der Heilige, „Jenem, der ein Unglücklicher ist, gaben sie Schläge.“ — „Gebt ihm mehr,“ sagt Se. Majestät und bleibt dabei.“

„José,“ erwiederte die Assistentin, „bei Allem, was Se. Majestät thut, handelt sie nach Vernunft und Recht.“

„Das versteht sich, Señora,“ versetzte der Eseltreiber, „denn wenn das nicht wäre! —“

„Für dieses Jahr, Mann, wollen wir in Gemeinschaft wirthschaften, Du und ich.“

„Gott vergelt' es Ihnen, Señora! Er verleihe Ihnen Glück und verwandle jede Melone Ew. Excellenz in einen Sack voll Unzen!“

Don Benigno ging hinter der Señora und sagte mit seiner gewohnten Wortkargheit nur von Zeit zu Zeit:

„José, gib auf diesen Klotz Acht. — José, gib Acht, dieser Hügel ist schlüpfrig. — José, rechts ist ein Graben. Ist der Sattelgurt nicht locker geworden?“

Elia ritt ihnen voran, heiterer als die Sonne. Sie unterhielt sich damit, in ihrem Schooße Blumen und Pflanzen zu sammeln, welche, wie sie sie begehrte, der Eseltreiber abpflückte.

„Sieh,“ sagte sie zu Carlos, welcher selten von ihrer Seite wich, „ich komme mir wie ein Rauchfaß vor, so groß ist der Wohlgeruch dieser Pflanzen! Das ist Waldmünzkraut und das hier Majoran (mejorana). Weißt Du, Carlos, warum das so heißt?“

„Weißt Du es vielleicht?“ antwortete Carlos lachend.

„Ja, ich weiß es,“ antwortete Elia. „Eines Tages gingen der heilige Joachim und die heilige Anna Kräuter sammeln. Die Heilige sah das Münzkraut*) und sagte zu ihrem Manne: „Joachim, das ist das gute Kraut,“ aber der Heilige, welcher ein anderes gepflückt hatte, sagte: „Das ist das Bessere, Anna (esta es mejor Ana).“

„Sie mögen gut sein, Elia,“ versetzte Carlos; „aber mir gefällt die hochrothe, schöne Rose, welche Du unter Deinem Musselinhäubchen im Haare trägst, viel besser, mit der Du noch lieblicher als sonst aussiehst. Du bist heute so reizend und die Gegend ist so schön, daß ich nicht weiß, ist es die Gegend, welche Dich verschönert, oder bist Du es, welche die Gegend verschönert.“

„Das ist eine Jerichorose,“ sagte Elia, die nur

---

*) Heißt auf spanisch: yerba buena, d. i. das gute Kraut.

das Lob, das der Rose galt, beachtete und bescheiden über das ihr gespendete hinwegging. „Weißt Du, warum sie diese helle Farbe hat? Ein Rosenbusch stand am Fuße des Kreuzes, welcher weiße Rosen trug; da fiel ein Tropfen des kostbaren Blutes des Herrn auf eine Rose und gab ihnen diese göttliche Farbe.

„Welcher Mischmasch von Zeitlichem und Ewigem!“ rief Señor Delgado aus, dessen Esel, der ein Stallgefährte von dem der Elia war, sich unmerklich genähert hatte, — „wie kann man solche Absurditäten erfinden! Zu was hilft diesen Leuten das Lesen und sich unterrichten. Was nützt es, Pestalozzi zu übersetzen, gegenseitigen Unterricht einzuführen, unentgeltliche Schulen zu errichten, wenn sie in Blumen, Liedern, Romanzen und Märchen ihre Chroniken, Etymologien und ihren Glauben haben! Wie sollen diese Kräuter aus diesem Grunde so heißen, da doch weder der heilige Joachim noch die heilige Anna spanisch sprachen?“

„Wie, sie sprachen nicht spanisch!“ sagte Elia betroffen, „was sprachen sie denn? — französisch, wie Sie?“

„Nein, Señorita, sie sprachen hebräisch, vergessen Sie das nicht, denn dies ist nützlicher, als

an Absurditäten zu glauben, wie die war, welche Sie gestern Carlos ganz ernsthaft erzählten, indem Sie eine Passionsblume entblätterten, in welcher, wie Sie sagten, alle Leidenswerkzeuge sich vorfänden. Denn ist es nicht eine verletzende Unehrerbietigkeit, solche Dinge in Blumen zu versetzen?"

„Wir versetzen sie nicht hinein," erwiederte Elia; „Gott hat sie hinein versetzt, um sie kund-zugeben oder uns daran zu erinnern, oder die Blu-men haben es von sich selber gethan, um den Schöpfer zu ehren."

„Nicht doch, Señorita, reden Sie keinen sol-chen Unsinn," erwiederte Don Narciso ungeduldig, „haben vielleicht die Blumen einen eigenen Willen? Und sollte Gott vielleicht ein Vergnügen daran finden, in elende Pflanzen, welche von den Eseln gefressen werden, einen Sinn zu legen? — Denken Sie doch ein wenig vernünftig nach —"

In diesem Augenblicke strauchelte der Esel des Señor Delgado, der, im Feuer des Gesprächs un-achtsam geworden, auf die Nase fiel und platt-gedrückt wie ein Frosch dalag.

„Verdammt sei," sagte er, sich erhebend und den Staub von seinem Anzuge unter allgemeinem Gelächter abschüttelnd, „die Art, sich hier auf dem

Lande zu unterhalten, die ist mehr als gemein! mehr als primitiv, sie ist bäuerisch!"

„Das ist die Strafe," sagte Carlos, „dafür, daß Sie nach Schmetterlingen, die auf den Lippen Elia's wie auf einer Rose weilten, mit grobem Geschütz zielten."

Don Narciso blieb sehr übellaunig hinter Allen zurück.

„Señor," sagte nach einer Weile sein Eseltreiber zu ihm, „haben Sie sich die Landgüter hier angesehen? Es geht nichts über die von Romeral; dreihundert Morgen Landes neben einander, einen ganz neuen, reichlich tragenden Olivengarten ohne einen unbebauten Fleck, ein Haus, so groß wie ein Kloster, im ganzen Umkreis . . ."

„Thut mir den Gefallen zu schweigen," unterbrach ihn Señor Delgado; „jeder vernünftige Mensch bedarf einiger Stunden des Tages zum Denken; das will ich jetzt thun und Euer Geschwätz ist mir lästig. Ich fragte Euch um nichts; was gehen mich Landgüter an, die nicht mir gehören?"

Der arme Eseltreiber sah mit neidischen Blicken nach dem Treiber der Assistentin, dieser großen, mächtigen, stolzen Dame, die sich mit ihm von seiner Wirthschaft und seinen Kindern unterhielt.

„Wie schnell,“ sagte er zu sich selbst, „erkennt man Einen, der was hat, und Einen, der nichts hat!“

Pedro und Marie schlossen den Zug mit den Thieren, welche die Eßvorräthe trugen. Pedro ritt ein Pferd, welches in Folge von Jahren und Arbeit etwas rückenlahm geworden war.

„Ihr habt die Zahnstocher vergessen,“ sagte Marie zu ihm, „Ihr habt ein Gedächtniß wie ein Sieb!“

„Und Sie, die Sie eines wie eine Sparbüchse haben, warum erinnerten Sie sich nicht daran!“

„Sie werden nicht vermißt werden,“ sagte Don Narciso, der, da er zurückgeblieben war, sich ihnen angeschlossen hatte. „In England hat man keine, es ist von schlechtem Ton und unschicklich, in Gesellschaft in den Zähnen herumzustochern; auch sagt man, und mit Recht, daß dies von den Zähnen das Fleisch ablöst.“

„Ich wollte,“ murmelte Marie zwischen den Zähnen, „daß er noch in England wäre!“

„Pedro,“ fragte Don Narciso, „habt Ihr an den Wein von Valdepeñas gedacht? Ihr wißt, daß in Ermanglung des Bordeaux dies der einzige ist, den ich trinke.“

„Ja, Señor,“ antwortete Pedro, „da ist er.“

„Wenn es den Wein betrifft, fehlt ihm nicht das Gedächtniß,“ brummte Marie.

„Gewiß,“ versetzte Pedro, welcher es gehört hatte, „wissen Sie, wie man immer zu sagen pflegt: Wasser für die Saatfelder, Wein für die Männer und Schläge für die Weiber.“

„Clara,“ sagte Carlos, welcher sich seiner Cousine genähert hatte, auf die Gruppe der Arrieregarde deutend, „warum sieht man heute die seltsame Anomalie, daß Don Quijote und Sancho ihre Reitthiere gewechselt haben?“

Zehntes Capitel.

Sie waren in das Innere der Olivenwälder vorgedrungen, und schon schimmerte ihnen aus dem dunkeln Laube die schneeige Weiße der Mauern des Landhauses von Romeral entgegen, die zum freundlichen Empfange ihrer Herrin frisch geweißt worden waren. Gegenüber dem Thore der großen Meierei sah man einen ungeheuern Maulbeerbaum wie ein anderes vegetales Gebäude von der Hand der Zeit errichtet. An seinen Stamm war ein Pflug gelehnt; in seinen Zweigen hingen eine Flinte und eine Guitarre, unter seinem Schatten saß ein kräftiger Mann von lebhaftem und energischem Aeußern, der, wie man ihm ansah, nach Umständen bereit war, irgend eines der drei zu benutzen.

Dieser kam den Herrschaften beflissen entgegen,

während eine nette, freundlich aussehende Frau eilte, das Thor angelweit zu öffnen.

„Gott sei Dank! Señora," rief sie aus, einen Sessel herbeibringend, damit die Assistentin mit mehr Bequemlichkeit herabsteige. „Gott sei Dank, daß wir Sie hier sehen! Wenn ich eine Glocke hätte, würde ich sie läuten. Wie geht es Eurer Excellenz?"

„Wie es den Mädchen meines Alters gehen kann, Beatrix, mit vielen verlebten und wenig mehr zu erlebenden Jahren. Und Dir, Weib, wie geht es Dir? Und Deiner Mutter? und Deinen Söhnen? Hat sich der, welcher sich den Arm brach, schon ganz erholt?"

Sie sagte dies, während sie die Treppe hinaufstieg und in einen großen Saal eintrat, in dem nur wenige und schlechte Stühle und ein Tisch aus Fichtenholz sich befanden und keine Matten den Fußboden bedeckten.

„Mein Gott, Tante," sagte die Gräfin, „hier sieht es aus, wie in einem ausgeraubten Hospitale!"

„Und wozu willst Du, daß ich Landhäuser einrichten lasse, in denen ich alle zwei, drei Jahre ein paar Stunden zubringe?" versetzte die Assistentin.

Sie erfrischten sich mit Orangeade und Limo-

nade, und als sie Don Narciso vermißten und an ein Fenster traten, sahen sie ihn vor einem Steine stehen, welchen er, noch außer seinen Brillen sich seines Vergrößerungsglases bedienend, mit der größten Aufmerksamkeit untersuchte. In einer Weile trat er so schnell, als es seine schwachen Beine zuließen, in das Haus.

„Señora!“ rief er mit Emphase aus, „ich habe eben einen Schatz entdeckt! Es ist der Stein eines römischen Grabmals! mit seiner Inschrift! Señora, wußten Sie, daß Sie ein solches Juwel besitzen?“

„Nein,“ antwortete die Assistentin, „es ist mir auch gleichgiltig; was kümmert es mich, was sie auf das Grabmal eines Heiden setzten?“

„Wie wurde er aufgefunden?“ fragte Don Narciso enthusiasmirt.

„Was weiß ich!“ antwortete die Assistentin.

„Sie fanden ihn,“ sagte die Meierin, „indem sie einen Kalkofen durchbrachen, und mein Mann zog ihn heraus, um ihn als Schwelle für die Stallthür zu verwenden.“

„O, über die Albernheit!“ rief Delgado voll antiquarischen Feuers. „O dumme Unwissenheit! Denn, sagt 'mal, sah denn Euer Mann nicht die lateinische Inschrift?“

„Mein Mann kann nicht lesen,“ versetzte die Meierin; „das Schwarze ängstet ihn.“

In diesem Augenblicke traten Fernando und Carlos ein, welche gegangen waren, den Grabstein zu untersuchen.

„Er muß in der That von den Römern herstammen,“ sagte Fernando; „die Inschrift fehlt, weil der Grabstein zertrümmert ist, aber sehr deutlich sind die Buchstaben S. T. T. L. zu lesen.“

„Hören Sie es, Señora? Die beachtenswerthen S. T. T. L.“ sagte Don Narciso zur Assistentin gewendet.

„Und was sollen die beachtenswerthen S. T. T. L. bedeuten?“ fragte die Señora.

„Sie bedeuten,“ versetzte Don Narciso: „sit tibi terra levis; die Erde sei Dir leicht.“

„Dann sage ich Ihnen, Señor,“ erwiederte die Assistentin, „daß Sie eine große Albernheit aussprechen.“

„Señora!“ rief Don Narciso aus, „Señora, die römische Aufklärung, die Bewunderung der Gelehrten, die Sanction von Jahrhunderten, das Alles haben Sie mit dem Namen Albernheit belegt, womit Sie es wagten, dieses Lemma zu bezeichnen!“

„Und ich wiederhole es,“ antwortete die Assi-

stentin, „ohne daß mich Ihre hochtrabenden, gelehrt thuenden Worte, noch Ihr Docententon einschüchtern. Und, um diese Inschrift so zu nennen, genügt es mir, sie mit der zu vergleichen, welche der katholische Glaube auf die Grabmäler setzt, diese lautet, im Fall Sie nur die heidnischen, aber nicht die katholischen kennen sollten: R. I. P. A. (Requiescat in pace. Amen). Ruhe in Frieden. Amen, ein feierlicher Ausruf zu Gott für die unsterbliche Seele! Aber: die Erde sei Dir leicht! dies ist ein an die Erde gerichtetes Gebet, daß sie sich leicht mache wie ein Seiltänzer und nicht Knochen und Staub belaste, welche ihr sehr dankbar sein werden! In der That, ein gar erbauliches Gebet sind Ihre beachtenswerthen S. T. T. L.! Was dünkt Ihnen, Don Benigno, von dieser Grabschrift: Die Erde sei Dir leicht!"

„Señora," versetzte Don Benigno in bescheidenem Tone, „daß sie den nicht hinabdrücke, den man in der Gruft beerdigt."

„Sicherlich! Er wird ja schon von seiner eignen Schwere hinabgedrückt! — Und Du, Marie, was sagst Du dazu, die Du dastehst mit so weit aufgerissenen Augen?"

„Ich sage, Señora," versetzte die Befragte, „daß

es besser passen würde, wenn man schon etwas von leicht hinaufsetzen muß, wenn stände: Leicht seien Dir Deine Sünden!"

„Und das ist sehr gut, Weib, was Du sagst!" antwortete die Assistentin, „viel besser als das, was die Gelehrten sagen; denn was die Seele und das andere Leben anbelangt, gibt es keine größere Weisheit, weder hier noch dort, als die katholische Religion. — Und wie kommen Dir, mein Kind, diese beachtenswerthen S. T. T. L. vor, welche Don Narciso in Verzückung versetzt haben?"

„Sie erwecken in mir nicht die Gedanken, welche zu dem Tode passen," antwortete Elia.

„Nun, was würden Sie, Señorita, auf ein Grabmal setzen?" fragte Don Narciso mit spöttischer Miene, ohne sich herabzulassen, Benigno oder Marien etwas zu entgegnen; „Sie, welche die Römer in die Schule schicken wollen?"

„Ich würde das hinaufsetzen lassen, was unsere Mutter Aebtissin immer zu sagen pflegte, wenn vom Tode die Rede war:

Dich ernied're, willst Dich heben,
Und verlier', willst Du Gewinn;
Sterben mußt Du, willst Du leben."

„Gut, gut! Komm her, Herzenskind, daß ich

Dich umarme und küsse," rief die Assistentin. „Ich sehe schon, daß wir Alle mehr wissen, als diese gerühmten Römer, indem wir nur an das uns halten, was unsere Religion lehrt. Die Andern mögen an ihren lateinischen Heiden einen Affen gefressen haben! Dein Mann hatte Recht, Beatrix; man nehme nur den Stein zur Stallschwelle."

„Aber, Señora," sagte Don Narciso, „wenn Sie keinen Werth auf einen solchen Gegenstand legen, so verkaufen Sie ihn, denn er ist sehr werthvoll."

„Ich verkaufe nur die Jahre," sagte die Assistentin.

„Schenken Sie ihn mir, Tante," sagte Clara.

„Ich bin nicht in der Laune, ihn herzuschenken," versetzte die Tante, die sich fest vorgenommen hatte, die beachtenswerthen S. T. T. L. zu vernichten.

„Wie eigensinnig die Tante ist!" sagte Clara zu Carlos, der ihr zur Seite stand, ungehalten über die rundabschlägige Antwort ihrer Tante.

„Als erfahrenen Besitzerin von Grundstücken behagt ihr die leichte Erde nicht," sagte Carlos.

„Noch lästige Nichten und Neffen," sagte die Assistentin, die es gehört hatte, mit Lebhaftigkeit.

„Wie schade, Clara," fuhr Carlos fort, „daß

unser Freund Arthur Sidney nicht hier ist, der ganz Madrid nach Alterthümern durchsucht hat, von welchen er ein so enthusiastischer Freund war."

„Wie jeder aufgeklärte Mensch," sagte Don Narciso sich aufblähend.

„Und wer ist der?" fragte die Assistentin, „ist es jener Violinist von gestern?"

„Nein, Señora," versetzte Carlos; „es ist ein junger, vornehmer Engländer, der Sohn eines Bischofs."

„Wie?" fragte die Assistentin, „der Sohn eines Bischofs? Was sagst Du da, Mensch?"

„Ja, Señora, das sage ich. In England vermählen sich die Bischöfe."

„Das ist die frechste Lüge!" antwortete die Señora; „sie ist so groß, daß sie jedes Scheins der Wahrheit entbehrt. Willst Du mich glauben machen, daß es ein Land gibt, wo die Bischöfe heirathen?"

„Ei seht meine Tante," sagte Carlos, „wie sie Einen mit aller Unbefangenheit einen Lügner nennt! Ja, Señora, ja, Señora, in England heirathen die Pfarrer, die Domherren und die Bischöfe, die Chorknaben und Capläne; dort ist ein allgemeines Heirathen."

„Höre, Milchbart," sagte die Assistentin unge-

duldig, „bildest Du Dir vielleicht ein, daß ich Deine Lügen wie Speckschnitten hinunterschlucke? — Der Sohn eines Bischofs! — Dem bösen Feind könnte nichts Aergeres einfallen!“

„Was einfallen,“ rief Carlos aus, in ein lautes Gelächter über die Ungläubigkeit seiner Tante ausbrechend. „Fragen Sie doch Clara, welche in London gewesen ist.“

„Gewiß, Tante,“ sagte die Gräfin, „dort sind die Bischöfe verheirathet; denn weil sie keine Papisten, wie sie uns nennen, sind, können sie . . .“

„Und auch Du, Clara?“ unterbrach sie die Assistentin; „seid Ihr verrückt, oder wollt Ihr es mich machen? Eine Bischöfin! Bischöfin! Don Benigno, begreifen Sie, daß es eine Bischöfin geben könne?“

„Nein, Señora,“ antwortete dieser, „ebensowenig wie eine Pfarrerin.“

„Wollen Sie, Señora,“ sagte Don Narciso halb ungeduldig und halb mitleidig, „daß ich Ihnen bei Ihrer Rückkehr nach Sevilla die englische Peerage und Baronetage zeige, in welchen officiell die Namen aller vornehmen Familien, mit ihren Verbindungen, Vorfahren und Nachkommen aufgezählt

sind, denn da werden Sie schwarz auf weiß die der Bischöfe sehen!"

„Gott erhalte Sie bei Trost!" antwortete die Señora lakonisch.

„Es gibt keinen schlimmern Blinden, als den, welcher nicht sehen mag, und so ist die Tante ..."

Aber die Gräfin unterbrach ihn, in's Ohr ihm flüsternd:

„Besteh nicht länger darauf, Vetter, Du wirst sie nicht überzeugen und sie nur ungeduldig machen. Laß sie in ihrem Irrthum, was liegt daran, wenn sie glaubt, die Bischöfe können nicht heirathen."

„Mich aber rührt es und erfüllt mich mit einem Gefühl tiefer Ehrfurcht," sagte Fernando zu seiner Cousine, „darin einen Beweis der höchsten und fast idealen Würde zu sehen, welche unsere Bischöfe der Mitra zu verleihen wußten, wie er sich so offenbar in der bestimmten und heftigen Abwehr der Tante eben ausgesprochen hat, welche diese würdigen Prälaten über jedes Interesse, jede Leidenschaft, jede Liebe und alle persönlichen Beziehungen zur Erde erhebt. Dieser instinctive Glaube spricht mehr zu Gunsten der Institution und der Individuen, als es reichliche Argumente vermöchten."

„Aber, Marquis," sagte Don Narciso, welcher

sich ihnen genähert hatte, „Sie müssen zugeben, daß es in's Aschgraue geht, sich so in einen Irrthum, wie dieser ist, zu verrennen, ohne zu bedenken, daß es sich hier nicht von Katholiken handelt."

„Das kommt daher," versetzte Fernando, „weil diese heilige Ehrfurcht sich bis auf den Namen erstreckt, welchen man der Würde des Bischofes gegeben hat, die meine Tante nicht vom Katholicismus trennt. Selbst das ist, vom Standpunkte des Glaubens betrachtet, groß, und von dem der Anhänglichkeit, schön und hat alle meine Sympathien. Was wollen Sie, daß ich Ihnen sage? Ich beneide meine Tante um die Entrüstung, mit der sie eine Wahrheit, welche uns nicht befremdet, für eine Profanation, eine phantastische Erfindung hält. Wie wahr ist es, daß je mehr man weiß, desto weniger man sich dem Gefühl überläßt."

„Es ist besser, zu wissen, als zu fühlen," sagte der aufgeklärte Don Narciso.

„Das nicht!" rief Carlos aus, „ich gebe alle meine Bücher für ein Gefühl her."

„Vor Allem," sagte Fernando, „in Religionsangelegenheiten, da der Glaube des Herzens gegeben wird, der des Kopfes aber erobert werden muß."

Nachdem sie sich erfrischt hatten, gingen sie, einen Spaziergang zu machen, während man das Mittagsessen bereitete.

Fernando bot seiner Tante den Arm an.

„Nein, mein Sohn,“ sagte diese, „ich danke Dir; laß mich mit Don Benigno, der zu meinem Schritte paßt, auch will ich mich nicht zu weit entfernen. Geh Du also mit den Uebrigen; nur trage ich Dir auf, auf Elia Acht zu geben; sie läuft viel und bei der großen Sonnenhitze könnte sie davon krank werden.“

Don Benigno spannte ein ungeheueres farbiges Paraplue auf, unter dem ein Dutzend Personen Platz gehabt hätten, um seiner Señora Schatten zu machen; der Großknecht ging ihnen zur Seite, jedes Hinderniß aus dem Wege räumend.

„Señora,“ sagte Don Benigno, „ich und Frasco dachten, daß es hier überflüssige Leute gibt, deren Sold man ersparen könnte. Für die Schafe sind drei Hirten da; mit dem Hauptschäfer wären ein Hirt und ein Schäferknabe genug; den Eseltreiber braucht man nicht, da die Esel jetzt fast alle im Fuhrwerk sind, und wenn die Ernte vorüber ist, ist ein Hüter genug.“

„Es ist wahr," versetzte die Assistentin, „Ihr habt Recht; nur dachtet Ihr an Eins nicht."

„Und das ist?" fragten Beide aus einem Munde.

„Das ist," versetzte die Señora, „daß wenn ich sie nicht brauche, sie mich brauchen. Es bleibt also Alles wie es ist."

Während dem lief Elia wie ein Reh, besah sich die Sträuche, pflückte Blumen und war bald Allen voran.

„Sieh," sagte sie zu Carlos, welcher ihr folgte, ihm eine Art dunkler Glockenblume von besonderer Form zeigend, die in Andalusien sich häufig findet, „sieh diese Candil de vieja.*)"

„Es gefällt mir besser, in Deinem Antlitz der Jugend Leuchten zu sehen," antwortete Carlos.

„Carlos," sagte Elia, „Du hast Dir seit einiger Zeit angewöhnt, mir in's Gesicht Schönheiten zu sagen und das ist nicht recht, dies nennt man schmeicheln; will man Jemand loben, so soll man es hinter seinem Rücken thun. Wäre es Dir recht, wenn ich Dir in's Gesicht sagte: Was für ein hübscher Junge Du bist, Carlos, welche gute Laune und welche Anmuth Du in Allem zeigst! Keiner von Allen,

---

*) Wörtlich: Alteweiberlampe; daher der darauf folgende Gegensatz in der Rede des Carlos.

die in das Haus meiner Mutter kommen, kann sich mit Dir vergleichen! — so wie ich es hinter Deinem Rücken sage?"

„Ja, gewiß wäre es mir recht," sagte Carlos bewegt; „es würde mich glücklich machen!"

„Diesen Eigendünkel lobe ich mir!" versetzte Elia. „Also machen Dich Lobeserhebungen glücklich?"

„Wenn sie aus Deinem Munde kommen, ja."

„Und warum aus meinem Munde?"

„Weil ich Dich liebe, Elia, weil ich Dich herzlich liebe; aber nicht wie der Bruder die Schwester, die Mutter das Kind, der Freund den Freund, sondern wie das Leben die Seele liebt, ohne die es nicht leben, nicht vollkommen sein kann, von der es sich nicht trennen kann, ohne zu erlöschen."

Eine ihr fremde Verwirrung bemächtigte sich Elia's, als sie diese süßen, aber leidenschaftlichen Worte Carlos' hörte; sie senkte die Augen und trat einen Schritt zurück, sich, wie die Sensitive, bei der ersten Aufregung ihres Herzens in sich zurückziehend.

„Glaubst Du das, meine Elia?" fragte Carlos mit tiefbewegter Stimme.

Elia, die sich diese erste und instinktartige Bewegung des Ausweichens wie einen Fehler oder eine Undankbarkeit selbst vorwarf, erhob ihre schwarzen

Augen, heftete sie auf Carlos mit der Sanftmuth und Unschuld eines Engels und sagte:

„Warum sollte ich das nicht glauben?"

„Und Du, Elia," fragte er mit leiser, zitternder Stimme, „liebst Du mich, wie ich Dich liebe?"

„So sehr liebe ich Dich, Carlos," sagte das unbefangene Mädchen, „daß, wenn Du noch einmal ausrücken müßtest, ich in's Kloster zurückginge; denn Alles würde mir traurig und schaal ohne Dich sein."

„So schwöre ich Dir," sagte Carlos in feierlichem Tone, und Elia mit der Hand, die er dann gen Himmel erhob, einen goldenen Ring an den Finger steckend, „ich schwöre Dir und rufe Gott, Deinen Vater, und die Engel, Deine Geschwister, zu Zeugen an, Dich immer zu lieben, Dein Schicksal mit dem meinen zu verbinden, Dein Gefährte und Beschützer zu sein, und getreulich mit Dir alle Freuden und Leiden, die das Leben mit sich bringt, zu theilen."

„Das heißt, Du willst mein Gatte werden, Carlos?"

„Auf Ritterwort!"

„Wie sehr wird sich meine Mutter darüber freuen!"

„Sag ihr nichts," rief der junge Mann lebhaft aus.

„Und warum nicht, Carlos?"

„Weil — weil — weil, Elia, es den Männern zusteht, zuerst zu sprechen, und vor Allem mit ihren Eltern."

„Du hast Recht, Carlos, ich verstehe; aber es geschehe schnell. Es fällt mir so schwer, meiner Mutter gegenüber etwas zu verschweigen."

„Es wird nicht so schnell geschehen können, Elia; ich muß eher die meinige vorbereiten."

„Vorbereiten? und warum, Carlos?"

„Weil, liebe Unschuld, die Mütter im Allgemeinen es nicht sehr gerne sehen, wenn ihre Söhne sich verheirathen, vor Allem, wenn — wenn sie noch sehr jung sind."

„Wie? Die Mütter sehen es nicht gern, wenn ihre Söhne sich verheirathen? Ich dachte, sie würden sich darüber freuen! Ein Geheimniß! ein Geheimniß! —" murmelte sie dann traurig vor sich hin.

„Elia, dünkt Dir ein Geheimniß der Liebe wie das unsere, nicht süß?"

„Die Liebe, ja, Carlos, das Geheimniß, nein."

„Warum, meine Elia?"

„Weil Alles im Scheine der Sonne Gottes

schöner ist; weil ein Geheimniß im Herzen ein Flecken im Krystall ist, der ihm seine Durchsichtigkeit raubt; weil ein Geheimniß ein eiserner Reif ist um eine Rosenknospe, derer Entwicklung er hindert."

In diesem Augenblicke trat Fernando, der Elia suchte, wie es ihm seine Tante aufgetragen hatte, plötzlich zwischen den Olivenbäumen hervor.

Elia, instinktmäßig beschämt, floh, Carlos, überrascht, blieb sprachlos.

„Carlos, Carlos," sagte Fernando im Tone des bittersten Vorwurfes, „das ist nicht das Benehmen eines Edelmannes!"

„Was willst Du damit sagen?" fragte Carlos gereizt.

„Daß es sich nicht geziemt, ein Mädchen, welches unsere Tante Tochter nennt, die ein Engel der Unschuld, ein Kind der Unerfahrenheit ist, durch Hofiren stolz zu machen; und nicht zu bedenken, daß an diesem Zweige die Rosen für Dich und die Dornen für sie sind."

„Du beleidigst mich, Fernando, und unterschätzest sie. Als Beweis dafür werde ich Dir wiederholen, was ich Elia, im Angesichte des Himmels, der uns lächelt und begünstigt, in diesem Augenblicke geschworen habe. Elia, welche eben so erhaben

als demüthig, so schwach als vertrauungsvoll, so schön als gut ist, werde ich zum Altar führen, an dessen Stufen so mächtige und heilige Bande geknüpft werden, daß sie von Gott die Macht erhielten, alle übrigen der Erde zu zerreißen."

Fernando blieb, nachdem er diese Worte seines Bruders gehört, lange sprachlos. Die unübersteiglichen Hindernisse, das Unglück, die Uneinigkeit, welche er vorhersah, machten ihn muthlos. Auf der andern Seite entwaffnete ihn das befriedigende Gefühl, seinen Bruder, wenn auch unüberlegt und eigenwillig wie immer, so doch auch edel und ehrenhaft wie immer gefunden zu haben, und so rief er, sich seinem Bruder nähernd, aus:

„Verzeih, Bruder, wenn ich ungerecht gewesen bin; aber Du hast nicht bedacht, daß das, was Du vorhast, unmöglich ist, und daß, wenn Du bestehst, Dein Vorhaben auszuführen, Du ihr und Dein Unglück schmieden wirst."

„Und warum?"

„Weil Elia, das ausgesetzte Kind, nicht darf, noch kann, noch wünschen wird, die Gattin eines Orrea zu werden."

„Elia," antwortete Carlos, „ist noch zu sehr Neuling in der Welt, um zu ahnen, daß der Makel

der Geburt zwischen Wesen, die sich lieben, eine Scheidewand aufrichten kann. Uebrigens weißt Du, daß sie sich für die Tochter einer Freundin der Tante hält. Was mich anlangt, kennst Du den geringen Werth, welchen ich auf veraltete Vorurtheile lege."

„Veraltete," sagte Fernando, „das sagst Du mit der Autorität hohler und eitler Worte, welche von der Zeit und der Erfahrung unter ihrem Tritte zu Staub gemacht werden. Weißt Du vielleicht nicht, daß es Bäume gibt mit solchen Wurzeln, daß, wenn man sie auch beschneiden kann, sie mit vermehrter Kraft neu austreiben, da ihr Mark in den Eingeweiden der Mutter Erde liegt? Carlos, fordere nicht die Gesellschaft heraus!"

„Was liegt mir an ihrem Urtheil?"

„Es widersetzt sich Keiner der Welt," fuhr Fernando fort, „ohne daß sie sich rächt; man verachtet nicht die Meinungen der Menschen, ohne daß diese das Leben grausam verbittern."

„Die Meinungen!" rief Carlos mit Verachtung aus, „hältst Du mich für ein Weib, daß ich mich ihnen unterwerfen soll?"

„Sie sind derart in unsere Existenz verwebt," antwortete Fernando, „daß Niemand sich ihrem Einfluß entziehen kann. Fliehe, Carlos! folge dem

Rathe eines Bruders, der Dich mit dem Herzen eines Vaters liebt. Eine Leidenschaft der Vernunft opfern, heißt Freuden über das Leben ausgießen."

„Welche Religion, welche Moral, welche Pflichten legen mir dieses Opfer auf? Auf welchen Altar soll ich das Opfer von Elia's und meinem Glück darbringen?" fragte Carlos.

„Wir sind weit entfernt, uns zu verstehen," erwiederte Fernando mit Würde, „wenn alle Pflichten des Sprößlings eines berühmten Stammes, des edeln und des zartfühlenden Mannes sich für Dich auf die der Religion und Moral beschränken. Verlassen wir dieses Terrain, wo uns Deine blinde Leidenschaft trennt, aber bedenke Carlos, daß Du Deiner Mutter damit das Grab bereiten wirst."

Carlos schauderte zusammen und schwieg; aber nach einer Weile sagte er:

„Nein, Fernando, nein, die Mutter ist zu gut und gerecht, sie wird mein Unglück nicht wollen, sondern sich erweichen lassen; sie muß diesen reinen Engel lieben und schätzen. Ersticken vielleicht der Ehrgeiz und die Eitelkeit alle übrigen Regungen des Herzens? Und Du, mein Fernando, der Du immer mein Hort, mein Beschützer warst, wirst Du mich nicht auch jetzt beschützen und vertheidigen?"

Bei diesen Worten lehnte er sein glühendes Antlitz an die Schulter seines Bruders. Dieser drückte ihn an seine Brust und sagte:

„Ich werde es immer thun, Carlos! aber ich ziehe es vor, Dich von einem Absturz zu entfernen, als Dich aus einem Abgrunde zu holen."

Elftes Capitel.

Während diese Scenen vorübergingen, in welchen verschiedene Leidenschaften, heftig die Zukunft bedrohend, durch einander wogten, wie die immer schneller werdenden Pulsschläge unsers Blutes eine gewaltsame Krisis in unserm organischen System ankündigen, fand eine Scene statt von sehr verschiedenem Charakter in einem andern Theile des Olivenwaldes. Die Assistentin befand sich in der Mitte eines gräulichen Kreises von einer Menge mit Lumpen bedeckter, schmutziger, zerzauster Geschöpfe, die mit frechen Geberden und gellenden Stimmen schrien oder vielmehr heulten:

„Sie ist gefangen! — gefangen!“

Das Seltsame war, daß die Miene der Assistentin, weit entfernt Schrecken auszudrücken, wie man hätte glauben sollen, ganz vergnügt war, und

sie zum Großknecht, der diese Ungethüme von ihr entfernen wollte, sagte:

„Laß sie, Frasco, laß sie; sie sind in ihrem Rechte.“

„Sie ist gefangen! gefangen!“ schrie die Menge.

„Wollt Ihr schweigen?“ herrschte ihnen Frasco zu.

„Hab ich Dir nicht gesagt, Du sollst sie gewähren lassen, Starrkopf?“ sagte die Assistentin. „Sie werden mich nicht in den Kerker schleppen. Hört, Kinder,“ fuhr sie fort, „ich biete Euch eine Ladung Kuchen als Lösegeld für mich an.“

„Gut! gut!“ riefen sie, „aber der Secretär ist auch gefangen!“

Don Benigno beeilte sich, einen Duro aus seiner Börse zu ziehen.

„Ruhig, ruhig,“ sagte die Assistentin, „mir steht es zu, die Lösegelder zu zahlen. Ihr Vogelscheuchen!“ setzte sie hinzu, „einen Hammel gebe ich als Lösegeld des Herrn.“

Auf diese Worte folgte ein lärmender Ausbruch von Freude. Man hörte keine Vivats, aber viele: Gott vergelt es!

„Señora,“ sagte Don Benigno verlegen, „ich bin keinen Hammel werth.“

„Aber ich mehr als eine Ladung Kuchen; machen

Sie sich also keinen Kummer darüber, denn Eines geht mit dem Andern," sagte die Señora. „Geht, Kinder, Frasco hat den Auftrag, Euch die Lösegelder auszuzahlen; behüte Euch Gott! Seht Ihr doch aus wie Judasse!"

Diese Schaar von Spukgestalten waren die Einsammler von Oliven; sie bestehen gewöhnlich aus Weibern, Männern, die zu einer andern Arbeit wenig mehr taugen, Kindern beiderlei Geschlechts, in dem noch untüchtigen Alter von zehn bis vierzehn Jahren, den Aermsten des ganzen Dorfes, und die als vollendete Musterbilder ihrer Art, um ihre Kleider nicht zu verderben beim Herumrutschen auf dem feuchten Boden oder beim Hängenbleiben in den Gesträuchen, in so alte, zerfetzte Lumpen, als sie nur haben, sich kleiden. Diese hatten, wie es der Gebrauch ist, die Señora gefangen genommen; eine indirecte und eingeführte Art, ein Geschenk zu verlangen.

Als Alle in die Meierei zurückgekehrt waren, wurde das Essen aufgetragen.

„Delgado, wissen Sie, daß ich wirklich Hunger fühle?" sagte die Gräfin, „und mich im Stande fühle, selbst eine Olla zu essen?"

„Und das sagst Du wie zum Schimpf!“ rief die Assistentin.

„Sie fühlen sich um so viel besser, Señora,“ sagte Marie, „seit ich den heiligen Antonius durch die Fürsprache der Señora Doña Isabel darum bitte.“

„Und wer ist diese Señora?“ fragte die Gräfin.

„Sie ist,“ versetzte Marie, „die Amme des Heiligen, welche ihn mit solcher Mühe und Liebe gewartet und gepflegt, daß er nichts abschlägt, um was man in ihrem Namen bittet.“

„Solchen Unsinn kann man nicht anhören, noch kann man es dulden, daß die Dienstleute in Alles ihren Löffel stecken,“ sagte Don Narciso mit halblauter Stimme.

„Ach!“ murmelte Marie zwischen den Zähnen, „daß dieser Mörder der Gesunden*) den seinen nur in die Suppe stecken möchte.“

„Señor,“ sagte die Assistentin ungeduldig, „ich sehe, daß Sie keine Religion haben. Lassen Sie doch hören. Glauben Sie an Gott?“

„Aber — Señora,“ sagte der Philosoph, „mir scheint diese Prüfung wenigstens nicht am Platze.“

---

*) Matasanos. Spottname der Aerzte bei den Spaniern.

„Antworten Sie," versetzte die Assistentin lebhaft, „denn ich bin neugierig wie eine Alte, die ich bin, und eigenwillig wie eine Schöne, die ich nicht bin."

„Ja, Señora, ja, ich glaube an ein höchstes Wesen."

„Unbestimmter Ausdruck. Aber weiter, glauben Sie, daß es einen Himmel gibt?"

„Ich glaube an den Aufenthalt der Gerechten."

„Vages Wort! aber weiter, glauben Sie an das Gebet und seine Wirksamkeit?"

„Ich glaube daran; wir sollen den göttlichen Schöpfer preisen, wie es die Vögel bei Sonnenaufgang thun."

„Schöne Muster der Andacht! — Aber die Wirksamkeit."

„Ich glaube nicht an einen unmittelbaren Erfolg; es ist eine Anmaßung, zu glauben, daß die Gottheit sich so viel mit uns beschäftige und an unsern individuellen Interessen Antheil nehme."

„Zu was beten Sie dann?"

„Ich bete, ohne kindische Anforderungen zu machen; mein Cultus ist ein Dank- und Lobhymnus."

„In Alexandern, wie die an meinem Namenstage?"

„Alexandriner," bemerkte Don Narciso.

„Das ist ganz gleichgiltig," versetzte die Señora, „für das, weshalb ich sie nun wieder nennen muß!"

Alle lachten, und Don Narciso sagte beleidigt: „Ich bin kein religiöser Dichter, Señora."

„Gewiß," sagte die Assistentin, „ist Ihr Katechismus von neuer Erfindung, und ich lasse mir die Ohren abschneiden, wenn Sie ihn dem Volke verständlich machen können; und die Nase, wenn Sie ihn selbst verstehen. Er paßt übrigens zu Ihren beachtenswerthen S. T. T. L. und zu dem, daß der Teufel agur erfunden hat, um nicht á Dios zu sagen."*)

Elia und Carlos waren bewegt. Die reine Fröhlichkeit Elia's ruhte sich manchmal in einem innigen Schweigen aus, wo ihr Vergangenheit und Zukunft zulächelten und es ihr erging wie dem Kinde, das im Mutterschooße bald seiner Mutter, bald seinem Schutzengel zulächelt.

---

*) Der große Schriftsteller Bonald sagt: „In Frankreich hat man das Wort Moralität für Moral in Gebrauch gesetzt. In Deutschland sagt man Religiosität statt Religion. Es ist dies „in der Weise, wie man in allen Ländern Credit dem Worte: Vermögen, substituirt hat."

Anm. d. Verf.

Carlos, nur von der Gegenwart erfüllt, war wonnetrunken; er beschäftigte sich nur mit Elia, dachte und sah nur sie.

„Welch ein glücklicher Tag!“ rief er endlich aus, mit diesen Worten das Entzücken seines Herzens ausdrückend.

„Welch ein glücklicher Tag!“ wiederholte Elia, welche nicht wußte noch ahnte, daß in Gesellschaft sich verstellen, oft eben so viel war, als anständig sein.

„Existirt denn wohl das Glück?“ sagte der menschenfeindliche Philosoph, „in was besteht es? Was ist das Glück? Wollten Sie mir es wohl sagen, Señorita, Sie, die Sie es so anrühmen!“

Das sagte der liebenswürdige Delgado, sich an Elia wendend, welche er als das unschuldigste, schwächste und inoffensivste Glied der Gesellschaft gewöhnlich mit seinen herben Feindseligkeiten angriff.

Elia verstummte vor dieser brüsken Aufforderung.

„Das Glück existirt“ — sagte die Assistentin, in welcher Don Narciso immer eine kampfbereite Gegnerin fand — „es besteht darin, das Gute thun zu können und zu wollen.“

„Jesus, Señora!“ versetzte Delgado, „darin besteht wohl die Tugend, aber nicht das Glück.“

„Darum suche ich es darin, aus unsern Pflichten uns eben so viele Freuden zu machen,“ sagte Elia.

„Wohl gesprochen,“ flüsterte ihr Carlos halblaut zu, „und so werden wir das Glück, uns zu lieben, vervollständigen, indem wir aus diesem Vergnügen eine Pflicht machen.“

„Was denken Sie davon?“ fragte inzwischen Don Narciso die Gräfin; „wird es einem Artilleristen ein Vergnügen sein, sich vor die Mündung einer Kanone zu stellen?“

„Ihr Argument ist weder gerecht noch passend,“ beeilte sich Clara zu erwiedern. „Es gibt Pflichten, die davon eine Ausnahme machen und schwer sind; aber auch diese bringen ihre Befriedigung mit sich, nicht in der Ausübung, sondern in dem Bewußtsein, sie ausgeübt zu haben. Das hindert nicht, daß ich trotzdem mit Ihnen, der Sie die Welt und das menschliche Herz so gut kennen (obwohl in Wahrheit nicht von seiner vortheilhaften Seite), der Meinung bin, daß ein Glück, das diesen Namen wirklich verdiene, nicht existirt; und so ist das allein erreichbare, das, es nicht zu begehren.“

„Das ist hohe Philosophie,“ sagte Don Narciso.

„Und in was, mein theuerer Don Benigno,“

warf die Gräfin in scherzendem Tone hin, um eine bewaffnete Intervention, welche sie in den Blicken der Tante drohen sah, abzuwenden, „in was besteht für Sie das Glück?“

„Darin: Gott nicht zu beleidigen,“ versetzte der treffliche Mann, welchen die Sarkasmen nicht verwirrten noch einschüchterten.

„Das ist,“ sagte die Assistentin, „tief religiös.“

„Zu was plagen sie sich, es zu suchen?“ flüsterte Carlos Elia zu, „das Glück besteht in einem Liebesgeheimniß wie das unsere.“

„Nein, Carlos, nein,“ versetzte Elia, „ein Geheimniß ist eine halbe Lüge!“

„Das Glück,“ sagte Fernando, ist für uns wie das Spielzeug in der Hand des Kindes; wie dieses es besitzt, ist es zerbrochen. Darum versetzte es Gott in die Hoffnung, diese erneuert sich in dem Maße als wir sie vernichten, wenn sie sich realisirt.“

„Du irrst Dich, Fernando,“ sagte die Assistentin, „es gibt Leute, welche niemals glücklich sind; und die Schuld liegt an ihnen und nicht an den Verhältnissen. Das Glück ist wie die gute Gesichtsfarbe; das Blut macht sie und nicht die Kunstmittel.“

Als sie die Esel bestiegen, sagte Elia zu Marie beiseite:

„Marie, zwei Sachen habe ich Dir zu sagen, die eine kann ich Dir jetzt nicht mittheilen, die andere ist, daß Don Narciso behauptet, der heilige Joachim und die heilige Anna hätten nicht spanisch gesprochen.“

„Das wundert mich nicht,“ antwortete Marie, „Alles will ja dieser Renegat fremdländisch haben.“

Druck von George Westermann in Braunschweig.

Ausgewählte Werke

von

Fernan Caballero.

Sechster Band:

Élia

oder Spanien vor dreissig Jahren.

Zweiter Theil.

Das Glück schenkt nichts, leiht nur.

Paderborn,

Verlag von Ferdinand Schöningh.

1860.

Élia

oder

Spanien vor dreißig Jahren

von

Fernan Caballero.

Uebersetzt von Hedwig Wolf

herausgegeben von Ferdinand Wolf.

Zweiter Theil.

Paderborn,

Verlag von Ferdinand Schöningh.

1860.

A Dieu.

A l'ombre du figuier près du courant de l'onde,
Loin de l'oeil de l'envie et des pas du pervers,
Je bâtirai pour eux un nid parmi le monde,
Comme sur un écueil l'hirondelle des mers.

Là, sans les abreuver à ces sources amères
Où l'humaine sagesse a melé son poison,
De ma bouche fidèle aux leçons de mes Pères.
Pour unique sagesse ils apprendront ton nom.

Lamartine, Méditations.

Erstes Capitel.

Alle waren vom Lande zurückgekehrt. Carlos mit einer tiefen Leidenschaft, entschlossen alle Hindernisse, die sich ihm entgegenstellen sollten, zu überwinden; Fernando mit einer quälenden Ungeduld und dem ohnmächtigen Wunsche, einen verhängnißvollen Strom in seinen Folgen aufzuhalten; Clara bereit, in Allem romantische Liebesverhältnisse zu unterstützen, die ihr nicht verborgen blieben; Don Narciso mit der Behauptung, daß es kein schneller entflammbares Herz als das einer Frommen gäbe; Marie mit dem Gedanken, daß sie für einander geschaffen wären und es nicht anders kommen könne. Nur die Assistentin und Don Benigno kehrten zurück, ohne das Mindeste bemerkt oder bespöttelt zu haben; ohne zu argwöhnen, daß die angenehme durchsichtige

Atmosphäre, in der sie lebten, von dem heißen Dunstkreise stürmischer Leidenschaften umdrängt wurde.

Der Fasching näherte sich. Es war am Abend des Fasching-Donnerstages, daß die Gräfin, immer bereit sich zu unterhalten, und immer ihre Rechte eines verzärtelten Kindes im Hause ihrer Tante geltend machend, im Geheimen eine Soirée, wie man sagt, oder Ball, wie man es früher nannte, veranstaltete, um, wie sie sagte, die schläfrige Gesellschaft aus ihrer Lethargie zu reißen, wie Bonaparte es mit dem spanischen Löwen gemacht hatte. Aber nicht in der Absicht, um wie dieser das ganze Land durch „entsetzliches Gebrüll mit Schrecken,“ sondern um durch ihren Glanz und Ball ganz Sevilla mit Bewunderung zu erfüllen und die alte Promenade (alameda vieja) mit ihren unbeweglichen Gästen, Herkules und Cäsar, vor Neid bersten zu machen. Zu diesem Zwecke lud die Gräfin im Namen ihrer Tante alle Personen ein, welche ihr vor diesem Tage vor die Augen gekommen waren. So kam es, daß die Säle sich mit einer Menge fremder Besucher füllten, so daß trotz der liebenswürdigen und natürlichen Artigkeit der Assistentin sich die Ueberraschung, welche ihr jede neue Erscheinung einer ihrem Kreise fremden Person machte,

in ihrer Miene verrieth, und in dem Grade als sich die Gäste mehrten, stieg der Ausdruck des Staunens in ihrem Gesicht. Clara und Carlos, welche sie beobachteten, waren in ihrem Element, und Eines lachte mehr als das Andere.

„Dies erinnert mich," sagte Carlos zu seiner Cousine, „an einen muthwilligen Streich, welchen ich und einige lustige Officiere einmal machten. In Civil gekleidet begaben wir uns eines Nachts in die Bude eines Gebirgsbewohners, welche an einer Straßenecke stand und zwei Thüren hatte. Einer von den Unsern trat durch eine derselben ein, grüßte höflich den Mann aus den Bergen, der hinter seinem Ladentische stand, und ging durch die andere hinaus. Der Mann, geschmeichelt, so viele rücksichtsvolle Höflichkeit bei einem jungen Menschen zu finden, erwiederte den Gruß mit den sprechendsten Zeichen des Wohlgefallens. Eine Minute darnach machte es ein Anderer von den Unsern eben so wie der Erste, und der Mann aus den Bergen erwiederte abermals den Gruß und versicherte dem von Kohlen geschwärzten Waldbengel, der sein Aufwärter war, daß die Jugend mit jedem Tage mehr an Feinheit und guten Manieren gewinne. Er war mit diesem Lob noch nicht zu Ende, als ein

dritter, respectvoller Gruß, das wohlgefällige Lächeln von seinen Lippen schwinden machte, welches bei dem vierten Gruß sich in einen Ausdruck der Verwunderung, wie wir ihn in diesem Augenblicke in der Miene der Tante sahen, veränderte, bei dem fünften wurde er ernst, bei dem sechsten fragte er, ob die Herrn im Ueberrock seiner spotten wollten; bei dem siebenten schrie er, das sei eine Schelmerei; und bei dem achten, welchen ein tölpischer Bursche machte, den wir bei unsern Streichen in's Schlepptau genommen hatten, warf er ihm einen Leuchter an den Kopf."

Während dem sagte der Maestrante *) zu der Assistentin, mit welcher er spielte: „Zwei Renoncen, Señora!"

„Was wollen Sie, mein Freund, ich muß ja immer nur die Grüße, welche ich von so vielen Gästen bekomme, erwiedern. Sehen Sie denn nicht, daß mein Haus sich, ohne daß ich weiß wie oder warum, in einen Markt verwandelt hat? Ich bin ja wie der König, wenn er Hof hält, indem ich

---

*) Mitglied einer der vier Gesellschaften von Edelleuten im südlichen Spanien, die sich mit der Zucht und dem Zureiten der Pferde abgeben und sich zu Ritterspielen vereinigen.

Leute empfange, die ich nicht kenne! Doch spielen wir weiter. Solo!"

„Tante," sagte Carlos, sich mit einem jungen und gut aussehenden Cavalier nähernd, „mein Freund Rioseco wünscht schon seit mehrern Tagen das Vergnügen zu haben, sich Ihnen vorzustellen, da Sie mit dessen Mutter in Verbindung stehen."

„Sage nicht in Verbindung, sage in Freundschaft," antwortete die Assistentin; „ich fühle mich dadurch geehrt, wie dadurch, daß ihr Sohn mein Haus besucht."

„Tante," sagte jetzt die Gräfin, „ich stelle Ihnen den Grafen Polikteiski vor, einen empfehlungswerthen und unglücklichen Sohn Polens."

„Guten Abend, mein Herr!" sagte die Assistentin zu einem rothblonden und sehr bärtigen Herrn. „Von wem sagte sie, daß er der Sohn sei?" fragte die Assistentin, als sie sich entfernt hatten.

„Von Polen, Señora, dem revolutionärsten Land der Erde."

„Kam's mir doch gleich so vor, daß der Sohn seiner Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten! — Zu was bringt mir Clara diesen rothen Bären her?"

„Da Fasching-Donnerstag ist" — versetzte der Maestrante.

„Aber ich brauche keine solche Faschingsnarren in meinem Hause," sagte die Assistentin hastig. — „Was wird Ines dazu sagen?"

„Codille, Señora."

„Ein Spiel auf diese Art verlieren!" rief die Assistentin ärgerlich aus, „Basta, Manille, ein Aß, zwei Könige, und wegen diesem Ewigen Juden, der hierher gekommen ist, um höchstens eine Freimaurerloge zu gründen und dadurch die Jugend zu verderben! Zu was brachte ihn Clara hierher? Was wird Ines sagen?"

Jetzt platzte plötzlich die lärmende Musik einer Bande los, welche Clara im Geheimen in einem Cabinete hatte unterbringen lassen.

„Soll ich zur Strafe meiner Sünden taub werden?" rief die Assistentin, sich die Ohren mit beiden Händen zuhaltend. „Was ist das? Gott steh uns bei!"

„Da Fasching-Donnerstag ist!" — wiederholte ihr Spielgenosse.

„Zum Kukuk mit dem Fasching-Donnerstag!" erwiederte die Assistentin.

In diesem Augenblick trat Clara auf sie zu, an

ihrer Hand Elia, die von der Musik freudig überrascht war, herbeiführend, von Carlos und andern jungen Verwandten begleitet, welche die Assistentin mit tausend Schmeicheleien und Liebkosungen überhäuften.

„Aber — was hat das zu bedeuten?" rief die Assistentin aus.

„Daß wir tanzen wollen, Tante!" sagte Clara; „daß wir uns und auch Sie sich unterhalten werden, kommen Sie, kommen Sie!"

„Sie sind närrisch!" sagte die Assistentin halb ärgerlich, halb besänftigt, als sie sich von dieser fröhlichen Rotte umringt sah, „in meinem Hause ein Fest zu arrangiren, ohne meine Einwilligung in Rechnnng zu bringen. Nun das ist schön!"

„Aber es ist Fasching-Donnerstag, Tante!"

„Bleibt mir mit Eurem Fasching-Donnerstag vom Leibe! Habe ich vielleicht an diesem Tage keine Stimme in meinem Hause? Clara! Clara! Da Du mir schon keine Perrücke aufdringen konntest, hast Du mir einen Ball in's Haus geschmuggelt. — Ich kann diesen Lärm nicht ausstehen! — Jesus, was wird Ines sagen?"

„Kommen Sie, Tante," sagte Clara, „und sehen Sie sich es besser an;" und beinahe mit

Gewalt die gute Frau von ihrem Sessel aufhebend, schleppten sie sie aus dem Cabinet, in dem sie gewesen, und führten sie in den Saal. Dort sah man Clara augenblicklich eine Tribüne besteigen, die man am obern Ende angebracht hatte, in der Hand eine Menge Bänder von verschiedenen Farben haltend, von deren breiten Enden die einen links, die andern rechts herabhingen.

Dieses Schauspiel war so hübsch und belebt, daß jeder Rest von Mißbilligung in dem Antlitz der Assistentin sich in ein Lächeln auflöste.

Clara hieß die Damen auf die eine Seite und die Herren auf die andere sich stellen.

Sie hieß Alle die Enden der Bänder anfassen, und sie nicht eher loslassen, bis, nachdem Alle genommen wären, sie die Hand aufmache, die Bänder frei flattern lasse und so Alle paarweise sich vereint finden, wie es das Schicksal bestimmt habe. Die durch die Bänder also vereinigt waren, waren Gevattersleute und waren verpflichtet, die erste Contredance mit einander zu tanzen.

„Die Tante muß auch ein Band anfassen" rief Clara von der Höhe ihrer Tribune herab, und die Señora, sie mochte wollen oder nicht, mußte den

Bitten, die man von allen Seiten an sie stellte, nachgeben.

„Das himmelblaue!“ — flüsterte Clara Carlos zu, als sie bemerkt hatte, daß Elia diese Farbe gewählt habe.

Carlos folgte dem Rathe, und als Clara die Bänder losließ, fand er sich durch dieses Band von der Farbe des Himmels mit der vereinigt, die er liebte. Carlos drückte seiner Cousine, indem er ihr herabsteigen half, dankbar die Hand. Clara lächelte; hielt aber in ihrem Lachen inne, als sie die Miene gewahr wurde, die ihre Tante machte, als sie sich durch einen fatalen Zufall durch das Band, das sie in der Hand hielt, mit dem Polen vereint fand.

Die Assistentin war darüber so aufgebracht, daß sie, das Band in Clara's Hände legend, sagte:

„Nimm Du den Gevatter auf Dich und sage dem Sohne Polens, wie Du ihn nennst, daß ich weder tanze noch französisch spreche, und daher eine sehr schlechte Gevatterin für ihn wäre; Dir wird es nicht unangenehm sein, denn Du nimmst ja den Mund so voll, wenn Du sagst: ein „Sohn Polens,“ als wenn Du sagtest: Pelayo's Sohn!“

Sie entfernte sich hastig und näherte sich einer Thür, an welcher Marie mit dem Kopf gelehnt

stand, die mit einer verdrießlichern und sauerern Miene als je jenes unerhörte Tollen betrachtete.

„Marie," sagte die Assistentin „rufe Pedro, rührt Euch! sputet Euch! schafft Erfrischungen, Süßigkeiten, Zwieback, Pastetchen, Kuchen, Torten herbei, daß nichts fehle. — Seht doch diese Kleine! mich gar nicht darauf vorbereitet zu haben!"

„Die Frau Gräfin hat schon Alles besorgt, und hätte wohl das Fest in ihrem Hause geben können," antwortete Marie unwillig.

„Und was macht es Dir Naseweis, daß es hier ist? Sind wir vielleicht in der Fastenzeit? Weißt Du nicht, daß Fasching-Donnerstag ist?" sagte die Señora.

„Die Fußteppiche werden gut werden!" brummte Marie.

„Troll' Dich!" versetzte die Assistentin, ungeduldig ihr den Rücken kehrend. Marie ging brummend fort und traf im Corridor mit Don Benigno zusammen, der mit einem angezündeten Rauchkerzchen in der Hand den Rückzug antrat und sich zur Ruhe begab.

„Haben Sie diesen saubern Spaß gesehen?" sagte sie zu ihm. „Nicht zufrieden, daß sie in ihrem Haus Alles von Oberst zu Unterst gekehrt

hat, muß die Frau Gräfin auch noch dieses umstürzen."

„Was sagt die Señora dazu?" fragte Don Benigno.

„Ei, sie ist so zufrieden, so vergnügt, so voll Spaßes wie die Andern," antwortete Marie in gereiztem Tone.

„Dann scheint mir das Fest sehr gut zu sein," antwortete Don Benigno, „und für den Fasching-Donnerstag sehr passend."

„Ei Freundin," sagte die Baronin von San Bruno zur Assistentin, als diese an ihr vorüberging, „aus Deinem Saale ist ein Grillennest gemacht worden, und diese Gesellschaft, was für ein Mischmasch, Krethi und Plethi!"

„Es ist wahr, Baronin, aber was soll ich machen? Soll ich sie austreiben oder Stille befehlen lassen? Diese Clara ist im Stande, ein ganzes Kloster in Aufruhr zu versetzen! Und was soll man thun, ist man einmal unter Wölfen — als mit ihnen heulen."

„Was für Gesichter!" fuhr die Baronin fort, „jener, der mit Deinem Freunde Delgado spricht, ist ein Professor, der meinen Kindern Lectionen gibt; jener Stutzer, welcher jetzt Clara den Arm

reicht, ist ein Herr von Habenichts, Sohn eines Kaufmannes, der Finanzpächter geworden ist. — Und von jenem verwilderten Eisenfresser, der mit Deiner Nichte tanzt, will ich gar nicht sprechen! Was für ein Gesicht! Hör' mal, — Vorsicht schadet Keinem, — sag doch Marien, sie möge auf die silbernen Leuchter Acht geben."

„Um Dir die Wahrheit zu sagen," antwortete die Assistentin, „so haben Deine Vergleiche und Uebertreibungen mich mit ihm versöhnt, so daß er mir nun, da ich ihn genauer ansehe, als ein stattlicher Junge erscheint!"

„Kauf ihm Bonbons!" sagte die Baronin spöttisch.

„Nein," antwortete die Assistentin, „aber, wenn Clara zu seinen Gunsten eine Subscription eröffnet, wie sie mir vor Kurzem sagte, so werde ich mich mit zwei Unzen unterschreiben."

„Du Glückliche," versetzte die Baronin mit Bitterkeit, „Du bist freilich reich und kannst Dir das Vergnügen machen, Geld zu vergeuden, um damit eine Freundin zu verdunkeln!"

„Wenn ich es nicht aus Barmherzigkeit gebe (und es kann wohl so sein, ich will es nicht leugnen), so geschieht es, um eine böswillige Maßlosigkeit zu

beschämen, und eine schreiende Ungerechtigkeit gut zu machen. Verstehst Du mich, Baronin?"

Mit diesen Worten entfernte sich die Assistentin, und näherte sich dem Tische, an welchem ihre Schwägerin spielte.

„Ines," sagte sie zu ihr, „wie gefällt es Dir?"

„Sehr gut, Isabella," erwiederte diese; „aber ich breche jetzt auf, denn es ist schon spät und der Kopf schmerzt mich."

„Bleib, Ines!" bat die Assistentin, „bleib mir zu Gefallen! Führe nicht Esperanza fort! Heute ist ja Fasching-Donnerstag! — Laß die jungen Leute sich unterhalten."

„Verzeih mir, Schwester, entlaß mich, Isabella; denn der Lärm und das Getöse sind mir antipathisch. Ueberdieß weißt Du, daß ich nicht will, daß meine Tochter tanze, und davon nicht abgehe; so ist es am besten, daß ich mir Verlegenheiten erspare und gehe; meine Söhne bleiben Dir hier — Lebe wohl."

Elia hatte den ersten Contretanz mit Carlos getanzt, welcher, von der Gräfin unterstützt, Elia bald die leichte Art spanischer Contretänze gelehrt hatte, welche so gut zu der schmachtenden Anmuth der Habanesen paßt, die sie unter dem Namen

dancita wieder in die Mode brachten. Elia wurde gleich darauf von Rioseco zum Tanze aufgefordert, einem jungen Obristlieutenant der Landmiliz, von stattlichem Aeußern, und der den tiefen Eindruck nicht verbarg, welchen Elia's Schönheit und engelsgleiche Unschuld auf ihn machten, und er zeigte diesen auf eine so auffallende Art, daß es Niemanden und am wenigsten Carlos, entging. Dieser, ärgerlich und verstimmt darüber, lehnte sich an die Angel der Thüre, und folgte dem schönen Paare, das sich anmuthig nach dem Tacte der Musik bewegte, mit düstern, unruhigen Blicken.

Als der Tanz zu Ende war, ließ sich Elia auf dem nächsten leeren Platze neben der Thüre nieder. Carlos, statt sich ihr zu nähern, entfernte sich und ging in das Vorzimmer hinaus; gewöhnliche heroische That der Eifersüchtigen.

Aber kaum hatte Elia seine Abwesenheit bemerkt, als Carlos schon davon abgestanden war, und an ihrer Seite saß; aber so schweigsam und mit so strenger Miene, daß Elia einen andern Mann in ihm zu sehen glaubte, und zum zweiten Male zog sich ihr Herz vor ihm zurück; dieses Mal aber nicht wie die Sensitive, sondern wie die Blume vor dem ersten Frost.

„Elia!" sagte endlich Carlos, „weißt Du, was die Farbe des Bandes bedeutet, das uns heute Abend vereinigte?"

„Die himmelblaue?" antwortete Elia; „ja, die Reinheit der Jungfrau Maria."

Carlos blieb einen Augenblick zweifelhaft, ob nicht Elia's Worte die Antwort auf seine innersten Gedanken seien; aber dann fuhr er fort: „In der Sprache der Welt bedeutet sie Eifersucht. Elia, weißt Du, was Eifersucht ist?"

„Ja," versetzte Elia, „sie ist der Schmerz, sich in seiner Liebe getäuscht zu haben. Sanct Joseph hatte eine ungerechte gegen Maria, daher heißt es in dem Weihnachtsliede:

Sanct Joseph ward eifersüchtig
Ob Mariens Schwangerschaft,
Das, im Leibe seiner Mutter,
Jesu-Kindlein lächeln macht.

„Gott steh mir bei!" rief Carlos ungeduldig aus, „es ist ein Unglück, Leidenschaften einzuflößen und sie nicht zu verstehen. Elia — wir sind nicht in Deinem Kloster. Wisse, daß die Leidenschaft, welche Eifersucht erzeugt, nicht auf Beweise wartet;

daß in der Welt die Eifersucht sich nicht auf Ueberzeugung gründet, und daß es davon heißt:

Eifersucht ist auf ein Meinen
Schlecht gegründeter Verdacht;
Gründet der sich, ist's kein Scheinen;
Ist es dies; zu nichts gemacht."

„Dann wenn es zu nichts gemacht ist" — sagte Elia sanft.

„Das heißt," antwortete Carlos mit Heftigkeit, „das, was für den Gleichgiltigen ein Nichts ist, ist etwas Ungeheueres für den, welcher liebt; dieser leidet, als müßte er über Flammen schreiten, wenn er sieht, daß Andere ihm den geliebten Gegenstand entziehen wollen, und dieser sich dazu herleiht, sich zerstreut, vergißt."

„Und Du glaubst, ich habe Dich vergessen können?" sagte Elia.

„Wenigstens — daß Du nicht an mich gedacht hast."

„Ja, Carlos."

„Ich glaube es nicht."

„Siehst Du, Carlos, — seit ich gelernt habe zu schweigen, hältst Du mich einer Lüge fähig!"

„Wenn ich aber sehe, daß wie die Musik er=

tönt, Du nur daran denkst, zu tanzen, zu glänzen und Dich zu unterhalten!"

„Seit ich die Musik hörte, Carlos, sang mein Herz in so süßen Worten, in einer Sprache, die die Lippen nicht aussprechen können! Nur Dein Name ertönte deutlich und zu wiederholten Malen."

„Oftmals, Elia?"

„So viele viele Mal, als Gott mir in meiner Todesstunde Engel senden möge. Darum, Carlos, verstehe ich Deine Eifersucht nicht, die" —

„Aber, Elia," sagte Carlos sie unterbrechend, „wenn Du mich mit einer Andern tanzen und ihr den Hof machen sähest, würdest Du sie dann nicht auch empfinden?"

„Nein," antwortete Elia, „nein! Niemals würde mir der Gedanke kommen, daß Du mich darum minder liebst, niemals würde ich den Argwohn haben, daß Du mich täuschtest."

„Aber ich, der ich nicht Dein bewunderns-werthes kaltes Blut habe," rief Carlos aus, sich von Neuem erhitzend, „ich, der ich selbst auf den Zephyr eifersüchtig bin, der nicht zufrieden mit den Rosen des Gartens, Deine Lippen küßt, will nicht, daß Du mit Jemanden tanzest."

„Ich werde nicht tanzen,“ sagte das willfährige Mädchen.

„Daß Du mit Jemanden sprichst,“ fuhr Carlos fort.

„Ich werde nicht sprechen,“ sagte Elia wieder.

„Daß Du Jemand ansiehst,“ fügte Carlos hinzu, der in dem Grade anmaßender in seinen Forderungen wurde, als er Elia nachgiebiger fand, seinem Zorn im Despotismus Luft machend, da er ihn nicht im Zanke austoben lassen konnte.

„Ich werde Niemand ansehen,“ sagte Elia, die Augen zu Boden senkend.

„Aber — warum weinst Du?“ sagte Carlos nach einer Weile, als er Thränen, die auf Elia's Wangen glänzten, wie Sterne am Himmel, auf die Blumen an ihrem Busen niedersinken sah.

„Ich weine,“ antwortete Elia — „ohne es zu wollen. Aber weil es mir leid thut, Dich gekränkt zu haben, ohne es zu wissen, und vor Allem, weil ich nie dachte, daß Jemand, und am wenigsten Du, je mit solcher Strenge mit mir sprechen könne.“

„Oh! verzeih! — verzeih!“ rief Carlos überwunden und außer sich; „verzeih, Elia! Ich bin hart, ungerecht, grausam gewesen! ich habe das Herz auf Dornen gebettet, welches ich in Hermelin hätte

einhüllen sollen. Entschuldige mich, Elia, und beurtheile nicht die Leidenschaft nach Deiner sanften friedlichen Liebe! Bedenke wohl, daß mein Fehler gegen Dich nur aus einem Uebermaße der Liebe entsprang! Verzeih, daß ich nicht bedachte, daß der Sterbliche, welcher Dich liebt, Dich niemals in seine Sphäre herabziehen kann, sondern sich zu Deiner erheben muß."

Zweites Capitel.

Carlos war zu leidenschaftlich und Elia zu aufrichtig, als daß ihre gegenseitige Liebe hätte verborgen bleiben können. So kam es, daß Niemanden ihre Gefühle fremd blieben, außer der Señora de Calatrava; denn diese liebte ihre Pflegetochter so zärtlich, daß kein Uebermaß von Liebe, an sie verschwendet, ihr hätte auffallen können.

Man sprach viel darüber; tadelte die Mutter, bekrittelte Carlos und verdammte die anmaßende Elia. Jeder wußte ihr mit bewundernswerther Klugheit das Benehmen vorzuschreiben, welches sie befolgen, die Maßregeln, welche sie in der Folge nehmen sollte, kurz, Jeder war, wie gewöhnlich, — wie Ihr, die Ihr dies leset und wie ich, die ich es schreibe — besonnen, klug und verständig in fremden Angelegenheiten.

Auch die Baronin von San Bruno sprach sich bei dieser Gelegenheit sehr ausführlich darüber aus; denn sie war, wie wir gesehen haben, eine von jenen Personen, die mit einer stachligen Seele zur Welt kommen, wie ein Igel, durch Charakter, Ton, Sitte Allen feindlich, sich der Kritik als Stelzen, um sich zu erheben, bedienend, ohne zu bedenken, daß eben diese Stelzen ihre eigenen Unförmlichkeiten mehr in's Licht stellten. Diese unglücklichen Wesen, vom Neide als Schildwachen und von der Schmähsucht als Telegraphen in der Gesellschaft aufgestellt, scheinen die traurige Mission zu haben, im Gegensatze zu der der Biene, welche aus Allem Honig saugt, aus Allem Gift zu saugen. Und wer wird diesen Hauptfehler unserer Zeit verbessern, dieser allgemeinen Ernüchterungssucht den Zügel anlegen können, welche sich an Menschen und Dingen vergriffen hat, mit derselben Hand und demselben frechen Geiste, womit sie die Altäre ihres Schmuckes beraubt hat? Nur unser Bestreben, tugendhaft zu sein; denn mit der Tugend ziehen in unsere Herzen das Wohlwollen und die Nachsicht, ihre Begleiter, ein.

Die Baronin ließ, wie wir sagten, ihren Glossen freien Lauf, indem sie betheuerte, sie verstehe das

passive Benehmen der Marquise nicht, sie, eine Cordoba de la Cepa,*) eben so lächerlich eitel, wie eine ihrer Verwandten, die, als sie bei dem Tode einer Königin von Spanien eine Glocke läuten hörte, die sonst nur bei dem Tode eines Cepa geläutet ward, mit gezierter Entrüstung fragte: — „Wird unsere Glocke geläutet? Für wen? War die Königin etwa aus dem Hause der de la Cepa?"

Die Baronin sah aber aus folgendem Grunde die Marquise mit scheelen Blicken an:

Das Geschlecht der Baronin war von noch sehr neuem Datum, daher kam es, daß ihr Haus, welches prächtig war, mit dem besten Geschmacke der Epochen, in welchen die Künste am meisten in der Blüthe waren, mehr Bequemlichkeit und Soli-

---

*) Unter dem Namen von Cepa kennt man das vom Domcapitel der heiligen Kathedralkirche von Cordoba 1368 bewilligte Geläute, welches man mit der großen Hauptglocke und drei anderen macht, zum Gedächtniß der Nachkommen von D. Alonso Fernandez de Córdoba, Señor de Montemayor, der von Gonzalo Fernandez de Córdoba, Señor de Aguilar, und der von D. Diego Fernandez de Córdoba, Señor de Lucena, aus Dankbarkeit dafür, daß sie diese Stadt 1368 gegen den König Don Pedro, der mit den Mauren von Granada sich verbunden hatte, vertheidigten.

dität vereinigte, als das Haus der Orrea, das nicht nur vor der Eroberung und Vertheilung Sevilla's erbaut, zu welcher Zeit es einem Orrea zufiel, sondern, da es ein altes Gebäude, auch in keinem guten Stande mehr war, vereinzelt und schlecht gelegen, denn die alten Granden liebten es, isolirt zu wohnen, als besorgten sie sonst nicht genug Raum zu haben, um ihre mächtigen Zweige auszubreiten; und sie wölbten ihre Dächer hoch, als fürchteten sie, sie möchten ihnen nicht hoch genug sein, um ihre stolzen Häupter erheben zu können. Als das baufällige Haus der Marquise einst eine bedeutende Ausbesserung bedurft hatte, sagte die Baronin bei dieser Gelegenheit, das Haus der Marquise gliche einem in einer Dachkammer aufgehängten, grobtüchernen, geflickten und schlecht gemachten Mantel. Es fehlte nicht an einem Zwischenträger, der geschäftiger als eine Posttaube und rascher als eine Eisenbahn, es der Betheiligten hinterbracht hätte, die ohne ihre ruhige Fassung zu verlieren sagte: daß Niemand so sehr das Recht habe, dies zu sagen, als die Baronin, die in einem so schönen und neuen Hause lebe. Daß alle Fehler ihres Hauses darin lägen, daß es sehr alt und es gewiß eine Fatalität sei, daß den Häusern das zum

Nachtheil gereiche, was für die Pergamente ein Vorzug ist.

Wir haben nicht erfahren können, ob die Besitzerin des neuen Hauses als Christin in ihrer Todesstunde der des alten Hauses diese Worte verziehen hat.

Trotz der scheinbaren Gleichgiltigkeit und Unbekümmertheit der Marquise, war sie nicht ruhig; denn obwohl es ihr eine leichte und einfache Sache schien, diese unbesonnene Neigung ihres Sohnes, wann sie es beschlösse, von der Wurzel aus zu vertilgen, so fürchtete sie doch seinen ungestümen Charakter, der ihn zum Aeußersten und zu einer auffallenden Handlung verleiten könnte, welche von sich reden machen würde, und Elia, deren guter Name ihr heilig war, in übeln Ruf bringen könnte. Sie überlegte also, daß keine Zeit mehr zu verlieren sei, und beschloß mit ihrem Sohne zu sprechen, und ihn zu bereden oder zu zwingen, zu seinem Regimente zurückzukehren.

Waren einmal Berge zwischen ihnen, war sie ruhig; denn dachte sie — und sie dachte recht — es gibt keine Liebelei, die der Vernunft, der Zeit und der Abwesenheit widersteht.

Carlos hatte seinerseits schon lange seiner

Mutter sein Herz eröffnen wollen, es aber von Tag zu Tag verschoben, da er keine dazu passende Gelegenheit fand.

Er hatte keinen Vermittler gesucht, denn er kannte Niemand, der in Familienangelegenheiten auf seine Mutter einen Einfluß ausübte. Nur seine Tante hätte zwischen Mutter und Sohn vermitteln können; aber Carlos Zartgefühl erlaubte es nicht, seine Tante in diese Angelegenheit zu verwickeln.

Eines Tages, nachdem sie gefrühstückt und die Diener sich zurückgezogen hatten, sagte plötzlich die Marquise mit gemäßigter, aber fester Stimme zu ihrem Sohne:

„Carlos, obwohl es der mütterlichen Würde entgegen ist, sich in Liebesintriguen ihrer Kinder zu mischen; obwohl ich darüber — wie ich es über manches Andere thue, — meine Mutteraugen schließen möchte, kann ich es doch in diesem Falle nicht thun. Es ist meine Pflicht vorzubeugen und die Folgen Deiner Unvorsichtigkeit abzuwenden, die Du bei Deinem unüberlegten Charakter weder voraussiehst noch bedenkst; daher sehe ich mich genöthigt, Dir Dein ferneres Benehmen vorzuschreiben, da Dein früheres Veranlassung gab, ein junges Mädchen zu compromittiren."

Diese unerwartete Anrede überraschte und erschreckte die drei Geschwister.

Fernando, der den Charakter seiner Mutter und die Leidenschaft und Absichten seines Bruders kannte, sah eine heftige Scene voraus, deren Resultat nicht den Wünschen der Marquise entsprechen würde, sagte daher zu ihr:

„Mutter, wir Männer verstehen uns unter einander besser; wenn Sie mir den Auftrag geben wollten, Carlos Ihren Willen mitzutheilen, so könnte man auf diese Art eine Scene vermeiden, die für beide Theile gleich peinlich sein muß.“

„Nein,“ antwortete die Marquise, „die Räthe einer Mutter haben nur, wenn sie von ihren Lippen kommen, ihre ganze Macht; ihr Wille hat nur in ihrem Munde seine ganze Autorität.“

Esperanza sah ihre Mutter zitternd und erbleichend an. Fernando fühlte sich bewegt und senkte das Haupt. Carlos dachte an Elia, trocknete sich den Schweiß von der Stirn und ermuthigte sich, indem er sich sagte: „Jetzt oder nie!“

Die Marquise schrieb diese sichtliche Aufregung ihrer Kinder der Ueberraschung zu, welche es ihnen verursachte, sie von Carlos' Liebe unterrichtet zu sehen, und in der Meinung, eben deshalb ihren

Zweck schneller und leichter erreichen zu können, fuhr sie ruhig fort:

„Es ist nicht meine Absicht, Dir vorzuwerfen, daß Du Deine Blicke auf ein Mädchen richtetest, das Dir als Waise und Schützling Deiner Tante hätte heilig sein sollen. Deine Vernunft wird Dir dies besser sagen als meine Worte es vermöchten; Dein Gewissen, wenn Du ihm Gehör schenkst, wird es Dir deutlicher sagen, als meine Gründe. Elia's Ruf hat unter Deinem auffallenden Benehmen gelitten, und der gute Ruf, Carlos, ist die erste Mitgift, welche der Mann von der Frau, die er zu der seinigen machen will, verlangt; die schönste Vergeltung, welche sie ihren Eltern geben kann, und das ruhmvollste Erbe, welches sie ihren Kindern hinterläßt; er ist ihre Krone in dieser Welt und ihr Epitaph auf dem Grabmale; und dieser gute Ruf, Carlos, ist wie eine Rose, die durch das Ansehen verwelkt. Daher also, Carlos, muß man die Blicke der Welt von Elia abziehen, welche sie welk machen. Dafür gibt es nur ein Mittel; es ist leicht, einfach, zieht nicht die Aufmerksamkeit auf sich und ist vor Allem mein Wille— daß Du alsogleich abreisest."

Es herrschte eine Weile Stille; auf die ge-

kreuzten Hände Esperanza's fielen zwei schwere Thränen.

Endlich sagte Carlos mit achtungsvollem Tone, welchen die tiefe Ehrfurcht, die er für seine Mutter hegte, ihm eingab, aber auch fest und entschieden wie seine heftige Leidenschaft für Elia ihn machte:

„Mutter, ich werde abreisen, wenn Sie es begehren. Aber glauben Sie nicht deshalb, daß ich meiner reinen Liebe entsage; sie ist mein Leben, meine Seele, mein Schicksal und mein ganzes Sein. Ich liebe einen Engel, welchen Gott auf die Erde setzte, um zu sehen, ob die Menschen ihn zu schätzen verständen; sie hat meine Liebe angenommen, und nichts in der Welt kann uns trennen."

Die Ueberraschung der Marquise war so groß, als sie diese Worte vernahm, daß sie sprachlos ward und ihre betroffenen weit aufgerissenen Augen auf ihren Sohn heftete, während eine tödtliche Blässe sich über ihre Züge ergoß.

„Was?" — sagte sie endlich mit erstickter Stimme, „was wagst Du in meiner Gegenwart auszusprechen? Daß es keine Macht in der Welt gebe, die Dich von einer unsinnigen Thorheit abhalten könne?

Haben meine Sinne mich getäuscht?

Ist es mein Sohn, der Sohn des Mannes, welchen ich im Grabe liebe und verehre, der diese Worte aussprach?"

„Ja Mutter, ja, es ist Ihr Sohn, bereit, Ihrem Willen Alles zu opfern, außer seiner Liebe. — Oh, Mutter! Mutter! verdammen Sie ihn nicht. Warum müßten Sie ein so reines, edles und unüberwindliches Gefühl verdammen? Zwingen Sie mich nicht, mich Ihrer Autorität zu entziehen, der ich mich immer unterworfen habe! welche ich mit dem Vertrauen des Hirten auf die Sterne, die nie täuschen, befragte! — Willigen Sie ein, Mutter! — damit mir meine Lebensgefährtin, von Ihrer Hand empfangen, zweimal geheiligt sei!"

„Und Du wagst es," rief die Marquise außer sich, „auch nur an eine Verbindung zu denken — mit... Nun denn! es falle der Schleier, welcher, wie eine mit Qualen und Uebeln geschwängerte Wolke, das fatale Geheimniß ihrer Geburt verhüllte. Wisse denn — — "

„Oh! Mutter," sagte Carlos sie mit Begeisterung unterbrechend, „was kümmert es mich? Würde es mich glücklicher machen, könnte ich sie inniger lieben, wenn sie die Tochter eines Königs

wäre? Was kümmert es mich, was für Blumen es waren, aus deren Kelchen der Honig gezogen wurde, der mein Leben versüßen soll? Mutter, wollen Sie Vorurtheile berücksichtigen, wenn es sich um die Entscheidung meines Schicksals handelt? Nur Hochmuth kann mehr als Unschuld, Tugend und Schönheit verlangen!"

„Er ist wahnwitzig!" sagte die Marquise mit gepreßter Stimme; „er hört weder Vernunftgründe an, noch seine Mutter, noch achtet er auf sonst etwas. Geh in Dich, Carlos! sprich wie ein vernünftiger Mensch mit Deiner Mutter; und spare die Romanideen für minder ernste Angelegenheiten auf."

„Seien Sie nicht unerbittlich in Ihrem Widerstande, meine Mutter, wie ich unbesiegbar in meiner Festigkeit. Befehlen Sie mir das Mögliche, damit ich Ihnen gehorchen kann, wie ich es nicht anders wünsche; und kämpfen Sie nicht mit Ihrer Autorität, die ich verehre, gegen das Unmögliche an."

„Flieh aus meinen Augen, rebellischer Sohn!" rief die Marquise zitternd vor Entrüstung, mit der ihr herrischer Charakter und ihre heftige Gemüthsart ihr Herz erfüllen mußte, als sie ihren Sohn so

sprechen hörte; — „daß die morgige Sonne Dich nicht hier bescheine. Komme mir nicht eher wieder vor die Augen, bis Du nicht gesunde Vernunft, das Gefühl Deiner Pflichten, Rücksicht für Deine Familie und die Deiner Mutter schuldige Achtung wieder hast.“

„Ich werde gehen,“ sagte Carlos sich erhebend, „ich werde gehen, aber nicht, bevor ich in Ihrer Gegenwart den Schwur erneuert habe, welchen ich Elia im Angesichte des Himmels gemacht habe, damit Sie nicht hoffen, daß ich darauf vergessen könne, weder mit der Zeit, noch durch die Abwesenheit, noch durch Ihre Autorität. Elia, die ich liebe und die mich liebt, Elia, auf die ich vertraue und die auf mich vertraut, Elia wird meine Gattin werden!“

Die Marquise richtete sich in die Höhe, ihr Antlitz war verzerrt, ihre Zähne schlugen an einander, und ihren Arm gegen ihren Sohn ausstreckend, ertönten von ihren bleichen und zitternden Lippen diese schrecklichen Worte: — „So bringe ihr denn, unwürdiger Sohn, zum Heirathsgute den Fluch Deiner Mutter.“

Esperanza stieß einen Schrei aus. Fernando

stürzte auf seinen Bruder zu, der vernichtet in seine Arme sank. Die Marquise verließ mit hastigen Schritten das Zimmer.

Esperanza folgte ihr die Hände ringend. — „Mutter! Mutter! — wohin gehen Sie?“ rief sie aus, als sie sah, daß diese ihre Mantille umnahm.

„Ich gehe,“ versetzte die Marquise, „der Kühnen die Augen zu öffnen, welche es gewagt hat, unsinnige Schwüre anzunehmen und eine Thorheit zu begünstigen; ich gehe, ihre wahnsinnigen Täuschungen zu zerstören!“

„Mutter!“ rief Esperanza noch einmal aus, sie zurückhaltend, indem sie sich vor ihr auf die Knie warf, „Elia ist unwohl. Lassen Sie mich zu ihr gehen! Erlauben Sie, daß eine Freundin ihr die Augen öffne, wenn Sie darauf bestehen — aber gehen Sie nicht! gehen Sie nicht! — wenigstens in diesem Augenblicke gehen Sie nicht!“

„Laß mich,“ antwortete die Marquise, sich aus den Händen ihrer Tochter losmachend, mit welchen diese sich an ihre Knie angeklammert hatte; — „damit ich nicht heute in jedem meiner Kinder einen Gegner finde.“

Mit diesen Worten ging sie hinaus und Esperanza blieb vernichtet auf den Knien liegen, die Arme gegen die Thür ausgestreckt, durch die ihre Mutter verschwunden war.

Drittes Capitel.

Elia lag etwas unwohl auf dem Sopha. Marie hatte sie zugedeckt, und vor ihr mit einer Schale und einem Löffel in der Hand stehend, sagte sie: „Mach doch, Elia, nimm diesen Lecksaft von Eibisch; ich selbst habe ihn gekocht und er ist sehr wirksam.“

„Ich werde ihn nehmen, Marie,“ antwortete Elia; „aber obwohl Du selbst ihn gekocht hast, schmeckt er doch sehr garstig;“ und sie machte dabei eine graziöse Bewegung des Ekels.

„Wie Deine Haut glüht!“ sagte Marie, das Mädchen berührend.

„Du bemühst Dich, mich übel zu finden,“ versetzte diese, „und das Alles, um mich Dein gepriesenes Säftchen verschlucken zu machen; nimm es selbst; denn ich, wenn Du Dich auch noch so dar=

über erboßest, fühle mich wohl, sehr wohl, und zufrieden und heiterer als an einem Festtage; denn morgen oder übermorgen wird mein Geheimniß an's Tageslicht kommen. Und ich sage Dir, Du wirst aus lauter Freude drei Nächte nicht schlafen können und drei Tage nicht brummen."

„Dieses Geheimniß," sagte Marie, innerlich lachend, „auf das Du mich so gespannt machst, wird am Ende wie der Berg sein, der eine Maus gebar."

„Im Gegentheil," versetzte Elia mit Lebhaftigkeit und Eifer, „im Gegentheil, Maria, die Maus ist es, welche den Berg gebären wird, Du wirst schon sehen! — Du wirst schon sehen!"

Die Thür des Zimmers öffnete sich plötzlich und die Marquise erschien bleich, streng und imponirend auf der Schwelle.

Der Löffel entglitt aus Elia's Hand und Marie wandte sich überrascht um.

„Marie, entfernt Euch," sagte die Marquise, „denn ich habe mit Elia zu sprechen."

Marie rührte sich nicht, und heftete auf Elia einen Blick voll unaussprechlicher Zärtlichkeit.

„Habt Ihr mich verstanden?" sagte die Marquise trocken nach einer kleinen Weile.

Marie zog sich eingeschüchtert und verwirrt zurück.

„Wäre es möglich? nein, nein, nein, es ist nicht! es kann nicht sein! Und meine Señora? — es kann nicht sein! man müßte, wenn sie es thäte — sie mit ihrer eigenen Zunge aufhängen!“ murmelte Maria vor sich hin, während sie hinausging.

Als Marie hinter sich die Thür geschlossen hatte, nahm die Marquise einen Stuhl, und setzte sich in einiger Entfernung Elia gegenüber nieder.

„Elia,“ sagte sie zu ihr, „es gibt Dinge in dieser Welt, die verborgen bleiben können, so lange die Unkenntniß derselben nicht Anlaß zu schweren Uebeln gibt; die aber enthüllt werden müssen, so bald es kein anderes Mittel gibt, diese Uebel zu vermeiden. Dies ist der Fall hinsichtlich des Geheimnisses, das man gegen Dich über Deine Geburt bewahrte, und weswegen ich mich genöthigt sehe, es Dir zu enthüllen.“

Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: „Höre mich an, und möge Dir, was ich Dir erzählen werde, zur Richtschnur dienen. Auf einer der Reisen, welche mein Bruder auf das Land machte und auf der ich ihn begleitete, machten wir in einem Gasthause an der Heerstraße Halt, weil

mein Sohn Carlos* das Verlangen hatte, dem Pfarrer die Hand zu küssen, den er sehr lieb hatte, und den er unter der Thür des Gasthofes stehen sah.

Meine Schwägerin wollte wissen, welch wichtiger Beweggrund diesen bestimmte, nach Sevilla zu gehen, wo die erste Epidemie schon verheerend auftrat, die dann so unheilvoll wurde. Wir zogen uns in ein Zimmer zurück, und der Pfarrer erzählte uns Folgendes:

„Es wird acht Tage sein, daß mich heftige Schläge an meine Thür aufweckten; ich stand auf und öffnete. Ein unbekannter Mann, der sein Gesicht in einem Mantel verbarg, in dem er eingehüllt war, sagte mir, daß man meiner benöthige und daß ich ihm folgen möge. Ich schwankte einen Augenblick ob dieser Furcht einflößenden Erscheinung; aber sagte ihm dann: „Geht, ich werde Euch folgen." Wir schritten durch die einsamen und dunkeln Straßen des Ortes, bis wir an den Ausgang desselben gelangten, wo wir zwei Pferde an einen Baum gebunden fanden. „Wohin gehen wir?" fragte ich ihn. „Wo man Eures Amtes bedarf," erwiederte er mir.

Ich sah, daß ich mich der Gefahr preisgab, Theilnehmer oder Opfer eines traurigen Geheim-

nisses zu werden. Aber ich empfahl mich Gott und folgte meinem Führer.

Wir werden in gutem Trab eine halbe Stunde geritten sein, als mein Führer bei dem Eingange eines eingezäunten Olivenwaldes still hielt. Wir stiegen vom Pferde und er führte mich einen schmalen Fußsteig, bis wir zu einer Lichtung kamen, wo ein Feuer brannte; um dasselbe saßen acht oder zehn Männer herum; es war nicht schwer sie zu erkennen; es waren Räuber. „Vater," sagte mir Einer von ihnen, ein junger Mann von gutem Aussehen, und welcher der Anführer zu sein schien, nach seiner stolzen Haltung und dem gebieterischen Tone zu schließen, „hört die Beichte dieses Weibes an," und er deutete dabei auf eine Unglückliche, welche am Boden auf einem Mantel ausgestreckt lag; dann entfernte er sich mit seinen übrigen Gefährten. Ich dachte, sie wollten sie umbringen und alles Blut erstarrte mir in den Adern. Ich näherte mich ihr, und da ich sah, daß sie keine Bewegung machte, richtete ich ihr Haupt in die Höhe; das Feuer beleuchtete mit vollem Lichte ihr Antlitz; es war schön.

„Vater," rief die Unglückliche aus, „ich fühle, daß ich sterben muß. Aber ich möchte noch früher meine Sünden bekennen, die zahllos sind. Sagt,

Vater, sagt, wird eine so große Sünderin in Frieden sterben können? Wird Gott diese Gnade der Bittenden gewähren, da ihr schon nichts Anderes mehr zu bitten übrig bleibt?"

Ich beruhigte, so viel ich konnte, diese aufgeregte Seele, und erfuhr, als sie ihre Klagen verdoppelte, daß die Unglückliche in Geburtswehen lag. Es war dringend nothwendig, ihr zeitliche Hilfe zu verschaffen. Ich rief den Hauptmann, stellte ihm die Gefahr vor, in welcher sich die Leidende befand, und trug ihm an, sie in mein Haus bringen zu lassen, wo meine Schwester ihr die unentbehrliche Hilfe leisten würde. Nach einigen Einwendungen, die ich beseitigte, nahm er meinen Vorschlag an, aber mit der Bedingung, daß wenn die Tage vorüber seien, die zu ihrer Herstellung unumgänglichst nothwendig, ich sie ihm wieder übergeben sollte, worauf ich ihm förmlich mein Wort gab. Ich war gezwungen, seinem Begehren nachzugeben, was ich aber gleichwohl nur unter der unerläßlichen Bedingung that, daß sie freiwillig darein willige; aber daran schien der Räuber nicht zu zweifeln.

Ich brachte also die Unglückliche in mein Haus, wo sie nach unsäglichen Leiden einem Mädchen das Leben gab, dabei das ihrige verlierend, welches sie

in die Hände des Herrn niederlegte, gereinigt durch reichliche Thränen der Reue. Als der um sie kam, der mir sie übergeben hatte, trug er sie auf einer Bahre fort. Lange Zeit betrachtete er schweigend mit Entsetzen ihre schönen Züge, welche der Tod bleicher und ruhiger gemacht hatte, wie er die Seele desjenigen, der wie ein Christ zu sterben weiß, reinigt und beruhigt.

So standen an einer Seite der Bahre jenes schönen, jungen Mädchens, dem es die Ehre und das Leben gekostet hatte, Mutter zu werden, der Mann, der sie zu Grunde gerichtet hatte, und an der andern der, welcher die heilige Mission hatte, sie zu retten; jener betrachtete voll Schrecken und Entsetzen diesen Tod wie eine fürchterliche Strafe, während dieser ruhig betend ihn wie eine barmherzige Fügung Gottes ansah.

Ich brachte ihm das Kind; aber als der Räuber es erblickte, brach er in Verwünschungen aus, als wenn er ihm den Tod seiner Mutter vorwerfen wollte, schlug sich auf die Stirn, und stürzte aus dem Hause."

„Und verließ es?" rief Elia aus, die mit gefalteten Händen und mit ganzer Seele, die aus ihren schönen Augen sprach, bewegt den Bericht der

Marquise anhörte; ohne aber das Geheimniß zu errathen, das ihr von der Marquise so feierlich angekündigt worden war, noch zu verstehen, welchen Zusammenhang diese längst vergangenen Ereignisse mit der Gegenwart haben könnten.

„Armes Geschöpf Gottes! Arme Verlassene!“ fuhr sie fort mit leiser Stimme vor sich hinzumurmeln, als sie sah, daß die Marquise, ohne ihr zu antworten, in der Erzählung des Pfarrers fortfuhr:

„Ich wartete noch einige Tage, um zu sehen, ob der Vater nicht um sein Kind kommen würde, das ich mit dem Namen seiner Mutter getauft hatte. Da aber Niemand kam, sah ich mich genöthigt, die arme verlassene Waise der Vorsehung Gottes und dem Erbarmen der Menschen zu empfehlen, und sie nach Sevilla in's Findelhaus zu bringen.“

„Welches das Fegefeuer der Engel ist, die für die Schuld ihrer Eltern büßen müssen,“ *) rief meine Schwägerin mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit aus. „Bringen Sie, Herr Pfarrer, das Kind her, ich will es sehen.“

---

*) Man halte sich die Zeit, in der man hier spricht, gegenwärtig. Anm. d. Autors.

Man brachte es schlafend herbei; aber als es Isabella in ihre Arme nahm, schlug es die Augen auf und schien sie auf die ihrigen zu heften. Isabella, die sich immer von ihrem ersten Impuls leiten läßt, küßte es und sagte: „Herr Pfarrer, dieses Kind gehört mir.“ Dieses Kind, fügte die Marquise sich erhebend hinzu, warst Du!

Erwäge jetzt wohl, ob die Tochter eines Verbrechers und eines gefallenen Mädchens daran denken kann, sich mit den beiden ersten Häusern von Andalusien zu verbinden.“

Mit diesen Worten entfernte sich die Marquise, eine unveränderte Ruhe zur Schau tragend, welche aber ein heftiges Zittern und eine tödtliche Bläße Lügen straften.

Marie, die in der Nähe geblieben war, sah die Marquise fortgehen und eilte in das Zimmer Elia's zurück. Ihr Geschrei rief Alle vom Hause zusammen, als sie beim Eintreten das Mädchen, das sie gesäugt hatte, bewußtlos wie einen Leichnam am Boden liegen fand. Mit beschleunigten Schritten und von Don Benigno unterstützt, kam die Assistentin herbei.

„Was ist das?“ rief sie aus, sich durch den

Kreis der Diener drängend, welche die bewußtlose Elia umgaben, „was ist geschehen?"

„Daß sie stirbt! daß sie stirbt!" rief Marie aus, welche den Kopf verloren hatte.

„Elia! Elia! Kind meines Herzens!" rief die Assistentin, „einen Arzt, einen Arzt, geht, eilt Alle!"

Don Benigno lief, das Fenster zu öffnen, Pedro, Essig zu holen.

„Aber Marie, bist Du ganz von Sinnen!" sagte die Assistentin, „rede, wie ist das gekommen?"

„Ich weiß es nicht," versetzte Marie, „ich war nicht hier."

„Wo warst Du denn, leichtsinniges Weib? und ich hatte im Vertrauen auf Dich Dir ihre Pflege überlassen in ihrer Unpäßlichkeit, die ich für unbedeutend hielt!"

„Señora," antwortete Marie, „die Frau Marquise befahl mir hinauszugehen."

„Meine Schwester ist hier gewesen?" fragte die Assistentin überrascht.

In diesem Augenblicke schlug Elia, die man auf das Sopha gelegt hatte, die Augen auf, und kaum hefteten sich ihre Blicke auf das angstvolle Antlitz der Assistentin, als sie, mit einem plötzlichen

Impuls sich erhebend, sich ihr zu Füßen warf und ihre Knie umfassend, ausrief:

„Señora! Señora! ich bin nicht die Tochter Ihrer Freundin; ich bin das verachtete Kind eines Räubers, eines Vaters, der mich verließ! Ich verdiene es nicht, daß Sie mir den süßen Namen, Tochter, geben; nennen Sie mich Sclavin, Señora! Ich werde Ihren Dienern dienen, wenn sie meine Dienstleistungen nicht verschmähen! Ich werde mich an meinen Platz stellen, und es soll mir nicht schwer fallen, wenn Sie mir von allen Ihren Wohlthaten die, welche am meisten werth ist, die ich am meisten schätze, noch ferner zu Theil werden lassen, Ihre Liebe."

Ihr Schluchzen ließ sie nicht weiter reden.

Die Señora de Calatrava hatte sich bleich und zitternd auf einen Lehnstuhl geworfen; und die schmerzlichste Ueberraschung, die sich in ihrer offenen und ausdrucksvollen Miene gemalt hatte, wich dem heftigsten Zorne. Das ist eine Ruchlosigkeit! murmelte sie vor sich hin, das ist ein elender Verrath! Und zu was? und ohne mich davon in Kenntniß zu setzen! das heißt ein Tigerherz haben. „Erhebe Dich, mein Kind," sagte sie, Elia an ihr Herz drückend, „hier ist Dein Platz und wird es immer

sein. Du bist meine Tochter, und wer Dich nicht als solche betrachten will, mag sich auf immer von mir entfernen! Ich werde Dich rächen, meine Tochter! Sie wollen Dich erniedrigen; ich werde Dich erheben und ich müßte wenig Macht haben, wenn ich es nicht könnte! Meine Tochter! meine theure Tochter!"

Aber Elia antwortete ihr nicht; sie war in eine neue Ohnmacht mit Delirium verfallen.

„Señora, Señora," schrie Marie wahnsinnig vor Schmerz, „sie haben sie getödtet! Das ist ein Dolchstich! Señora, Señora! Das Mädchen war schon unwohl; und das öffnet ihr das Grab! Dies schreit gen Himmel! was hat ihr diese Unschud gethan, diese Rosen ohne Dornen?" und Marie löste sich in Thränen auf.

„Marie, betrüben Sie die Señora nicht noch mehr," sagte Don Benigno, ohne den Blick von der aufgeregten und thränenerfüllten Miene der Assistentin zu wenden.

„Trösten Sie sie, wenn Sie es können," versetzte Marie.

In diesem Augenblicke trat Pedro mit dem Arzt ein, der Elia zur Ader ließ und sie zu Bette zu bringen befahl, nachdem er versprochen hatte, in ein paar Stunden wiederzukommen. Als dieser

fortgegangen war, gab die Señora Don Benigno ein Zeichen, ihr zu folgen und begab sich auf ihr Zimmer.

„Bringen Sie das Tintenzeug,“ sagte sie, nachdem sie sich niedergelassen hatte, mit der klaren Stimme und den kurzbetonten Worten, die ihr eigen waren, wenn sie sehr aufgeregt war. Don Benigno verwirrte sich derart, als er diese Worte hörte und voraussah, was folgen würde, daß er statt des Tintenzeuges den Leuchter brachte.

„Woran denken Sie, Mann Gottes!“ sagte die Assistentin wüthend, erhob sich und holte selbst das Tintenzeug mit der Raschheit eines jungen Mädchens.

Als Alles bereit war, sagte die Assistentin: „Schreiben Sie!“ und dictirte:

„Du hast meine Elia getödtet.“

Don Benigno zögerte, während seine Feder zwischen seinen Fingern zitterte, als wenn die Luft sie bewegte.

„Warum schreiben Sie nicht?“ fragte die Assistentin.

„Aber — an wen ist dieser Brief gerichtet?“ fragte seinerseits Don Benigno, unfähig, einen Brief anzufangen, ohne ihn mit dem Namen der Person, an die er gerichtet war, zu beginnen.

„Die Adresse wird dies schon sagen," versetzte die Assistentin voll Ungeduld.

„Getödtet," wiederholte Don Benigno, nachdem er den Satz niedergeschrieben.

„Du hast einen Verrath an mir begangen," fuhr die Assistentin zu dictiren fort, „Du hast mich an der empfindlichsten Stelle des Herzens verwundet; Du hast mich unversöhnlich beleidigt. Die Grausamkeit Deines Verfahrens gegen meine Tochter —

Unterstreichen Sie, Don Benigno, das Wort Tochter; gegen meine Tochter. Ist es geschrieben?"

„Ja Señora," antwortete Don Benigno mit schmerzlich bewegter Stimme.

Die Señora fuhr fort:

„Dein kränkendes und unerklärliches Benehmen gegen mich, zwingt mich, Dir zu erklären, daß Du und Deine Kinder auf immer entsagen können, Du auf meine Freundschaft, sie auf mein Vermögen."

Bis zu dem Worte „Freundschaft" inclusive schrieb Don Benigno nolens volens; aber als er zu dem Worte „Vermögen" kam, entglitt die Feder seiner Hand und er beschwor die Señora mit

einem an ihm nie gesehenen Muthe, diesen entscheidenden Ausspruch zurückzunehmen, oder ihn von dem Auftrage, es niederzuschreiben, zu entbinden, da es ihm unmöglich sei, diesen Auftrag zu erfüllen. Die Assistentin riß ihm das Papier aus der Hand, machte zwei Tintenkleckse, und schrieb mit großen und ungleichen Buchstaben das bestrittene Wort „Vermögen“ nieder, unterschrieb den Brief, faltete ihn zusammen, wie es eben ging, klebte eine viereckige, hochrothe Oblate hinauf, schrieb die Adresse und schickte ihn dann gleich in das Haus ihrer Schwägerin.

Eine halbe Stunde nachher empfing sie ein sorgfältig zusammengefaltetes Billet. Folgendes war sein Inhalt:

„Die Häuser Orrea und Cordoba haben Jahrhunderte in Reichthum und mit Anstand gelebt, ohne dazu Deines Vermögens zu bedürfen. Darum betrachten wir es Alle mit Gleichgiltigkeit, die Begierde nach Gold den niedrigen Classen und Seelen überlassend. Nicht so ergeht es mir mit Deiner Freundschaft, die verloren zu haben, mich kränkt. Ich habe vielleicht hart, aber vernünftig gehandelt; für große Uebel taugen nur starke Arzneien. Aber ich denke nicht daran, noch werde ich je daran denken,

mich zu rechtfertigen, da ich keinen andern Richtern Rechenschaft zu geben habe als meinem Gewissen.

Deine

Ines de Cordoba."

„Und diese meine Schwägerin," rief die Assistentin, nachdem sie den Brief gelesen, „nennnt es ein großes Uebel, daß ich diesen Engel liebe und sie meine Tochter nenne. Kann man es glauben? Aber meine Tochter soll sie sein trotz Allen, denen es nicht recht sein mag."

Aus dem ist leicht zu ersehen, daß die Assistentin weit entfernt war, die Entwicklung dieses Dramas zu ahnen, dessen Effecte sie berührten, ohne daß sie die Ursache davon errieth.

Viertes Capitel.

Als die Marquise fortgegangen war, rief Esperanza ganz außer sich ihren Bruder Fernando, theilte ihm schluchzend den Entschluß mit, welchen die Mutter in ihrem Zorne gefaßt, und beschwor ihn, den Pater Salvador von den Capuzinern zu rufen, den Beichtvater der Marquise, die einzige Person, von der man wußte, daß sie einigen Einfluß auf diese stolze Seele ausübte, die unbiegsam wie Stahl war, und sehr eifersüchtig auf ihre mütterliche Autorität. Diese Autorität war ihren Kindern immer achtbar gewesen durch den Verstand und die Strenge der Wittwe, durch den Edelmuth und die Würde der Señora, durch die vollkommene Hingebung der Mutter an die Interessen ihrer Kinder, durch die Tugenden der Christin.

„Nur ihr Beichtvater,“ sagte Esperanza zu

ihrem Bruder, „nur seine Stimme, welche die der Religion ist, kann diesen Sturm ihrer Seele besänftigen, wie der Salvator mundi den der Meereswellen besänftigte.“

Fernando billigte die Ansicht seiner Schwester, und um in einer so mißlichen Angelegenheit jedes Dazwischenkommen der Diener zu vermeiden, eilte er selbst in's Kloster, von wo er den Pater Salvador mit sich zurückbrachte. Der Anblick des Mönches in seiner schlichten Kutte und mit seinem silberweißen Barte war so ehrwürdig, daß er deutlich bewies, wie weder Gold noch Seide nöthig sind, um die Würde des Menschen zu heben. Als die Marquise zurückkam, wußte der Pater Salvador schon, daß auf dieses so tugendhafte und friedliche Haus der mütterliche Fluch wie ein Blitzstrahl geschleudert worden war, seine fürchterlichen Spuren zurücklassend und es bis in seine Grundfesten erschütternd.

Als die Marquise ihren Beichtiger erblickte, ward sie, erbittert wie sie war, unangenehm davon überrascht; sie warf einen Blick entrüsteter Mißbilligung auf ihre Kinder und gab ihnen ein Zeichen, sich zu entfernen. Als sie sich entfernt hatten, sagte die Marquise zu dem Capuziner mit Bitterkeit: „Sie sind gerufen worden, wie ich vermuthe.“

„Und wenn es so wäre,“ — versetzte der Capuziner.

„So würde ich es für eine unerhörte Kühnheit meiner Kinder halten, mir einen Richter aufdringen zu wollen.“

„Ich komme nicht als Richter, sondern als Vermittler.“

„Wie, wollen Sie mich vielleicht überzeugen, daß ich in jene Mesalliance einzuwilligen habe?“

„Sie wissen, Señora, daß ich mich nie in die weltlichen Angelegenheiten Ihrer Familie gemischt habe; weniger weltlich und erhabener ist die Absicht, in der ich gekommen.“

„Vor allen Dingen, Pater, ich vermuthe, daß Sie von den ruchlosen Plänen meines Sohnes, von seinem scandalösen Benehmen und von seiner frechen Emancipation in Kenntniß gesetzt sind; immer war ich in Sorge wegen seines Benehmens, wegen seines Mangels an richtigem Verstande und seiner verdorbenen Grundsätze. Aber daß er daran denken würde, wie er es jetzt beabsichtigt, seine Familie zu entehren, seinen Adel zu beflecken, der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten, seinen Stamm und den seiner Kinder zu schänden, und im Alter von einundzwanzig Jahren die Autorität seiner Mutter

mit Füßen zu treten — das konnte ich mir nie, nie vorstellen!"

„Ihre in einem Kloster fromm verlebte Jugend," versetzte der Pater Salvador, „Ihr ruhiger Charakter, Ihre glückliche Heirath haben Sie vor Leidenschaften bewahrt; Sie kennen sie nicht und haben nicht ihre Gewalt ermessen gelernt, und daher beurtheilen Sie ihre Resultate mit so großer Strenge."

„Wollen Sie die Ungezügeltheiten und Narrheiten entschuldigen?"

„Keineswegs. Nur will ich Sie darauf aufmerksam machen, Señora, daß die Leidenschaft nie gewaltiger und entschiedener wird, als wenn sie sich durch despotische Hindernisse gequält fühlt, und nie anmaßender, als wenn man sie verachtet. Die Sanftmuth und Klugheit erlangen mit der Zeit mehr als Strenge und Unduldsamkeit auf einmal erreichen können."

„Und ist es ein Diener Gottes, ein Richter im Beichtstuhle," sagte die Marquise mit bitterer Ironie, „der Ueberredungsmittel gegen die Leidenschaften anräth?"

„Eben weil ich es bin, thue ich es, Señora; und wenn nicht — würden sich dann noch Viele vor uns auf die Knie werfen? Marquise,"

fügte er mit abgemessener aber fester Stimme hinzu, „Sie haben sich mit Heftigkeit und Hochmuth benommen, obwohl Sie in dem, was Sie verdammen, im Rechte sind, und in dem, daß Sie es verbieten, von ihrem Rechte Gebrauch machen. Und so wird Ihr Wille geschehen, Ihr Sohn wird fortreisen, mehr können Sie für jetzt nicht verlangen, aber Sie werden Ihren mütterlichen Fluch zurücknehmen, den Sie so übereilt aussprachen.“

„Soll ich,“ rief die Marquise aus, während Zornesröthe ihre bleichen Züge deckte, „einen Augenblick später das zurücknehmen, was ich einen Augenblick früher gethan! Soll ich mich vor meinen Söhnen erniedrigen! ich einem wahnsinnigen Widerspenstigen nachgeben! — Sie scherzen, Pater! Sie wissen doch ganz gut, daß Unbeständigkeit nicht der Fehler ist, dessen ich mich zu schämen habe!“

„Aber in diesem Falle wird es eine Tugend sein, der Sie sich rühmen können! Oftmals schon sagte ich Ihnen, Marquise, die Demuth, diese so kleine, so gering geschätzte Tugend, die wie der ungeschliffene Diamant weder leuchtet noch glänzt, ist trotzdem der sicherste Führer zu unserer Vervollkommnung.“

„Wenn die Demuth von einer Mutter verlangt,

daß Sie sich vor einem wahnwitzigen und in Tollheit verrannten Sohne erniedrigen und ihn fürchten soll; wenn diese Tugend verlangt, daß seine Mutter ihm Flügel leihe, statt ihm Hindernisse in den Weg zu legen, damit er in den Abgrund stürze — Señor, dann entsagt eine gute Mutter einer solchen Tugend."

„So lange Sie das Geschehene aufrecht halten," sagte der Pater Salvador sich erhebend, „dürfen Sie unter meiner Leitung sich nicht den heiligen Sacramenten nähern."

„Wohl denn," versetzte die Marquise mit gereiztem Stolze, „wohl denn, es gibt noch andere Priester in Sevilla, die die Sache von einem andern Gesichtspunkte aus betrachten und von mir nicht etwas verlangen werden, das meine Würde beeinträchtigt. Es mag die Veranlassung zurückgenommen werden, so wird auch die daraus entstehende Folge aufhören. Predigen Sie diese Demuth dem Sohne, dem sie besser anstehen würde als der Mutter."

„Ich bin nicht sein Gewissensrath, Señora; Sie wissen es."

„Noch sind Sie es mehr von mir; ich will jenem Unbändigen nicht diesen Vortheil lassen."

„Dann hat hier mein Amt sein Ende erreicht," versetzte der Beichtiger ohne sich zu erzürnen. „Unser

Joch lastet auf dem, der es trägt, so leicht, daß der Wunsch genügt, es abzuschütteln; und es ist gelöst. Was von Gott kommt, kommt von freiem Willen begleitet, damit das Gute verdienstlich sei, und das Böse keine Entschuldigung habe.

Was mich anbelangt," fügte der ehrliche Beichtvater hinzu, „so gehe ich als Seelsorger nicht von dem ab, was ich für meine Pflicht erkenne; halten Sie sich gegenwärtig, daß, wenn ich nicht nachgebe, es geschieht, weil ich nicht darf und mein Gewissen es mir verbietet; und daß, wenn Sie es nicht thun, Ihr Starrsinn daran Schuld ist."

Mit diesen Worten grüßte er sie und verließ langsamen Schrittes das Zimmer; und als die letzte Falte der groben Capuzinerkutte in den Angeln der Thür verschwunden war, hörte er eine erstickte Stimme, die ausrief: „Pater Salvador! Pater Salvador! Kehren Sie zurück — ich gehorche!"

Die religiöse Frau hatte über ihre Leidenschaften gesiegt; die Katholikin trat der Schlange auf das Genick!

Bei diesem Ausrufe hatte die Marquise ihr stolzes Haupt auf ihre Hände sinken lassen, und ein Strom von Thränen füllte endlich ihre trockenen Augen.

Der Pater Salvador kehrte wieder um.

„Tochter!“ sagte er zur betrübten Mutter mit tiefbewegter Stimme, „in dem liegt mehr Verdienst, als in einem Jahre ascetischen und vollkommenen Lebens!“

Den folgenden Tag verließ Carlos Sevilla, von dem Fluche freigesprochen, mit heftigem Schmerz sein gegenwärtiges Glück opfernd, aber unerschütterlich in seinen Hoffnungen auf das zukünftige.

Fünftes Capitel.

Einen Monat nach den erzählten Vorfällen herrschte in dem Zimmer Elia's, das noch vor Kurzem das Sanctuarium der Blumen, der Gesänge und der Fröhlichkeit gewesen, eine tiefe Stille. Die Gardinen waren sorgfältig vor den Fenstern zugezogen, um das Licht des Tages aufzuhalten. Den Wohlgeruch der Narden und des Jasmins ersetzten Lavendel und Zuckerrauch; Pomaden, Bänder und Blumen hatten ihren Platz auf dem Toilettentische Arzneitränken, Pillen und Recepten überlassen. Die gnadenreiche Jungfrau, welche die Assistentin besonders verehrte, und der heilige Antonius, der Lieblingsheilige Mariens, hingen über dem Bette. Auf dem Kasten stand ein Crucifix, vor welchem eine geweihte Kerze brannte; unter den Kissen eines

lilienweißen Bettes blickten carmoisinrothseidene und goldene Schnüre eines Beutelchens mit Reliquien hervor, welche die Nonnen geschickt hatten.

Endlich fand man dort alle jene katholischen Vorbereitungen, welche der Unglückliche, dem der Glaube fehlt, ansieht, ohne verstehen zu können, wie sie in der Gefahr ermuthigen, im Schmerze aufrecht erhalten und den Tod versüßen können.

Am obern Ende des erwähnten Bettes saß die Assistentn; idieser gegenüber zu den Füßen des Bettes saß Don Benigno, der abwechselnd und voll Sorge seine Blicke bald auf die im Bette Liegende, bald auf seine Señora heftete, deren niedergeschlagene Miene die Spuren der durchwachten Nächte und des Kummers zeigte. An der andern Seite des Bettes saß Marie auf einem niedrigen Stuhle, in der Hand ein Stäbchen haltend, an dessen oberem Ende ein Büschel von Papierstreifen befestigt war, um damit jede Fliege oder Mücke zu entfernen, die sich dem Lager, auf welchem Elia ruhte, näherte. Diese lag unbeweglich auf ihrem Bette; die brillanten Farben der Gesundheit und der Jugend waren von ihrem Antlitz verschwunden; von einer gewissen Entfernung aus betrachtet, hätte man das schlafende Mädchen nicht von ihren weißen Betttüchern un=

terscheiden können, wenn nicht ihr Haar die Umrisse ihrer schönen Stirn begrenzt hätte. Dieses fiel in zwei lange Flechten getheilt ihr zu beiden Seiten herab, so daß es einer abergläubischen Einbildung erscheinen konnte wie der Tod, der seine schwarzen, fleischlosen Arme auf jenes schlaffe Haupt legte, um es mit seiner Hand als Beute fortzuschleppen.

Diese Gruppe, die wir beschrieben haben, war von höchstem Interesse und bildete einen Gegensatz zu jenen, welche wir uns zu unserm Troste vorzustellen pflegen, in welchen mitleidige Engel über das Elend der Menschheit wachen, während in der, die wir schildern, ein Engel es ist, der von drei Wesen bewacht wird, die das Elend in sich faßten, die Assistentin personificirte das Alter, Don Benigno die Kraftlosigkeit und Marie die Kränklichkeit.

„Dies ist der längste und ruhigste Schlaf, den sie noch hatte,“ sagte die Assistentin mit leiser Stimme.

„Gewiß,“ antwortete Don Benigno, seine große Uhr herausziehend; „dreiundvierzig und eine halbe Minute.“

„Ja, heute ist der Tag des heiligen Antonius!“ rief Marie aus, ihre Hände mit dem

lebhaften Ausdrucke einer inbrünstigen Dankbarkeit gegen das Bild des Heiligen ausstreckend.

Nach einer Pause sagte die Assistentin, als wenn das, was sie sagte, die Frucht ihres frühern Nachdenkens wäre:

„Carlos ist fortgegangen, wie man mir sagte, und ist nicht einmal gekommen, sich von mir zu beurlauben! Ja nicht einmal von meinem armen Mädchen, das er so gern zu haben schien; — noch von Ihnen, Don Benigno, der Sie so viel Geduld mit ihm hatten. Wer hätte das geglaubt. Was ist den Gliedern dieser Familie in den Sinn gekommen! Niemand sehe ich außer Fernando, der seinen Bruder mit der Eile der Abreise schlecht genug entschuldigte. Und meine Schwägerin — härter als Stein und grausamer als der König Don Pedro — besucht nicht einmal mein Mädchen, nachdem sie es an den Grabesrand gebracht hat; noch läßt sie sich herab, eine Empfehlung zu senden! Das übertrifft Alles! Wenn Sie da noch Worte der Entschuldigung haben, Don Benigno — und wie gut paßt dieser Name für Sie, und daß man Sie nicht Zacharias getauft! — wenn Sie da noch eine Entschuldigung finden, nenne ich Sie Don Benignissimo, — wie mein Carlos sagte, daß Sie

im Stande sind, dem Herodes einen Altar zu errichten."

In diesem Augenblicke schlug Elia ihre schönen Augen auf und heftete sie mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Sanftmuth und Dankbarkeit auf die Personen, welche sie umgaben. Don Benigno erhob sich geräuschvoll und eilte, auf der Seite die Vorhänge herabzulassen, wo ein Strahl der Sonne eindrang.

Marie beeilte sich, die Falten der Betttücher zu glätten und auszuziehen, während die Assistentin die Hand der Kranken nahm, ihre Wärme und ihren Pulsschlag beobachtete und dann ihre Hand auf die glatte Stirn der Kranken legte.

„Wie wird es mir möglich sein," sagte Elia mit schwacher Stimme, „für so viele Wohlthaten dankbar genug sein zu können? Ein Herz genügt nicht; ein Leben reicht nicht hin."

„Schweige," antwortete die Assistentin, die Hand auf ihren Mund legend, „schweig, Närrchen! Wir sind es, die Dir dankbar sein müssen, daß Du nicht gestorben bist, und Dich rasch erholst, Deine Arzeneitränke aus der Apotheke fleißig nehmend, wie ein gutes, folgsames Mädchen, das Du bist! Ach, mein Kind, wenn Du fehltest — wür-

es eine Sonne in diesem Hause, Blumen im Garten oder Trost für uns geben?

Jetzt, mein Herz," fügte die Assistentin nach einer Weile hinzu, „gehe ich in die Kathedrale, die Messe zu hören, welche ich der heiligen Jungfrau versprach, wenn sie Dich herstellte. Es ist zehn Uhr und um elf wird die Messe gelesen. Lebe wohl, mein Engel! Marie, erzähl' ihr eine Geschichte und unterhalte sie bis zu meiner Rückkehr."

Als die Assistentin und Don Benigno fort waren, befanden sich Elia und ihre Amme zum ersten Male seit der Besserung Elia's allein. Diese heftete lange Zeit ihre Augen auf die Mariens, und in ihrem sanften, schmachtenden Blicke lag eine Bitte, die ihre Lippen nicht einmal vor ihrer Amme auszusprechen wagten.

Mariens Scharfsinn verstand schnell diese stumme Frage, die sie erwartete und befürchtete, denn sie wollte nicht, daß Elia die Abreise Carlos' erführe, die Marie höchlich mißbilligte. Andererseits befürchtete sie, sie möchte es bei der ersten Gelegenheit durch die Assistentin erfahren, die unaufhörlich von ihrem Neffen sprach. Wenn sie es so plötzlich von der Señora erfahren würde, könnte es sie erschrecken und Veranlassung zu manchen Uebeln sein.

Marie ergriff also ein indirectes Mittel, um mit einem Male und mit einer Hand die Wunde zu schlagen und den Balsam zu reichen.

„Ich werde Dir eine Geschichte erzählen, wie es mir die Señora befohlen hat,“ sagte sie und begann mit folgenden Worten:

„Es war einmal eine Hirtin, die war so gut, so lieblich und so christlich, daß es eine Freude war. Als sie eines Tages ihre Schafe an sehr einsamen und verlassenen Stellen weidete, kam sie in ein kleines Thal, das frischer und grüner als ein Strauß von Basilienkraut war. Inmitten von vielen Waldblumen, die sie unter sich begraben zu wollen schienen, bemerkte sie Ruinen, deren Mauern so traurig dastanden, wie Einer, der weder leben noch sterben kann. In der, welche am meisten hervorragte und noch am festesten stand, — dank einer Cypresse, die hinter ihr emporgewachsen war, wie um sie zu stützen, — sah man in einer Nische ein Marienbild. Dessen Bekleidung, die der Wind zerrissen und die Regengüsse eingeweicht hatten, war farblos und in Fetzen verwandelt worden.

Nichts zierte die Nische als Spinnengewebe und ein Epheuzweig, der seine schwachen Blätter zwischen das Unwetter und das Bild drängte. Die

kleine Hirtin begann bitterlich zu weinen, indem sie sagte: „Ach! meine Mutter! meine Mutter! wie allein und verlassen Du bist! Welcher Schmerz! welcher Schmerz! daß die Königin des Himmels so vernachlässigt auf Erden ist! Wer doch reich wäre, um hier diese Capelle wieder zu erbauen und Deinen Cultus hier wieder einzuführen.

Wer nur so viel hätte, Dir ein Kleid kaufen zu können!

Und die Hirtin, die nicht mehr thun konnte, begann die Nische zu reinigen, und umgab sie mit Kränzen, die sie aus Feldblumen machte; und alle Tage machte sie, während ihre Schäflein weideten, frische Kränze, um damit die Nische der Jungfrau zu schmücken, und lehrte ihre Lämmlein, vor dem Bilde die Knie beugen.

Da geschah es einmal, daß ein sehr schöner Prinz, von seiner Jagd zurückkehrend, in dieses Thal kam, und als er diese so schöne und gute Hirtin sah, verliebte er sich sterblich in sie und sagte ihr, daß er sie heirathen wolle. Aber die Königin, die hochmüthiger als der leidige Lucifer war, wollte nicht eine schöne und fromme Hirtin zur Schwiegertochter, sondern eine Prinzessin, und wäre sie auch böser als Barrabas und häßlicher als

ich. Und um ihn von seiner Liebe abzubringen, schickte sie ihren Sohn mit einer Gesandtschaft in ein benachbartes Reich. Der Sohn, der nur zu, ja, nur zu gehorsam war," — Marie wiederholte das nur zu und betonte es stark, — „befolgte den Befehl; aber kehrte bald und noch verliebter geworden durch die Entfernung zurück, wie es treuer Liebe zukommt, und verheirathete sich mit der Hirtin nach Gesetz und Ordnung, wie ich mich mit dem Schulmeister; und die Hirtin erbaute der Jungfrau, die sie zum Lohne, daß sie eine so fromme Verehrerin von ihr war, so glücklich und reich gemacht hatte, die Capelle von Neuem, wie sie es ihr gelobt hatte; und das ist das Ende von meiner Geschichte mit Brot und Pfeffer und einem Körnchen Salz; weiter weiß ich nichts zu erzählen."

„Nein, Marie," — sagte Elia mit trauriger und schwacher Stimme, während ihre Thränen unaufhaltsam über ihre bleichen Wangen rollten, denn sie hatte ihre Amme verstanden und wußte, daß Carlos abgereist war; „so geht die Geschichte nicht aus; denn ich weiß es besser. Du hast sie nach Deinem Gutdünken verändert und ein Märchen daraus gemacht. Die Wahrheit ist, daß die unglückliche Hirtin nie mehr ihren schönen Prinzen

sah. Wohl aber hörten die Hirten eines Nachts Stöhnen, sie näherten sich dem Orte, wo sie es gehört, und beim Eintreten in die Hütte der Hirtin, die zwischen den Ruinen stand, fanden sie die Hirtin auf dem vom Regen durchnäßten Stroh ausgestreckt liegen, ihr Köpfchen fiel auf den harten Boden, und als sie sie so elend fanden, eilten sie, ein Kloster davon zu benachrichtigen, aus welchem gleich zwei Mönche abgesandt wurden, ihr beizustehen. Als sie sich der Hütte näherten, sahen sie eine sehr große Helle und dachten, sie sei brennend. Als sie aber eintraten, sahen sie Knaben, deren weiße Kleider so glänzten, daß sie diese Helle verursachten. Ueber die Hirtin gebeugt, stand eine sehr schöne Dame, die deren Haupt aufrecht hielt und an ihre Brust lehnte, und als sie eintraten, sahen sie die Hirtin lächeln, seufzen und sterben.

Dann gab die schöne Dame jenen hübschen Knaben ein Zeichen, daß sie sich näherten, und sie nahmen sie mit sich in den Himmel; denn es waren Engel und die heilige Jungfrau von den Ruinen; und diese kehrte in ihre Nische zurück, um noch mehr Seelen für den Himmel zu gewinnen. Das ist die Wahrheit, Marie: Du hast Alles verdorben, indem Du einen Prinzen hineinbrachtest. Oh! glück-

liche Hirtin, Marie, die niemals ihr Herz theilt und es ganz für Gott und Marien erhielt.

Ich, liebe Amme, werde mich an einen Ort begeben, wo ich meine Seele reinige, und mich eines solchen Schicksals würdig mache!"

Elia erhob ihre Blicke zu dem Bilde der Jungfrau, und ihre Thränen versiegten, als wenn weltliche Thränen nicht Aufnahme im Himmel fänden. Als Marie sie so verklärt in ihrer Schönheit und so erhaben in ihrer Frömmigkeit sah, wandte sie sich dem Bilde der Jungfrau zu; denn es war ihr vorgekommen, als wenn diese ihre Blicke denen entgegensenkte, die Elia zu ihr erhob.

Sechstes Capitel.

Die arme Marie, deren moralische Energie ihre körperliche Schwäche überwunden hatte, wie es jeder Frau ergeht, die liebt, bemerkte, als ihr Geist mit der Besserung Elia's sich beruhigte, daß sie ihren Kräften zu viel zugetraut hatte. Diese waren so erschöpft worden, daß sie genöthigt war, das Bett zu hüten. Ihr Zimmer war in einem Halbgeschoß unter dem Elia's gelegen, und ging wie dieses in den Garten hinaus. Marie hatte eben ihr Bett verlassen; sie saß dem Fenster gegenüber, das Haupt auf die Hand gestützt, und blickte in trauriges Nachdenken versunken zum blauen Himmel empor, über welchen hohe Wolken glitten, weiß und rein, wie Alles, was sich von der Erde erhebt. Der Jasmin, welcher die Gitterstäbe des Fensters umschlang, schien, von der Abendluft bewegt, mit seinen weißen Fin=

gerchen an die Scheiben zu klopfen, wie um Marie einzuladen, diese zu öffnen und an seinem Dufte sich zu laben. Die Nachtviole, die weder Licht noch Lärm liebt, wartete, bis die Sonne vollends untergegangen war und die Vögel verstummten, um ihren Duft durch die Nacht auszuhauchen. Die Cypressen, in welchen Legionen von Vögeln wie in einem Heiligthum ihre Zuflucht finden, standen wie grüne Thürme von Babel da. Das Schilf der aufgelassenen Teiche machte den lustigen Wasserblasen Platz, welche hervorquollen, wie die Kleinen, wenn sie aus der Schule kommen, um wie diese ihren Aufenthaltsort zu einem heitern Bilde zu machen.

„Nun, Marie,“ sagte Pedro, der eben mit einer Schale Suppe, die er ihr brachte, eintrat, „wie geht es? Wie immer, denke ich: Wenig Schmerzen und viel Klagen.“

„Was wißt Ihr, der Ihr frisch und gesund wie ein Apfel seid, und ein Gesicht wie der Jännermond habt, von Krankheiten,“ antwortete Marie. „Betrachtet mich doch und seht selbst, ob ich nicht in diesem Leichenantlitz ihre Siegel aufgedrückt trage?“

„Und warum schont Ihr Euch denn nicht?“ antwortete Pedro. „Hätte das Mädchen nicht gut

gepflegt werden können, ohne daß Ihr Euch zu Grunde richtet? War vielleicht Niemand da, um sie zu pflegen?"

„Niemand wie ich, Pedro."

„Phantasien einer Kranken," versetzte dieser; „die Frauen bilden sich in ihrer hohen Weisheit ein, daß gewisse Dinge nur sie allein machen können."

„Ja, Pedro, ja; und es sind jene, die eine vollkommene Aufopferung, eine unendliche Liebe erfordern."

„Aber, Weib Gottes, lieben wir nicht Alle das Mädchen wie unser eigenes Herz?"

„Die ganze Welt kann sie lieben; aber Niemand so wie ich, die ich sie gesäugt habe. Ihr wißt nicht, Pedro, was es heißt, ein Geschöpf an seinen Brüsten ernähren!"

„Was ich weiß, ist, daß Ihr immer einen Grund sucht, um mehr und besser zu lieben."

„Pedro," sagte Marie, „laßt Euch, der Ihr immer so viele einfältige Geschichten als Beweis und Bestätigung für Eure Albernheiten anzuführen wisset, einen Vorfall erzählen, damit Ihr wisset, was es auf sich hat, ein Geschöpf an seinen Brüsten zu ernähren.

Es war einmal ein Weib den Lastern so ergeben, so leichtfertig und geldgierig, daß sein Herz

hart und kalt wie das Metall ward, das sein Idol war. Als diese Herzlose einst gebar, trat sie an ihr Fenster, das auf einen Fluß ging, und schleuderte durch dieses das Geschöpf hinab, das sie zur Welt gebracht. Wenn sie manchesmal in der Fastenzeit in sich kehrte, ging sie beichten und beweinte ihre Sünden; aber so groß war ihre Verderbtheit, daß sie bald wieder in diese zurückfiel.

Als sie wieder einmal den Beichtstuhl besuchte, befahl ihr der Pater, der sah, von wie kurzer Dauer die guten Vorsätze bei dieser Verlorenen waren, daß, wenn sie wieder einmal in Versuchung käme, eine ähnliche Schlechtigkeit zu begehen, sie, ehe sie diese ausführe, ihr Kind säugen solle. Das Weib gehorchte; das erstemal, als es wieder niederkam, gab es seinem Kinde die Brust, trat dann an's Fenster, um es in den Fluß zu werfen; aber Pedro, es konnte nicht! es drückte es an sein Herz, aufgelöst in Thränen, ward eine gute Mutter und kehrte zur Tugend zurück."

In diesem Augenblicke hörten sie an die Thür pochen, und Pedro machte sich aus dem Staube.

„Wer ist da?" fragte Marie.

„Wer wird es denn sein," erwiederte eine bekannte Stimme.

„Sie, Gevatterin Catana?“

„Ihre Dienerin.“

„Mögen Sie noch viele Jahre die Gottes sein!“

„Und auch Sie möge der Herr beschützen,“ sagte die Haushälterin der Marquise eintretend.

„Von Herzen willkommen, Gevatterin,“ antwortete Marie, indem sie aufstehen wollte, um der Eintretenden entgegenzugehen.

„Ruhig geblieben, ruhig!“ sagte diese, Marie bei den Armen fassend und sie zwingend, sich wieder niederzusetzen; „das beste Compliment ist, wenn man keine Umstände macht. Also in der That, waren Sie krank?“

„Ach, Gevatterin, ich habe die Nächte unter Martern und die Tage mit Stöhnen zugebracht.“

„Ja, dieser verdammte Ostwind!“

„Nein, Gevatterin, ich und der Ostwind vertragen uns gut.“

„So ist vielleicht dieser Seewind daran Schuld, der feuchter ist, als die Wellen, aus denen er entsteigt?“

„Auch nicht; dieser Wind verjagt den Nordwind, der mein Feind ist.“

„Was ist es denn, Gevatterin?“

„Gevatterin, der Taufschein.“

„Von dieser Farbe, meine Freundin, haben wir Alle ein Kleid.“

„Die Farbe wird dieselbe sein, Señora, aber nicht der Stoff! Der meines Kleides ist schadhaft!“

Trotz dem war es nicht bloß das Interesse für die Gesundheit ihrer Gevatterin, wie man aus diesem Gespräche glauben sollte, das den Besuch der Señora Catana veranlaßt hatte. Diese hatte mit Schrecken die Uneinigkeit der beiden Schwägerinnen gesehen, die bis jetzt so einig mit einander gelebt hatten; die plötzliche Abreise Carlos' und Elia's Krankheit; sie bemerkte das Zusammentreffen aller dieser Ereignisse zur selben Zeit, ohne daß das Mindeste in Betreff der Ursachen, die diese Verwirrungen hervorriefen, in jenem so streng verschlossenen Hause durchgeleuchtet hätte. Sie kam also, um zu sehen, ob sie nicht aus Marien, vor der, wie sie wußte, ihre Señora nichts verbarg, etwas herausbringen könne. Aber um aus Marien etwas herauszubringen, war große Geschicklichkeit vonnöthen, denn die Discretion der treuen Dienerin war eben so bekannt. So kam es, daß Catana das Gespräch einleitete, indem sie von dem Punkte ausging, der am weitesten entfernt von dem Gegenstande war, der sie hierherzog.

„Gevatterin," sagte sie, „ich komme, um Sie zu bitten, mir zu sagen, wie Sie den Orangenpudding machen; denn meine Señora hält mir immer vor, daß Sie ihn besser machen, als ich."

Marie war über diesen offenbaren Triumph sehr geschmeichelt, der ihr durch die Anerkennung ihrer Nebenbuhlerin zu Theil ward; sie lächelte mit mehr Befriedigung als Apollo, da er über Marsyas triumphirte; aber großmüthiger als der Gott, befriedigte sie ihre Nebenbuhlerin, statt sie zu schinden, durch folgende Antwort:

„Die Marquise thut mir sehr viel Ehre an. Da wird man wohl auch sagen können: „Niemand ist in seinem Lande Prophet." Das ist der Pudding meines Mädchens, wie ihn meine Señora nennt; und ich werde Ihnen sagen, wie ich ihn mache.

Auf den Saft von neun Pomeranzen nimmt man ein halbes Pfund gestoßenen Zucker, den man früher mit zwölf Dottern von frischen Eiern verrührt, und zwei volle Löffel feinsten Mehls; dann nimmt man ein Modell von Blech, schmiert es mit flandrischer Kuhbutter, die man früher am Lichte zergehen läßt, damit kein Theil des Modells ohne Butter bleibt; denn sonst möchte die Masse ankleben. Man gibt sie zum Verkochen in eine Dunstcasserole,

die man mit einem blechernen Deckel und mit glühenden Kohlen zudeckt, welche erneuert werden, so bald sie verlöschen."

Catana dankte Marien für das ausführliche Recept und sagte dann:

„Wissen Sie nichts Neues, Gevatterin?"

„Was wollen Sie, das ich wissen soll," versetzte Marie, „die ich hier zwischen meine vier Mauern eingeschlossen bin, wie das Küchlein in der Eischale? Ich sehe außer Pedro Niemand, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen könnte; und dieser sagt nichts, da er so unverschämt ist zu behaupten, einer Frau etwas sagen, ist so viel als es ausrufen lassen."

„Wissen Sie, Gevatterin," sagte Catana, „daß der französische Koch der Frau Gräfin, der sich ein größeres Ansehen als ein Grande von Spanien gibt, vor einigen Tagen aufkündigte, weil, wie er sagte, die Thiere hier nicht gemästet werden, die flandrische Butter ranzig ist, und die Hühner mager! Aber die Gräfin legte zu den zwanzig Duros, die er als Lohn hat, zehn hinzu, und so ließ er sich herab zu bleiben."

„Bleiben Sie mir vom Leibe mit diesem Prinzen der Casserolen!" antwortete Marie; „meine Señora

sagt, daß ihr seine Speisen nicht schmecken, und er nicht einmal einen Pfau braten kann."

„Aber, Gevatterin, unter uns, da Niemand da ist, der uns hören könnte, ist es nicht ein wahres Unglück, daß die beiden Damen, die so zu einander paßten wie die Finger einer Hand, sich überworfen haben?"

Mariens Physiognomie, die bis jetzt eben so offen als zufrieden gewesen über den erst gefeierten Triumph, der sie auf eine Höhe stellte, von welcher sie den Schüler des Carême über die Achseln sah, veränderte plötzlich den Ausdruck, als sie diese Worte hörte, und nahm wieder ihren gewöhnlichen, essigsauren an.

„Was diese Uneinigkeit verursachte," fuhr Catana fort, „ist selbst für die ältesten und treuesten Diener des Hauses ein Geheimniß. Ich wette, daß die Señora Assistentin gegen Sie nicht so verschlossen war, und Ihnen nichts unbekannt geblieben ist von dem, was sich zugetragen haben muß. Sehen Sie, das ist doch eine ärgerliche Sache, wenn man, nachdem man so viele Jahre in einem Hause gewesen, sich dort wie eine Fremde behandelt sieht, und nicht weiß, was man antworten soll, wenn die Leute Einen fragen."

Marie war nicht gleich zu einer Antwort bereit; endlich sagte sie:

„Gevatterin, wenn Sie etwas wissen wollen, was mich betrifft, so werde ich Ihnen, als meiner Freundin, mein Herz erschließen; aber wenn es meine Señora angeht, so verzeihen Sie, wenn ich schweige; denn wenn ich auch meine Fehler habe, bin ich doch treu wie Gold, zuverlässig wie das Gewicht, und darf man mir vertrauen wie dem Siegel.

Siebentes Capitel.

Einige Zeit nachher saßen in dem Zimmer Elia's diese und die Assistentin sich gegenüber, vor einem Tische, der mit Geschenken bedeckt war, welche die Señora für ihr Mädchen zu kaufen befohlen hatte, deren tiefe Traurigkeit man bemerkte trotz der Anstrengungen, die die Unglückliche machte, sie zu verbergen. Elia war schöner als je, denn wenn die ersten Thränen, die ein Weib vergießt, auch in seinen Augen den offenen, heitern Blick der Kindheit verlöschen, so weihen sie in ihnen den gefühlvollen und geistig belebten Blick der Jugend ein; sie sind wie das Pedale, welches die Melodien, die aus dem Herzen kommen, dämpft und mildert; sie bilden einen Gazeschleier, der, ohne es zu verbergen, sich zwischen das Weib und die Augen legt, welche es ansehen.

Die Assistentin und Marie, welche Letztere auf einem niedrigen Stuhle saß, besprachen das Capitel der Gesundheit mit einander.

„Gewiß, Marie," sagte die Assistentin, „wenn wir Elia nur Hühnersuppe gegeben hätten, wie Don Narciso anordnete, der Alles als einen verdorbenen Magen behandelt, wäre sie dahingeschwunden."

„Er sagt, daß die Diät das Uebel tödtet," bemerkte Don Benigno.

„Und auch die Person," versetzte die Assistentin. „Diese Herren, die auf die neue Art curiren, sind wie Jener, der, um eine Fliege auf der Stirn seines Nachbars zu tödten, ihr einen solchen Schlag mit der Keule versetzte, daß er ihn selbst tödtete."

„Und da kamen sie mir recht," sagte Marie, „mir, die ich die Suppe kochte. Die, welche übrig blieb, war den folgenden Tag schon eine Gallerte, ohne daß ich, um sie gerinnen zu machen, Schnee gebraucht hätte, wie der Casserolenprinz der Frau Gräfin."

„Und jetzt, mein Kind, da Du wieder hergestellt bist," sagte die Assistentin, „mußt Du wieder froh und zufrieden werden, wie Du es früher warst; denn ich sehe nicht ein, warum Du Dich dieser Traurigkeit, die Dich ergriffen hat, überläßt. Wenn

es mir nur möglich wäre, zu errathen, was Dich zerstreuen könnte! Ach!" fuhr sie fort, zu Don Benigno gewendet, „wo ist jener Brief, der während der Krankheit des Mädchens kam, und den ich Ihnen zum Aufheben gab? Bringen Sie ihn jetzt, da ich mich daran erinnere; es könnte sein, daß er meinem Herzenskinde Zerstreuung macht." —

Man mußte so unschuldig und frei von aller Arglist sein, wie es die Assistentin war, um die Verlegenheit und Bewegung nicht zu bemerken, welche ihre Worte in den Personen, die sie anhörten, hervorriefen; Alle drei schwiegen.

„Habe ich griechisch gesprochen?" sagte die Señora nach einigen Augenblicken.

„Die Verwirrung in jenen Tagen war so groß," erwiederte Marie, als sie die hohe Röthe auf Elia's Wangen und den angstvollen Blick in ihren Augen bemerkte, „daß Don Benigno wohl den Brief verloren haben wird."

„Don Benigno einen Brief verlieren!" rief die Assistentin aus, „das ist ein Einfall! Ueber einen solchen Mann ein solches Urtheil! Es scheint, daß Du ihn erst seit gestern kennst, Maruja! Nicht wahr, Don Benigno, Sie haben ihn nicht verloren?"

„Nein, Señora, ich habe ihn nicht verloren,"

versetzte dieser, zu ehrenhaft und wahrheitstreu, um Marien in ihrem Stratagem zu unterstützen.

„Warum gehen Sie denn nicht, ihn zu holen?" frug die Assistentin.

„Señora," erwiederte Don Benigno verwirrt, „ich fürchte, es möchte dem Mädchen schaden, seine Augen durch das Lesen eines Briefes anzustrengen, der so wirr ist, daß man selbst die Ueberschrift kaum entziffern kann."

„Sie werden ihr den Brief vorlesen, wie Sie mir meine vorlesen," antwortete die Assistentin.

„Aber," meinte Marie mit einem Lächeln, das heiter und scherzhaft sein sollte, aber eher ein Grinsen schien; — „aber Señora, die Señorita könnte ihre kleinen Geheimnisse haben, die sie nicht entdeckt haben möchte!"

„Geheimnisse! — und für mich!" rief die Assistentin aus, Elia mit Erstaunen anblickend, und da sie die Röthe, welche ihre Wangen deckte und die Verwirrung, die sich in ihren Zügen malte, bemerkte, setzte sie hinzu: „Nun gut. Sprechen wir nicht mehr von dem Briefe, da er Geheimnisse enthält."

„Nein, ich will keine haben," rief Elia aus; „sie würden mein Gewissen wie eine Schuld drücken und mein Herz wie eine Undankbarkeit. Don Be-

nigno, setzte sie hinzu, ich bitte Sie, bringen Sie den Brief."

Don Benigno blieb unbeweglich und blickte Marie an, wie der Müller den Wind. Diese zupfte Elia an den Rockfalten, während sie leise zu ihr sagte: „Es ist jetzt nicht die Zeit dazu, Elia; warte, bis er zurückkehrt; Du hast Niemand, der Dich unterstützt."

„Bringen Sie den Brief, Don Benigno," sagte die Assistentin laut. „Elia hat Recht, wenn sie ihrer Mutter nichts verbergen will und ich finde es in der That befremdend, daß Jemand sie davon abzuhalten suche."

Don Benigno gehorchte augenblicklich und kehrte mit dem Briefe zurück, den er Elia überreichte; diese legte ihn, ohne ihn zu öffnen, in die Hände ihrer Mutter.

„Weißt Du also, von wem er ist?" frug sie diese.

„Nein," antwortete Elia; „aber ich kann es mir vorstellen."

Die Assistentin erbrach den Brief, nahm ihre Brille und las:

„Elia, ein despotischer Wille, eine tyrannische Pflicht zwingen mich abzureisen, ohne mir den

traurigen Trost zu lassen, Dir Lebewohl zu sagen, dieses schwere Wort, welches der Abwesenheit und dem Tode vorangeht; ohne Dir mit der Stimme des Herzens die Schwüre erneuern zu können, welche ich hier mit meinem Blute einpräge. Mein sollst Du vor den Menschen werden, wie Du es schon vor Gott und den Engeln bist, seit dem Tage, an welchem ich sie zu Zeugen anrief und an Deinen Finger den Goldreif steckte, dieses Symbol der Ewigkeit.

Lasse Dich von den Vorwürfen nicht abhalten und verwirren, die Dich nicht erreichen können, die die Vernunft machtlos machen wird und die Zeit verstummen, wie es Dir meine unendliche Liebe und schrankenlose Beständigkeit beweisen werden.

Carlos."

Es ist unmöglich zu beschreiben, wie in der lebhaften Miene der Assistentin, die nie ihre Gefühle verbergen wollte oder konnte, nach und nach in dem Maße, als sie weiter las, die verschiedenen Ausdrücke von Ueberraschung, Schrecken, Mißbilligung und Schmerz sich malten. Als sie den Brief zu Ende gelesen hatte, entglitt dieser aus ihren Händen, welche sie faltete und zum Himmel erhob, dann sie aber wieder auf ihre Knie sinken ließ, während sie

sich in ihre Butaca mit dem Ausrufe: „Jesus Maria!“ zurückwarf. Eine lange Stille folgte darauf, die Niemand zu unterbrechen wagte, denn die Señora war so in ihre Gedanken vertieft, daß sie nicht einmal das herzzerreißende Schluchzen Elia's hörte. Schwere Thränen rollten über die abgezehrten Wangen Mariens, die ihre geliebte Tochter mit einem solchen Ausdrucke von Liebe und Mitleid anblickte, daß ihre Seele sich in diesem Blicke aufzulösen schien. Don Benigno heftete seine Augen mit Angst und Sorge auf seine Señora.

„Darum also war es!“ sagte nach dieser langen Pause die Assistentin; und schwieg dann wieder.

Aber Elia, die sie verstanden hatte, beendigte den Satz. „Ja,“ sagte sie, „darum kam die Marquise, um, wie sie mußte, mich aufzuklären und zu verhindern, daß meine Unwissenheit noch länger die Liebe und Verblendung ihres Sohnes mißbrauche, und es war zartfühlend von ihr, daß sie das Nein, welches Alles wieder an seinen Platz bringen sollte, in den Mund legte, aus dem das Aussprechen desselben nicht die verletzte, welche es traf. Sie sehen, meine Mutter, sie that, was der guten und edeln Mutter Carlos' und der großmüthigen Dame, die sich für mich interessirte, zukam. Ihre Klage

über sie konnte nur daher rühren, daß Sie die Ursachen Ihres Verfahrens nicht wußten. Mutter, wenn Sie wüßten, wie groß mein Schmerz und meine Gewissensbisse sind, durch meine Schuld die edle Familie, welche ich ehre und liebe, und der ich so viel verdanke, entzweit zu sehen! Mutter! Señora!" setzte sie hinzu, sich vor ihr auf die Knie werfend, „ich flehe Sie an, wie ich zu Gott flehen würde, versöhnen Sie sich mit Ihrer Schwester. Ich will nicht wie die Schlange sein, welche der großmüthige Holzhauer beschützte, und wie diese Gift in die Brust träufeln, die sie barg. Lassen Sie Ihr Herz der würdigen Mutter Gerechtigkeit widerfahren, die jetzt über die Ehre ihres Hauses und Stammes wacht, wie sie über der Wiege ihrer Söhne gewacht hat, die Gefahren von den Augen, welche damals der Schlaf geschlossen hatte, und jetzt die Leidenschaft verblendet, abwehrend. Verzeihen Sie jetzt ihrer gerechten Besorgniß; war ich die Schuld der Feindschaft, so gewähren Sie mir auch den Lorbeer der Versöhnung."

„Nein," antwortete die Assistentin. „Ich kann das Böse, das man mir anthat, verzeihen, aber nicht das, welches man Personen, die ich liebe, anthut. Ich entschuldige Alles, nur nicht die Härte

des Herzens. Ohne mich zu befragen — ganz gegen meinen Willen — verrieth sie ein Geheimniß, das nicht das ihrige war. Und nachdem sie Dich an den Rand des Grabes gebracht, trieb sie weder ihr Herz noch ihr Gewissen, sich nach Dir zu erkundigen! Erhebe Dich, meine Tochter," fügte sie hinzu, sie bei den Händen fassend, „und erwähne nicht mehr diese Angelegenheit, wenn Du mir nicht mißfallen willst: in dem Maße als ich Dich demüthig und sanft sehe, erscheint sie mir härter und egoistischer; also erreichst Du das Gegentheil von dem, was Du willst."

Nachdem sie diese Worte gesprochen, versank die Assistentin wieder in ihre schmerzlichen Betrachtungen. Diese waren bitter. „Und ich habe nichts bemerkt, das ist unverzeihlich!" sprach sie für sich, „Blöde! blöde wie am Tage meiner Geburt war ich! Ein Orrea, ein Abkömmling des Königs Don Pedro! Es kann nicht sein! Gott wird es wissen, ob Ines Recht habe! Ob nicht mein Kind in seinem Kloster glücklicher gewesen wäre! Ob ich nicht Schuld bin an seinem Unglücke! Ist es also möglich, daß das Gute ein Uebel anstiftet? Daß auch die Güte durch Uebermaß, die Liebe durch Uebertreibung schaden?" Diese Dilemma versetzten die Assistentin in einen Zustand der Verwirrung und Versenkung.

„Don Benigno,“ sagte sie endlich, „erklären Sie mir doch, der Sie studirt haben, woher es kommt, daß Leute, die sich von der Klugheit und Vernunft leiten lassen, gewöhnlich sicherer treffen, das Gute zu thun, als Jene, die sich blind dem Zuge ihres Herzens überlassen.“

„Señora,“ versetzte Don Benigno, „in meinen Studien, die zwar nicht bedeutend waren, kann ich mich nicht erinnern, etwas gefunden zu haben, was dieses erklärt; aber nach meinem schwachen Verständniß scheint es mir daher zu kommen, weil der Wirkungskreis der Klugheit die Welt ist und der des Herzens der Himmel, und weil man, wie das Evangelium sagt, nicht zweien Herren auf einmal dienen kann.“

Achtes Capitel.

Es war für die Assistentin ein schrecklicher Schlag gewesen, als sie die gegenseitige Neigung der beiden Wesen, die sie am meisten liebte, erfuhr. Aus dem unaufhörlichen Kampfe, den ihre Liebe und ihre Vernunft mit einander führten, wie aus der quälenden Unruhe, die ihr der Gedanke verursachte, an diesem Unglücke Schuld zu sein, welches hätte vermieden werden können, wenn sie die klugen Räthe ihrer Schwester beachtet hätte, entstand in dem bis dahin so ruhigen Gemüthe der Señora ein fortwährender Zwiespalt; eine nicht weichen wollende Melancholie, die ihre moralischen Kräfte zerstörte; wozu die Leere kam, welche sie in ihrem Herzen und Leben empfand, seit der Trennung, in der sie von ihrer ganzen Familie lebte; denn Clara war nach

Cadix gegangen, die Seebäder zu gebrauchen. Dieser Zustand des Leidens hatte auch auf ihre Gesundheit Einfluß.

Vergebens mästete Pedro Pfauen mit Nüssen; vergebens bemühte sich Marie, die auserlesensten Näschereien nach ihren Recepten zu machen! Ihre Gebieterin, sonst so heiter und den Freuden der Tafel so ergeben, aß sie nicht; in der Nacht hörte sie die Jungfer, welche in einem an das der Señora anstoßenden Zimmer schlief, in ihrer Schlaflosigkeit seufzen und stöhnen und des Morgens kehrte sie viel später von der Kirche zurück.

Fernando, der nie aufgehört hatte, seine Tante täglich zu besuchen, die er mit der Zärtlichkeit liebte, welche alle ihre Neffen für sie hatten, besprach sich mit dem Arzte wegen der Hinfälligkeit, die man an der Señora bemerkte, und dieser schlug den wohlthuenden Einfluß einer Luftveränderung vor. Die langen Octobernächte hatten das Wetter abgekühlt, und es war Fernando leicht, seine Tante zu bereden, daß sie früher als sie zu thun pflegte, auf das Land zog, was auch Elia, die noch immer schwächlich war, zu Gute kommen sollte.

Wohl unternahm man die Reise, aber es fehlte ihr jene Heiterkeit und Behaglichkeit, womit man

sie sonst ausführte, wie einem Frühling, dem seine Blumen und Vögel fehlen.

Sie stiegen in dem Gasthause ab, das sich an der Straße befand, wo sie wie immer der Pfarrer erwartete, der ihnen entgegenkam. Schmerzliche Erinnerungen erweckten diesmal das ärmliche Gasthaus in Allen, die sich in demselben versammelten. Hierher hatte vor siebzehn Jahren der Pfarrer jenes verlassene Geschöpf gebracht, das noch nicht einmal um Mitleid bitten konnte! Und hier sollte sie eine so große Barmherzigkeit finden, daß deren Uebermaß ihr vielleicht nachtheiliger wurde als die spärliche und gemessene Jener, die sie nur aus Pflicht ausüben. Hier war sie ihrem niedrigen Loose entrissen worden! Aber war dies ein Glück? — war es ein Uebel?

Alle bewahrten, in ihre Gedanken versunken, ein trauriges Schweigen, als man plötzlich einen Lärm hörte, die Leute des Gasthauses stürzten der Thüre zu und man hörte sie zu wiederholten Malen: Castro! Castro! schreien.

„Was ist das? Und wer ist jener Castro?“ frug die Assistentin.

„Drang der Name Castro nicht zu Ihren Ohren?“ versetzte der Pfarrer; „es ist der Name

jenes unversöhnlichen Officiers, der mit der Verfolgung der Räuber betraut ist."

„Señora," rief Maria aus in das Zimmer stürzend, „es sind Soldaten, sie sind auf Räuber gestoßen und bringen die Verwundeten mit sich. Jesus, welch Entsetzen!"

Der Pfarrer erhob sich, um hinauszugehen.

„Wohin gehen Sie, Señor?" frug die Assistentin beklommen.

„Ihnen beizustehen, Señora," versetzte der Pfarrer.

Er ging hinaus, und Marie beeilte sich, die Thüre zu schließen, um vor ihrer Señora das schreckliche Schauspiel, dessen Schauplatz das Gasthaus werden sollte, zu verbergen. Mit roher Hast drangen die Soldaten ein, mit ihren Gewehrkolben Schläge austheilend und die Verwundeten und Sterbenden, die nicht mehr klagten, auf dem Boden niederlassend; die Weiber schrien, die Pferde wieherten und stampften, und durch den ganzen Tumult hörte man die starke, befehlertheilende Stimme des Commandanten.

„Gehen wir! gehen wir," rief die Assistentin entsetzt aus, „denn hier können wir nichts thun noch helfen."

„Warten Euere Excellenz, bis sie herein sind und den Durchgang frei gelassen haben,“ antwortete Marie, die sich an's Fenster gestellt hatte und bleich und zitternd auf den Moment wartete, in welchem es ihnen möglich sein würde, sich von dieser schrecklichen Scene zu entfernen.

Nach Verlauf einiger Augenblicke öffnete sich die Thür und der Pfarrer trat ein.

Seine Miene, gewöhnlich so heiter und ruhig, zeigte sich von einer tiefen Aufregung durchdrungen.

Er näherte sich der Assistentin und sagte ihr, daß er sie allein zu sprechen wünsche, und nachdem er sich abseits mit ihr zurückgezogen hatte, sagte er: -- „Señora, zwei Schritte von hier ist Elia's Vater; er ist sterbend, erkannte mich und frug mich in diesem entscheidendsten Momente um seine Tochter. Werde ich meine Pflicht erfüllen, wenn ich sie vor ihm verborgen halte? Darf ich einem Sterbenden seinen letzten Trost entreißen? Soll mein Schweigen Schuld sein, eine Tochter zu verhindern, ihrem Vater die Augen zu schließen, und wird meine Verheimlichung nicht die Möglichkeit rauben, daß ihre Gegenwart sanfte Gefühle erwecken, die das Herz eines Verbrechers zu Gott erheben und seine Seele umstimmen können, damit er nicht in

der schrecklichen bis zum Ende währenden Verstocktheit sterbe?"

Die Assistentin war wie vernichtet.

„Mein armes Mädchen!" rief sie mit Heftigkeit aus, „das würde sie tödten! Nein, nein, nein, ich willige nicht ein! Welche Verpflichtung hat sie gegen jenen, der so viele Bande zerriß, als er sie verließ? Nein, nein, sie soll es nicht erfahren! Entfernen Sie sich, entfernen Sie sich."

„Señora," sagte der Pfarrer, „bedenken Sie, daß Sie kein Recht haben, sich zwischen Vater und Tochter zu stellen; sagen Sie ihr, was vorgefallen ist und sie möge entscheiden, was sie zu thun hat. Es gibt Lagen, Señora, die so schwierig und von so unergründlicher Wichtigkeit sind, daß man eine unermeßliche Verantwortlichkeit auf sein Haupt ladet, wenn man in diese eingreift."

Die Assistentin sank zerknirscht auf eine Bank nieder.

Elia eilte, als sie es bemerkte, zu ihr hin: „Was ist es, Mutter!" rief sie aus, „was ist vorgefallen?"

„Es ist kein Augenblick mehr zu verlieren," sagte der Pfarrer.

„Elia, Dein Vater ist hier und liegt in den letzten Zügen.“

Als sie diese Worte vernahm, stieß Elia einen durchdringenden Schrei aus, und stürzte aus dem Zimmer; der Pfarrer folgte ihr, und als die Assistentin, zitternd, außer sich, sie erreichte, und auf Fernando gestützt, hinzutrat, fand sie sie auf den Knien, göttlich wie die Barmherzigkeit, erhaben wie der christliche Muth, schön wie die kindliche Pflicht, auf ihrem Schooß ein dunkles, blutiges, schreckliches Haupt stützend, das einem Tapfern Scheu eingeflößt hätte, und an ihre reinen Lippen eine schwarze, rauhe mit Verbrechen befleckte Hand drückend, vor deren Berührung selbst der Scharfrichter zurückgeschaudert wäre.

Der sterbende Räuber hatte seine Augen geöffnet und sie auf jene himmlische Erscheinung geheftet.

„Dies ist,“ sprach der Pfarrer zu ihm, „Eure reine und unschuldige Tochter, die kam, um Euch die Milde Gottes und den Weg zum Himmel zu zeigen.“

„Seraph, welchen Gott mir in der Todesstunde sendet“ — sagte der Sterbende mit langsamen Worten und matter Stimme — „wie die

Hoffnung, wie das Erbarmen — damit ich darauf vertraue! Bitte zu Gott um die Verzeihung, die ich erflehe!

Gott wird Deine Stimme erhören, weil Du auf seine gehört hast, die da sagt: „Ehre Deinen Vater und Deine Mutter,“ und Keinen ausnimmt.“

Er drückte dem Pfarrer die Hand — und starb.

Elia wurde in den Wagen gebracht, der gleich im Galopp fortfuhr.

„Ach!“ sagte Marie, die vernichtete Elia mit ihren Aufmerksamkeiten überhäufend, „welche Unklugheit! welche Grausamkeit! welche Barbarei! Wie konnte der Pfarrer eine solche Unmenschlichkeit begehen.“

„Marie,“ antwortete die Assistentin, aufgelöst in einen Strom von Thränen, „beurtheilen wir nicht das, was die Priester zu thun sich verpflichtet glauben. Wenn sie in ihren Handlungen das Richtige träfen, ist unser Urtheil eine freche Verleumdung; wenn sie mit guten Absichten fehlten, so ist es ein kühner Tadel, der uns nicht zukommt. Wer sagt Dir, ob er nicht, was Du freilich mit Deinem kurzen Verstande nicht begreifen kannst, vielleicht eine Seele gerettet hat?“

Der Pfarrer und Castro blieben allein im

Zimmer des Gasthauses zurück, wo der Letztere Verstärkung erwartete, um die er nach Sevilla geschickt hatte.

Der Abend war vorüber und die Nacht mit ihrer Stille eingebrochen.

Die Beiden saßen an einem Tische sich gegenüber, auf welchem eine Lampe brannte, deren Flamme sich unruhig und zitternd hin und her bewegte, als wenn ihre Unfähigkeit, die Dunkelheit aus diesem Zimmer zu verbannen, sie ermüdete. Sie goß aber ihr Licht voll auf das ehrwürdige und weiße Haupt des Pfarrers, während das unruhige, strenge Haupt Castro's, mit seinem schwarzen gekräuselten Haar, im Schatten blieb, welchen der Schirm der Lampe machte. Diese beiden Gestalten, die des Mannes des Friedens und die des Mannes der That, der eine der Apostel der göttlichen Macht, der andere der Diener der menschlichen Macht, bildeten einen merkwürdigen Contrast, — der Eine hatte in seinem einfachen, schwarzen Anzuge das Brevier an seiner Seite, der Andere in seinem bunten militärischen Anzuge ein Paar Pistolen.

Sie standen oftmals auf, der Pfarrer, um nach seinen Verwundeten zu sehen; Castro, um sich an's Fenster zu stellen und zu beobachten, ob ihm

nicht in der Stille der Nacht irgend ein Lärm die Ankunft der Verstärkung, die er erwartete, oder einen feindlichen Ueberfall der Banditen ankünde, um ihren Führer zu befreien, den sie noch nicht todt wußten.

Endlich sagte der Pfarrer zu Castro:

„Sie führen ein sehr mühevolles Leben; wollen Sie nicht ein wenig schlafen?“

„Es müssen,“ versetzte dieser, „die Einen wachen, damit die Andern ruhig schlafen können.“

„Aber — sehnen Sie sich nicht manchmal nach Ruhe?“

„Es gibt keine Ruhe für mich!“ antwortete Castro mit Bitterkeit.

„Señor,“ sagte der Pfarrer mit sanftem Lächeln, „diese Klage ertönt nur aus dem Munde der Verworfenen.“

„Und der Verzweifelten,“ versetzte Castro.

„Es gibt keinen Schmerz ohne Trost in einer christlichen Seele, Señor de Castro.“

„Ja, Señor, es gibt Schmerzen, die die Seele ohne Trost lassen, und für die es nur ein Verlangen, eine Freude gibt.“

„Und diese ist?“ fragte der Pfarrer.

„Die, sich zu rächen!“ versetzte Castro.

„Ach! hätten Sie gesagt, die, zu verzeihen!“

„Wie leicht spricht der Mund dieses Wort aus, Herr Pfarrer!“

„Señor de Castro, wenn der Mund die Kraft hat, es auszusprechen, so wird ihn das Herz nicht Lügen strafen.“

„Und glauben Sie, Herr Pfarrer, daß man, wie Sie wünschen, Alles verzeihen könne?“

„Ohne Ausnahme!“

„Dann sagen Sie mir, wie man das verzeihen kann, was ich Ihnen erzählen werde,“ sagte Castro, „und wenn Sie es denkbar finden, so werde das Wort unmöglich aus der Sprache verbannt.“

„Auf einer Reise, die ich als Neuvermählter mit einer eben so zärtlich als leidenschaftlich geliebten Frau machte, wurden wir von Banditen überfallen, die sich ihrer und meiner bemächtigten, nachdem ich zwei Pistolen abgefeuert hatte, wovon die Kugel der einen den tödtete, welcher mich am nächsten bedroht hatte; wüthend darüber, banden sie mich mit den Riemen der Wagenpferde an einen Baum, fesselten meine Hände und steckten mir einen Knebel in den Mund. Dann schleppten sie meine Frau herbei, die sie vor meinen Augen umbrachten, nachdem sie früher ihr jede Schmach angethan hatten; ich sah sie zu meinen Füßen sich winden

im Schmerze der Entehrung und des Todes; ich sah sie ihre verlöschenden Augen auf meine richten, die mich in ihrer Agonie um Hilfe anflehten; ich zählte ihre Seufzer; ich sah sie von Allen verlassen sterben; und stand dabei! — ich stand dabei — ohne ihr beistehen, noch von meinen Augen jenes entsetzliche Bild entfernen zu können! Meine Blicke waren der letzte und einzige Beweis der Liebe, den ich ihr geben konnte. Ihr Blut näßte meine Füße! Sie starb, indem sie ihre Augen auf mich heftete! Sie las in den meinen ein unauslöschliches Versprechen der Rache — und ich lebe nur, um es zu erfüllen!"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und sie sahen Fernando eintreten.

Señor de Castro," sagte er, „ich komme, um eine Gunst von Ihnen zu erbitten."

„Sagen Sie nicht erbitten, sondern befehlen Sie," versetzte Castro in schroffem aber aufrichtigem Tone.

„Können Sie," fuhr Fernando fort, „darüber verfügen, wem die Verbrecher, die Sie verfolgen, zu übergeben sind?"

Castro's Miene verdüsterte sich.

„Kommen Sie, Señor," sagte er, „um zu Gunsten eines dieser Räuber zu sprechen?"

„Nein," antwortete Fernando, „ich komme, Sie um einen Leichnam zu bitten."

„Den des Hauptmannes vielleicht? Nein, nein, das kann nicht sein; sein Kopf soll auf einen Pfahl gesteckt werden, um im Tode die Bösen abzuschrecken, wie er im Leben die Guten erschreckt hat."

„Schlagen Sie mir also meine Bitte ab?" sagte Fernando mit gesteigerter und strenger Würde.

„Ich muß," versetzte Castro. — Aber nach einem augenblicklichen Schweigen setzte er hinzu: „Was wollen Sie mit dem Körper dieses Verbrechers machen? Geschieht es vielleicht im Interesse einer phrenologischen Untersuchung?"

„Nein, Señor," versetzte Fernando, „ich will ihn begraben."

„Wie einen guten Christen? — wie einen Ehrenmann?" rief Castro aus. „Nein, das wäre ein schlechtes Beispiel."

„Señor de Castro," antwortete Fernando, „die Lebenden beneiden nicht die Vorrechte der Todten."

Castro ging einige Male im Zimmer auf und nieder.

„Und legen Sie," sagte er endlich, „viel Werth auf das, was Sie begehren?"

„Einen unendlichen Werth!“ antwortete Fernando.

Castro fuhr fort, auf und nieder zu gehen; plötzlich blieb er vor Fernando stehen: — „Nehmen Sie ihn mit,“ sagte er. „Nichts kann noch darf ich dem Marquis de Val de Jara abschlagen, nicht seines Standes und Ranges wegen, sondern wegen seiner Person, die ich schon seit Langem schätze und verehre.“

„Señor de Castro,“ antwortete Fernando, „seien Sie versichert, daß die Dankbarkeit und Achtung, welche mir die Gunst und die Art, wie Sie mir diese erweisen, einflößen, nie aus meiner Seele schwinden werden.“

Als der Tag anbrach, hatte der Leichnam des Banditen Ruhe und Schutz im Friedhofe des Dorfes gefunden, in dessen Kirche man eine Seelenmesse in feierlicher Stille und mit tiefer Andacht las. Die Kirche war noch leer; man sah nur einen vornehmen und schönen jungen Mann in der Nähe der Canzel knien.

Einen Monat nachher sah das Haus der Assistentin sehr verändert aus. Es schien nicht mehr jenes friedliche, heitere Haus, dessen Atmosphäre eine rosige Färbung zu haben und das Will-

kommen mit der Herzlichkeit, mit der es seine Gebieterin gab, zu wiederholen schien. Nein! Es herrschte eine düstere Stille in demselben; man sah nur bestürzte und niedergeschlagene Mienen; seine Thüren standen weit offen.

In der Nähe der Vorthür des Hofes stand ein Tisch mit Federn und Tintenzeug; neben diesem sah man eine Liste liegen, mit den Namen unzählbarer Personen bedeckt, die herbeigeeilt waren, sich einzuschreiben; die Liste begann mit folgenden Worten:

„Die Kranke ist fortwährend in größter Gefahr.“

In dem Alkoven der Assistentin herrschte beinahe völlige Dunkelheit. Zwischen den Damastvorhängen, welche von dem dichten Himmelbett niederfielen, lag die Assistentin, die Einzige im Hause, welche in der Gefahr, in der sie schwebte, ihre Heiterkeit bewahrt hatte; an der einen Seite des Bettes war Elia, an der andern Marie; am Fuße des Bettes stand Don Benigno.

Seit sechs Tagen hatten diese drei Personen ihren Platz nicht verlassen, noch eine andere Nahrung zu sich genommen als Suppe, die sie Pedro zu nehmen zwang, indem er ihnen bemerkte, daß ihre

Kräfte nothwendig zur Pflege der Kranken wären. Keine dieser drei Personen sprach oder weinte; ja sie wagten kaum zu athmen; ihre Lebenskraft schien wie gelähmt zu sein.

Im Nebenzimmer beriethen sich fünf Männer der Facultät.

Fernando hörte ihnen, auf einen Tisch gestützt, bleich aber ruhig zu. Pedro stand zitternd und mit verstörter Miene an der Thür.

„Señor Marquis,“ sagte der oberste Arzt, sich zu Fernando wendend, „es ist unnütz, es zu verbergen, es ist keine Hoffnung. Seit die Señora vom Lande zurückgekehrt ist, hat das Uebel schnelle Fortschritte gemacht; ihre Niedergeschlagenheit wurde durch ein Gemüthsleiden vermehrt, das vielleicht eine Vorahnung ihres nahen Endes hervorrief; sie muß darauf vorbereitet werden.“

Fernando neigte sein Haupt, zum Zeichen, daß er es verstanden habe.

„Pedro,“ sagte er, „man benachrichtige den Beichtvater der Señora.“

Pedro verließ das Zimmer, sein Antlitz mit beiden Händen verhüllend.

Dann setzte sich Fernando nieder und schrieb

folgende Zeilen, welche er durch einen Diener in das Haus der Marquise sandte:

„Mutter, unsere Tante wird versehen."

Der Beichtvater kam schnell und trat mit Fernando in das Zimmer der Kranken. Diese überraschte es nicht, ihn zu sehen, denn er war während ihrer Krankheit oft gekommen, da die Señora selbst verlangt hatte zu beichten.

„Wie befinden Sie sich, Señora?" fragte er sie.

„Gut," antwortete diese, ihre erloschenen Augen halb öffnend.

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen?" fuhr der Beichtvater fort.

„Nichts," versetzte die Señora; „meine zeitlichen Verfügungen sind getroffen; ich wünschte, wenn Sie mich dessen würdig finden, die letzten Sacramente zu empfangen."

„Es wird mich freuen, Ihnen diese Quellen des Trostes und der Gnade zu spenden," erwiederte er.

Ein tiefer Seufzer entrang sich Elia's Brust.

„Mein armes Mädchen!" sagte die Assistentin, sich bemühend sie anzusehen.

Fernando wollte sie entfernen, aber sie klammerte sich mit Gewalt an dem Pfeiler des Bettes an.

„Laß sie, mein Sohn," sagte die Assistentin, die es bemerkte; „es ist für mich ein wahrer Trost, sie an meiner Seite zu sehen!"

Währenddem errichtete Marie mit Hilfe des Pfarrers und Pedro's, ergriffen von dem feierlichen Acte, der sich vorbereitete, einen Altar gegenüber dem Bette, welchen sie mit Seide, Gold und Silber bedeckte und darauf ein herrliches Crucifix aus Elfenbein stellte. Man hatte die Verwandten und intimsten Freunde davon benachrichtigt.

Das Haus füllte sich allmälig mit einer Menge Leute, deren Stille, ernste Stimmung und Betrübniß ihre Achtung und Liebe bewiesen. Man hörte nur das erstickte Schluchzen der Diener und Armen, die sich in die Vorhalle drängten.

Bald darauf sah man die Leute in der Gasse stehen bleiben, sich auf die Knie mit entblößten Häuptern werfen, die Balcons sich öffnen und dort die, welche in den Häusern waren, niederknien. Man sah, wie die Gassenjungen zu spielen aufhörten und hörte sie, während sie auf den Thürschwellen niederknieten, folgenden Spruch hersagen:

Wohin gehst Du, o mein Jesus,
In so zierlich hehrer Pracht?
Geh' in's Haus zu meiner Tochter,
Die zu rufen mich befahl;
Nimmt sie auf mich mit Ergebung,
Sei gewährt ihr meine Gnad',
Habe sie auch mehr der Sünden
Als das Meer der Körnlein Sand.

Ein Glöcklein erschallte, und zwei lange Reihen von Männern mit Kerzen in der Hand, gingen dem Priester voran, welcher den Herrn trug, der für keine Stimme taub ist, für dessen Milde keine Hütte klein, für dessen Größe kein Palast zu groß ist. Eine militärische Musikbande folgte ihm ernst und feierlich.

„Was bedeutet diese Musik und dieser Glanz?" fragte die Assistentin Marien.

„Señora," versetzte diese, „es ist die Begleitung, mit welcher der Herr Marquis wünschte, daß Seine Majestät in dieses Haus einzöge."

„Welcher Pomp! Welcher Aufwand! — zu viel für mich und zu wenig für Gott!" sagte die Señora.

Fernando und ein Vetter desselben gingen dem Hohen Gaste mit Kerzen entgegen und schritten ihm in das Zimmer der Kranken voran.

Man hatte diese aufgerichtet und auf Kissen gestützt. Sie heftete ihre erloschenen Blicke auf den Erlöser, inbrünstige Gebete an ihn richtend, als der Priester eintrat.

Sie empfing das heilige Abendmahl mit tiefer und inniger Verehrung. Nachdem die feierliche Handlung vorüber war, blieb die fromme Sterbende in ruhiger und andächtiger Betrachtung. Ihr Beichtvater riß sie aus dieser, indem er sagte:

„Señora, ich weiß, daß jeder Groll in Ihrem Herzen gegen die Frau Marquise erloschen ist.“

„Oh, gänzlich, gänzlich,“ sagte die Sterbende, „es schmerzt mich, sie nicht vor meinem Ende zu sehen.“

„Dieser Wunsch kann erfüllt werden,“ antwortete der Pater, und die Marquise stürzte bleich und bewegt hervor und drückte ihre Schwester an die Brust, während Esperanza schluchzend am Fuße des Bettes niedersank.

„Schwester!“ sagte die Assistentin mit schwacher Stimme, „wie dankbar bin ich Dir!“ und sie sank ermattet von der Anstrengung zurück.

Nach einer kurzen Pause öffnete sie wieder ihre Augen und sagte:

„Ines, meine Elia, mein armes Mädchen — bleibt allein und schutzlos zurück!“

Die Marquise wandte sich zu Elia, die sich immer noch auf ihrem Platze in einem bedauernswerthen Zustande erhielt, nahm sie in ihre Arme, drückte sie an ihre Brust und sagte:

„Ich nehme sie in meinen Schutz, Schwester."

„Mein Gott!" murmelte die Assistentin, „ich sterbe ruhig! — ihre Tugend, ihr Vermögen, ihr Wohlsein, Alles ist gesichert. Gott segne Euch Alle! und mache Euch das Leben süß, wie Ihr mir den Tod machtet."

Einen Augenblick später hörte der Pater, welcher ihr beistand, wie ihre Lippen mit ihrem letzten Athemzuge leise die Worte hauchten: „Herr, empfang meine Seele!"

„So," sagte der Priester, „steigen die Seelen der Gerechten in Gottes Schooß empor; beten wir!"

Alle warfen sich mit der feierlichen Ehrfurcht, die der Tod hervorruft, mit den tiefen Gefühlen der Pietät, die er einflößt, mit dem herzzerreißenden Schmerze, welchen er bei den Ueberlebenden zurückläßt, auf die Knie.

„Meine Mutter! meine Mutter!" rief Elia verzweifelt aus. Man trug sie auf den Armen in ihr Zimmer trotz ihres Widerstandes.

„Entferne Dich, meine Tochter," sagte die Marquise, Esperanza beim Arme nehmend, die schluchzend die Hände des Leichnams küßte. „Such' Elia auf und weint zusammen, wie es zweien Schwestern ziemt, die ihre Mutter verloren haben."

Esperanza beeilte sich zu gehorchen. Die Marquise gab die nöthigen Befehle und traf die Anordnungen, welche die Umstände erforderten.

Sie wollte Frauen kommen lassen, um die Todte anzukleiden; aber Marie widersetzte sich. — „Nein, Señora," sagte sie „keine bezahlten Hände sollen sie berühren; ich werde es sein, die ihr diesen letzten Dienst erweist." Sie räumten das Zimmer auf, und fanden dann Don Benigno in den weiten Falten des Bettvorhanges verborgen, die scheuen, starren Blicke auf den Leichnam seiner Señora geheftet, die Hände gefaltet und gegen sie ausgestreckt, sprachlos und ohne Thränen. Sie hoben ihn auf und er ließ sich wie eine leblose Masse ohne Willen führen.

Neuntes Capitel.

Den folgenden Tag erhoben die Glocken traurig ihre feierliche Todtenklage, diese heiligen Klänge, mit welchen die Herzen gen Himmel sich erheben. Dicke Wachskerzen auf hohen Leuchtern waren als Ehrenwachen der Leiche, im Hofe, auf den Stiegen und Corridoren des Hauses der Todten vertheilt. In dem schwarzbehangenen Besuchzimmer waren die Fenster geschlossen und brannten hohe Kerzen. Dort waren die Verwandten und Freundinnen der Verstorbenen versammelt und saßen strenge nach dem Grade der Verwandtschaft und Befreundung gereiht.

Fernando war mit seinen nächsten Verwandten in einem andern Saale, wo er, stehend und in tiefer Trauer, die Beleidsbezeugungen derjenigen empfing, die mit ihm von dem Leichenbegängnisse zurückgekehrt waren, das mit großer Pracht in der

Pfarrkirche gefeiert worden war; und dieses Haus, zu dem sonst ganz Sevilla strömte, stand leer, wie ein Kopf ohne Gedanken, wie eine Brust ohne Herz, denn diesen Morgen war jene über die breite Stiege hinunter, um sie nie mehr hinaufzusteigen, deren Gegenwart für diese Räume wie der Frühling war, und die in jedem Herzen eine Leere zurückließ, in jedem Armen einen Verwaisten.

Neun Tage währte dieses düstere Gepränge der Trauer, die in einigen Herzen eine ewige sein sollte.

Am zehnten Tage befand sich Elia auf ihrem Zimmer, das sie nicht verlassen gekonnt noch gewollt hatte, in einem Zustande völliger Trostlosigkeit. An ihrer Seite war die gute Doña Marianita, die große Liebe zu Elia trug und in ihr die Neigung ehrte, welche ihre verstorbene und ausgezeichnete Verwandte für sie gehabt. Die gute Dame erschöpfte all' den gewöhnlichen Vorrath von Trostworten.

„Es ist eine Heilige mehr im Himmel," sagte sie.

„Ja," versetzte Elia, „aber eine weniger auf Erden."

„Wie viele Schmerzen und Leiden hat Gott ihr genommen, indem er sie zu sich rief!"

„Und wie viel Glück und Freude mir!“

„Man muß sich, mein Kind, in die Prüfungen fügen, die uns der Herr in diesem Jammerthal auferlegt.“

„Doch soll man darunter leiden, sonst wären es keine Prüfungen, noch die Erde ein Jammerthal!“

„Aber, Elia, zu was hat man Geist und Vernunft?“

„Um tiefer zu fühlen!“

„Aber, Kind, wenn es nun einmal nicht zu ändern ist!“

„Das, eben das ist der Schmerz, der mein Herz zerreißt,“ rief Elia, ihr Haupt in die von ihren Thränen befeuchteten Sophakissen bergend.

Doña Marianita kehrte von Neuem zu ihrem Vorrathe gewöhnlicher Trostworte zurück, die, obwohl ohne Logik, ohne Kraft und ohne Wirkung, doch viel Nutzen bringen, indem sie die gute Absicht desjenigen ersichtlich machen, der trösten will, wenn es ihm auch nicht gelingt; denn für die Wunden des Herzens gibt es nur einen Balsam, den der Liebe und Theilnahme, der, wenn er sie auch nicht heilt, sie doch lindert. In diesem Augenblicke des Paroxismus des Schmerzes öffnete sich die Thür und trat die Marquise ein.

„Mein Kind,“ sagte diese, als sie Elia erblickte, „wie kommt es, daß ich Dich nicht in Trauerkleidern sehe?“

Die Unglückliche hatte nicht daran gedacht.

„Geh,“ fuhr die Marquise fort, „kleide Dich in Schwarz und komm mit mir.“

Das willfährige Mädchen gehorchte ohne Frage oder Widerrede, zog ihre Basquiña (schwarzes Ueberkleid) an, nahm ein schwarzes Tüchlein, und folgte der Marquise.

In dem Besuchzimmer, wohin diese sie führte, fanden sie alle Angehörigen des Hauses versammelt. Ein Schreiber saß an einem Tische, auf welchem eine versiegelte Urkunde lag.

In einem Winkel saß Don Benigno, schwarzgekleidet, mit gesenktem Haupte und gekreuzten Händen, zugleich vom tiefsten Schmerze und der lebhaftesten Unruhe erfüllt. Als er aber Elia sah, streckte er die Arme ihr entgegen; sie stürzte sich in diese und ihre Thränen vermengten sich.

„Komm, beruhige Dich,“ sagte die Marquise zur trostlosen zweimal Verwaisten; „setze Dich an meine Seite und fasse Dich, wie es die gegenwärtigen Verhältnisse erfordern.“

„Señora,“ sagte der Schreiber, als Ruhe ein-

getreten war, „hier ist das Testament der verstorbenen Señora Doña Maria Isabel Orrea de Calatrava — möge sie in Gott selig sein! — in einer versiegelten Urkunde, legalisirt und deponirt in meiner Canzlei, die ich zu eröffnen berufen worden bin."

Elia erhob sich.

„Warum soll ich dieser grausamen Scene beiwohnen, in der die Stimme meiner Mutter durch die Bretter ihres Sarges dringt."

„Weil," antwortete die Marquise, „dies Testament Dich betrifft und es Dir zukommt, seiner Eröffnung beizuwohnen."

„Señora, um Gotteswillen," flehte Elia, „dies ist ein Familienact, und ich bin eine Fremde."

„Elia," versetzte die Marquise mit sanfter Festigkeit, „hier zu bleiben ist eine Pflicht, die ich Dir auferlege mit dem Rechte, welches mir Deine Mutter übertrug; es ist eine Huldigung, ihrem Andenken dargebracht. Denn wenn auch im Beweinen sich mehr zärtliche Anhänglichkeit ausspricht, so ist doch mehr Verdienst in der Hochachtung und Ehrerbietung, die man Personen zollt, welche Gott zu sich rief."

Elia nahm wieder ihren Platz ein und der Schreiber erbrach die Urkunde und begann zu lesen.

Nach verschiedenen Legaten und frommen Stiftungen erklärte das Testament Elia zur Universalerbin.

„Jesus Maria!“ rief diese aus, während die Blässe ihres Antlitzes sich in ein hohes Roth verwandelte. „Jesus Maria!“ wiederholte sie noch einmal mit mehr Entsetzen noch als Ueberraschung.

„Wie!“ sagte die Marquise, „das überrascht Dich? Da wirst Du die Einzige sein!“

„Mein Gott,“ antwortete Elia, in deren Miene eine noch auffallendere Blässe als die frühere die lebhaften Farben verdrängt hatte; „dies ist der einzige Schmerz, den mir meine fromme Mutter je gemacht hat! Ihre Liebe hat sie verleitet, eine Ungebührlichkeit zu begehen, eine nicht zu duldende Verletzung der Ihrigen.

Señor,“ fügte sie hinzu sich dem Schreiber nähernd, „setzen Sie augenblicklich eine Schrift auf, die ich jetzt gleich unterschreiben kann, denn ich wünsche sehnlichst, mich von dieser Last, die mich niederdrückt und beschämt, zu befreien, — in der Sie klar ausdrücken, daß ich auf dieses fremde Gut verzichte, damit es an seine legitimen Erben übergehe.“

Die Marquise erhob sich. „Elia,“ sagte sie mit Strenge, „diese Schrift, wenn sie gemacht würde,

wäre nichtig und von keinem Gewicht, da Du minorenn bist und sie meinem ausdrücklichen Willen entgegen wäre; denn ich bin die Person, welcher Deine sterbende Mutter ihre Rechte über Dich übertrug; aber abgesehen davon, sag' mir, wie kannst Du es wagen, mit solcher Leichtfertigkeit die letztwillige Anordnung Deiner Mutter umzustoßen, deren Leichnam noch nicht kalt ist?"

„Aber zu was brauche ich, zu was soll mir dieses große Vermögen?" rief Elia mit der unbefangensten Natürlichkeit und aufrichtigsten Ueberzeugung aus.

„Dein ist es," antwortete die Marquise; „das Alter und die Zeit werden Dich lehren, es zu benutzen und zu verwenden."

„Aber ich will es nicht! Ich will es nicht!" rief Elia darauf beharrend aus, „und überlasse es, wie es natürlich ist, seinen legitimen Herren."

„Und glaubst Du vielleicht, liebe Unschuld," sagte die Marquise, „daß wir von Dir ein Vermögen annehmen werden, das uns dessen Eigenthümerin nicht vermacht hat? Wenn Du dies gedacht hast, so möge Dir zur Entschuldigung der Beleidigung Deine Unschuld dienen, die nicht im Stande ist, eine solche darin zu sehen."

Vor diesen letzten Worten, welche die Marquise mit strenger Würde aussprach, verstummte Elia.

„Hielten Sie uns für so eigennützig,“ sagte Fernando mit Sanftmuth zu ihr, „daß Sie wähnten, wir würden Ihre edle Verzichtleistung und Ihr großmüthiges Opfer annehmen?“

„Aber welche Macht der Welt,“ erwiederte Elia nach einem Augenblicke Nachdenkens, „wird mich zwingen können, das als das Meine zu betrachten, was ich nicht dafür halte?“

„Der Wille der Erblasserin,“ versetzte die Marquise, „die feierliche Stimme der Todten, die Du nicht beachten würdest, wenn Du es verschmähtest, wie wir, wenn wir es annähmen.“

„Was soll ich thun? Mein Gott! was soll ich thun?“ rief Elia aus, als sie sich mit Marie und Don Benigno allein sah.

„Wenn es Dein furchtsames Gewissen beunruhigt,“ sagte die Erstere, „so gib ihnen das, was aus dem Vermögen der Orrea stammt, was wenig ist, und behalte das, was von dem der Calatrava herrührt, was viel ist, und Dir so gut gehört, wie Deine Haare.“

„Was soll ich thun, Don Benigno?“ sagte Elia, ohne das, was Marie sagte, zu beachten.

„Gott geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist," versetzte Don Benigno ohne sich zu besinnen.

„Und dem Juan Lanas, was des Juan Lanas *) ist," brummte Marie. Elia drückte mit Wärme die Hand des ihr gleichgesinnten Wesens, das sie verstand.

Die Baronin von San Bruno sagte diesen Abend in einer Gesellschaft: „Wissen Sie schon die Neuigkeit? Die Assistentin, welche schon schwachsinnig geworden war, hat ihr ganzes Vermögen jener Duckmäuserin von einem Findelkinde hinterlassen, die schlauer als eine Schlange ist, und darum die beiden Schwägerinnen, welche sich immer so gut vertragen hatten, entzweite.

Was wird die hochmüthige Ines dazu sagen, die schon dachte, ihre Ruine mit dem schönen Hause der Calatrava zu vertauschen? Welcher Possen das für sie sein mußte! Es soll, wie man sagt, schöne Scenen in dem Hause gegeben haben! Bei der Eröffnung des Testamentes war eine wie bei Saint-Quentin! **) Man sagte mir, daß die plötzlich Reich-

*) Spitznahme eines Schwachkopfes.

**) Anspielung auf die Verwirrung und Niederlage der Franzosen bei Saint Quentin, die sie im Jahre 1557 von den Spaniern erlitten.

gewordene so zufrieden ist, daß sie nicht einmal Trauerkleider anziehen wollte! Ob das Mädchen schlau gewesen! Carlitos wußte wohl auch, wie es kommen würde, jetzt wird er sich mit ihr vermählen und der alleinige Besitzer des Vermögens sein, und die Marquise muß es sich gefallen lassen, wie sehr es sie auch ärgern mag. Wohl bekomm's der Hoffährtigen!" —

So ist die Welt! So befolgen wir jene göttliche Vorschrift, unsern Nächsten wie uns selbst zu lieben!

Zehntes Capitel.

Dieses gerechte und milde Urtheil der Baronin wiederholte ein kürzlich aus Sevilla angekommener Officier, in einem stark besuchten Kaffeehaus in Madrid mit dem bereitwilligen Glauben, den man jedem Tadel schenkt, während man dem Lob ihn so spärlich zumißt.

Dieser Officier befand sich im Kreise junger Männer, die um einen Tisch saßen, auf welchem ein Punschnapf rauchte. Keiner von ihnen hatte einen jungen Mann in Trauer beachtet, der bei einem Tische saß, hinter dem, an welchem sie saßen, das Haupt auf die Hand gestützt, das er nur erhob, um nach der Eintrittsthür zu blicken, als wenn er mit Ungeduld Jemand erwartete.

Aber kaum hatte der Officier diese Reihe lästernder Unwahrheiten berichtet, als er den jungen

Mann in Trauer, blaß und mit stolzer Miene vor sich sah.

„Herr,“ sagte er, „was Sie jetzt eben sagten, ist eine infame Verleumdung.“

Die Ueberraschung, welche diese brüske Anrede hervorrief, war so groß und allgemein, daß Alle verstummten.

„Herr,“ sagte endlich der gereizte Officier, „mit welchem Rechte werfen Sie sich zum Richter meiner Worte auf?“

„Mit dem Recht,“ versetzte der junge Mann, „welches die Wahrheit jedem Ehrenmanne gibt, um sie zu vertheidigen; mit der Verpflichtung, die die Gerechtigkeit jedem gutgearteten Herzen auferlegt, für sie eine Lanze einzulegen.“

„Es ist Don Carlos Orrea,“ sagte Einer seiner Freunde dem Officier in's Ohr.

„In diesem Falle,“ sagte der Officier, sich zu dem Herrn in Trauer wendend, „bitte ich Sie, überzeugt sein zu wollen, daß es nicht meine Absicht war, Sie zu beleidigen; ich wußte nicht, in wessen Gegenwart ich sprach.“

„Das will ich glauben,“ erwiederte Carlos, dessen Stimme vor Entrüstung zitterte. „Ich verlange nicht für eine meiner Person angethane Be-

leidigung Rechenschaft, sondern für eine schändliche Entstellung der Wahrheit. Ich begehre, daß Sie eine elende Verläumdung widerrufen, wenn Sie sie erfunden haben, und wenn nicht, daß Sie mir ihren Urheber nennen."

„Ich würde sehr gern eine Sache widerrufen, an der mir wenig liegt und die ich nur nach Hörensagen wiederhole," antwortete der Officier, „wenn mir das Gegentheil bewiesen würde; aber das Wort Befehl erkenne ich außer dem Dienste nicht an."

„Dann werde ich, mein Herr," sagte Carlos, „hoffentlich Sie zwingen, einer Wahrheit Glauben zu schenken, die ein Edelmann mit seinem Degen vertheidigt."

„Ich stehe zu Ihren Diensten."

„Morgen um sechs Uhr werde ich außer dem Thore de Recoletos zu treffen sein."

„Sie werden nicht zu warten brauchen."

Carlos grüßte und ging fort, diese Gruppe, die noch vor Kurzem so lustig gewesen, in allgemeiner Bestürzung zurücklassend.

„Er hat Recht — und ich habe es auch," sagte der Officier, „verdammt sei die Unvorsichtigkeit, mit der man vor Personen spricht, die man nicht kennt!"

„Und dann,“ setzte er für sich hinzu, „Ich werde mir damit die Ungnade des Königs zuziehen, der die Duelle haßt und ein gutes Gedächtniß hat! Und meine Mutter, die Wittwe ist und keinen Sohn außer mir hat! Aber“ fuhr er mit lauter Stimme fort, „quälen wir uns nicht im Voraus mit Uebeln, die sich nicht vermeiden ließen. Gehen wir in's Theater, da heute Maiquez *) auftritt.“

Carlos begegnete, als er aus dem Kaffeehause trat, einem Freunde, zu dem er sagte, ihn unter'n Arm nehmend, um mit ihm seinen Spaziergang fortzusetzen:

„Ich erwartete Dich hier, wie wir gestern ausmachten, um Dir meinen Entschluß, nach Sevilla zu reisen, mitzutheilen, und Dich deshalb mit verschiedenen Aufträgen zu belästigen. Aber es hat sich die Lage der Dinge verändert und ich bitte Dich um eine andere Gunst.“

Der Freund betrübte sich, als Carlos ihm mittheilte, daß die Gunst, die er von ihm verlangte, darin bestehe, sein Secundant im Duell zu sein.

Damals waren die Duelle selten in Spanien,

---

*) Der berühmteste spanische Schauspieler jener Zeit.

und es ist leicht, den Grund davon einzusehen, wenn man die vorzüglichsten Ursachen, die sie in andern Ländern so oft hervorrufen, untersucht.

Eine solche ist häufig: Die Sucht, seinen Muth zu zeigen und damit groß zu thun.

Man that dies nicht in Spanien, weil man glaubte, durch herausforderndes Großsprechen dessen innern Werth zu verringern.

Eine andere Ursache ist: Die Empfindlichkeit, Tochter der Eitelkeit.

Dieser entgegen stand eine leicht verträgliche Duldsamkeit in einem Lande, wo die Grobheit unbekannt war, die anderwärts so oft Streitigkeiten hervorruft. Uebrigens waren auch nicht die Gemüther so erbittert, gereizt, uneinig und hochmüthig, wie sie jetzt zum ewigen Unglück geworden sind durch die Verschiedenheit der politischen Meinungen, und die Preßfreiheit, diesen Culminationspunkt der modernen Anforderungen, welche die Aufklärung verbreitet, daß es eine Freude ist!

Noch mehr; die Duelle waren übel angesehen, und es existirte nicht jene vollständige, moderne Vorurtheilslosigkeit im Punkte der öffentlichen Meinung. Der, welcher geglaubt hätte, den Ruf eines Tapfern zu erlangen durch die fälschlich so genannten

Ehrenhändel, würde nur den eines Prahlers und Raufboldes gewonnen haben. Wir unterlassen es, von den heiligen und edeln religiösen Ideen zu sprechen, die ihren verehrungswürdigen Einfluß auf Dinge, Menschen und Meinungen ausübten; weil, wer sie heutzutage in Verbindung bringt mit den Angelegenheiten der Welt, die damit großthut, nicht auf sie zu achten, einen feierlichen Accord der Orgel mit dem mißtönigen und lärmenden Schalle der Trommeln und Hörner in Verbindung bringt. Dazu kommt noch, daß der König eine ausgesprochene Abneigung gegen diesen Rest barbarischer Rohheit hatte, der, so lange er noch besteht, dem dünkelvollen neunzehnten Jahrhundert wehren wird, sich zu rühmen, allen Staub der barbarischen Zeitalter abgeschüttelt zu haben. Diejenigen, welche im Punkte der Ehre eine puritanische Strenge affectiren, behaupten, man könne die Duelle nicht vermeiden, oder, besser gesagt, sie nicht ausrotten, da sie ein Zügel sind, der den Anmaßenden zurückhält. Man kann sie vermeiden ohne Gesetze, Verbote noch Strafen, und nur dadurch, daß man die edle Eigenschaft der Achtung bewahrt. Achten wir uns einander, nicht nur wegen dessen, was Jeder werth sein kann, sondern weil die Achtung und

Höflichkeit für den, welchem sie gebühren, der schuldige Tribut, und für den, welchem sie nicht zukommen, die am schwersten zu übersteigenden Schranken sind. Der täuscht sich, welcher denkt, durch Anmaßung zu imponiren; denn sicher wird er immer Einen finden, der noch anmaßender ist, als er.

Carlos begab sich dann in seine Wohnung; er schrieb einige Briefe und zerriß verschiedene Papiere. Unter diesen fand er das einzige Andenken, welches ihm Elia gegeben hatte. Es war ein kleiner Stahlstich, der das Jesuskind vorstellte, wie es am Boden sitzt, eine Rose in der Hand haltend, deren Dornen es verletzt haben. Darunter standen mit einer etwas steifen und wenig geübten Schrift folgende Verse:

Gott, was bringt die Erde, sprich,
Die Du nässest also reich?
— Blüthen, alle nur für euch;
Dornen, alle nur für mich.

— Werden muß sie uns zum Garten,
Die ein solcher Quell besprengt!
— Wohl; doch sie den Pflückern schenkt
Kränze von verschied'nen Arten.

— Wie vertheilt sie, Gott, o sprich,
Diese Kränze also reich?
— Gibt die Blüthen alle euch,
Dornen hat sie nur für mich.

Carlos küßte tausendmal dieses Andenken, das so lieblich und fromm war wie die, die es ihm gegeben hatte; er benetzte es mit seinen Thränen und schrieb darunter:

Meinen letzten Gruß du sprich,
Blatt, von meinen Thränen weich!
So sei es ein Trost für Euch,
Denkend stets dabei an mich.

Er setzte zwei Adressen darauf, eine an Elia und eine an Fernando, dem es übergeben werden sollte, wenn er fiel; — aber schon am andern Tage um halb sieben Uhr lag der Officier darnieder, die Achsel von einer Kugel durchbohrt, und wurde Carlos mit einer gefährlichen Wunde in der Seite bewußtlos von seinen untröstlichen Freunden in ein unansehnliches Haus eines abgelegenen Stadtviertels gebracht.

Elftes Capitel.

Die Marquise hatte Elia zu sich in ihr Haus genommen, wo sie mit zuvorkommender Artigkeit von der Mutter und mit zärtlicher Liebe von der Tochter behandelt wurde. Aber Elia sagte nichts über ihre künftigen Pläne und dies machte die Marquise unruhig.

Sie dachte manchmal, Elia könnte als Besitzerin eines großen Vermögens sich vielleicht die Hindernisse zum Theil beseitigt denken, welche sich der ungleichen Verbindung, die sie hatte schließen wollen, entgegengestellt. Es war auch möglich, daß, wenn Elia's Aufenthalt in ihrem Hause sich verlängerte, Carlos Hoffnungen schöpfte, sich beeilte zurückzukehren, die Autorität seiner Mutter compromittirend, wie ihre Gastfreundschaft, die sie so großmüthig der trostlosen Waise angeboten hatte, die von ihrer

Schwester auf dem Todtenbette ihr empfohlen worden war.

Das Zartgefühl erlaubte nicht, daß sie Elia um die Pläne, die sie für die Zukunft sich gemacht hatte, geradezu befragte; aber eines Tages bot sich eine Gelegenheit dazu ganz ungezwungen dar.

Als sie nämlich eines Morgens in der Glasgalerie, die in den Garten ging, beisammen saßen, sagte, nachdem sie im christlichen Jahrbuche gelesen hatten, die Marquise zu Elia, welche mit Esperanza am selben Stickrahmen an einem Altartuche arbeitete:

„Elia, Du kennst Lorenzo Rioseco schon seit längerer Zeit?“

„Ja, Señora,“ versetzte Elia, „ich habe ihn oft im Hause meiner Wohlthäterin gesehen.“

„Er ist der Sohn,“ fuhr die Marquise fort, „einer ausgezeichneten Dame, einer Freundin von mir und meiner verstorbenen Schwester, von vornehmer wenngleich nicht reicher Familie, er ist Oberstlieutenant in der Landmiliz, und wäre Oberst, wenn ihm nicht die vierundzwanzigtausend Realen Einkommen fehlten, die man haben muß, um diesen Posten zu erlangen. Du kennst seine angenehme Erscheinung und feine Manieren; aber Du kennst noch nicht, wie ich, die schönen Talente, die ihn

schmücken, den Edelmuth seiner Gefühle und sein musterhaftes Benehmen. Er liebt Dich, seit er Dich kennt, und obwohl die Liebe nicht nothwendig zu einer Verbindung ist, die in jeder Weise sonst zukömmlich ist und Glück verheißt, ist es um so viel besser, wenn auch sie sich einfindet, wo alles Uebrige zusammenstimmt. Er will Dich zu seiner Gattin machen, und ich meinerseits habe seiner Mutter versprochen, seine Werbung um so williger zu unterstützen, als ich glaube, daß er Dein Glück gründen wird, wie Du das seine. Da ich Deiner Mutter an ihrem Todtenbette versprochen habe, bei Dir ihre Stelle zu vertreten, muß ich Dir zu dieser Verbindung rathen, denn wenn Du ihm Vermögen zubringst, gibt er Dir eine Stellung und einen ansehnlichen Rang in der Welt."

Elia erhob nicht das Haupt, so lange die Marquise sprach. Eine brennende Röthe ergoß sich über ihr Antlitz; und diesem Vorschlage der Marquise war es gelungen, diese sanfte Seele ohne Galle eine Erniedriguug fühlen zu machen, was nicht jene Scene gekonnt hatte, als sie vor einem ehrlosen Räuber niederkniete, ihm die Hand küßte und ihn Vater nannte, — was sonst keine Mißachtung oder Härte gekonnt hatte.

Aber diese Aufregung einer edeln Seele, die sich erniedrigt fühlt, unterdrückend, antwortete sie mit Sanftmuth aber Festigkeit, während zwei schwere Thränen über ihre Wangen glitten, rein und still wie ihr Schmerz:

„Señora, lange vor dem Tode meiner Wohlthäterin war mein Entschluß unwiderruflich gefaßt; meine Absicht war es immer und ist es noch, in's Kloster zurückzukehren, wenn ich das Unglück haben würde, die zu verlieren, von der ich mich nicht trennen konnte noch wollte. Daß ich in Ihr Haus kam, geschah nur in der Absicht, Ihnen all' die Dankbarkeit zu beweisen, die mir Ihre Gunstbezeugungen einflößten, indem ich sie annahm. Wäre das nicht gewesen, so würde ich schon bei den Nonnen sein, die mir auf Erden schon so schwesterlich gesinnt sind, wie wir es Alle im Himmel gegen einander sein werden."

Die Marquise blickte Elia mit Verwunderung an; jetzt, da sie sie nicht fürchtete, erschien sie ihr so, wie sie war. Sie erkannte, daß es erhaben war in ihrem Alter, mit ihrer Schönheit und ihren Reichthümern, einer Welt zu entsagen, die ihr schmeichelte; ihrer Liebe und einem Kampfe zu entsagen, in dem sie gegründete Hoffnungen zu siegen haben

konnte. Dies war eine Erhabenheit der Seele, eine Selbstverleugnung, die sie tief bewegten. Eine Thräne trat in ihre Augen, als sie sie auf diese liebliche Klosterblume heftete, und sie hätte sie an ihr Herzz drücken mögen.

„Meine Tochter," sagte sie nach einer Pause, „ich bewundere Deinen Entschluß, ohne ihn zu billigen. Bevor Du einen so entscheidenden Schritt machst, mußt Du Deine Neigungen genau prüfen; und das kann man nicht in einem noch zwei Tagen. In Deinem Alter ist man veränderlich; Dein Leben beginnt erst, entscheide nicht zu schnell über Deine Zukunft. Halte Dir die Vortheile Deiner Stellung gegenwärtig, die Dich das Alter und die Erfahrung besser würdigen lehren werden, als Du es jetzt thust."

In diesem Augenblicke meldete man einen Besuch an, und die Marquise ging, ihn zu empfangen.

„Trenne Dich nicht von mir!" rief Esperanza, Elia mit ihrem Arme umschlingend, „bleiben wir vereinigt! Vermählen wir uns nach dem Wunsche der Mutter, um ruhig zu leben!"

Elia konnte nur mit Thränen antworten, und eilte auf ihr Zimmer. Dort traf sie Don Benigno, der gekommen war sie zu sehen, er sprach mit Ma=

rien, sie schienen aber nicht sehr eines Sinnes zu sein. Marie war aufgeregt, Don Benigno ruhig wie immer, schüttelte aber das Haupt zum Zeichen der Mißbilligung dessen, was Marie mit großem Aufwande von Worten und Gesticulationen ihm einschärfen wollte. Elia trat ein, sich die Thränen trocknend.

„Jesus!“ rief Marie aus, „was ist das! Was hast Du, Kind meines Herzens? Weine nicht! Es zerreißt mir das Herz! Haben sie Dich beleidigt? Haben sie Dir weh gethan?“

„Nein, nein!“ antwortete Elia, „im Gegentheil, sie gaben mir neue Beweise ihrer Liebe und Theilnahme. Ich weine Marie — indem ich mich von den Personen, die mich mit so viel Güte in meiner Verlassenheit aufnahmen, beurlaube.“

„Das ist etwas Anderes,“ sagte Marie, „das scheint mir gut, denn was die Höflichkeit anbelangt, ist es besser des Guten zu viel als zu wenig zu thun. Und wohin gehen wir?“

„Ich gehe in's Kloster,“ antwortete Elia.

„In's Kloster!“ rief Marie aus, „hast Du mit einem Male Vernunft, Gedächtniß und Willen verloren?

Solche Beständigkeit beweisest Du schwaches Geschöpf? Was wird der Prinz von der Hirtin sagen?"

„Er wird sie todt für die Welt finden, und von den Engeln dieser Erde entrückt! Marie, die Prinzen vermählen sich nur in Deinen Märchen mit den Hirtinnen."

„Aber mit Blindheit Geschlagene, hast Du nicht bedacht," sagte Marie, „daß, wenn die Señora Dir ihr ganzes Vermögen hinterließ, es in der Absicht geschah, daß es mit Dir wieder in die Familie käme?"

„Sie täuschen sich, Marie," sagte Don Benigno; „unsere verstorbene Señora, die in Frieden ruhen möge, hatte bei Hinterlassung ihres Vermögens an ihre Adoptivtochter keine andere Absicht, als die, ihr im Leben wie im Tode alles Gute, das sie konnte, zu erzeigen."

„Don Benigno hat Recht, Marie," meinte Elia; „sein richtiges Urtheil läßt sich durch Nichts zu Unterhandlungen verleiten; es blenden ihn weder Leidenschaften, noch lenken ihn Aussichten auf Vortheil, noch schüchtern ihn von weltlichem Standpunkte ausgehende Declamationen ein. Deine grauen Haare, Marie, haben nicht die Ueberspannungen des Kopfes, den sie bedecken, gemäßigt, und das

Uebermaß, mit dem Du mich liebst, verdunkelt Deinen Verstand. Es gibt nur zwei für mich mögliche Existenzen; die eine glänzend mit unaufhörlichen Kämpfen; die andere demüthig, mit unveränderlichem Frieden; die eine der eigentlichen Richtung meines Geistes entsprechend; die andere mir antipathisch; ich wähle also die, für welche ich passe. Meine Wohlthäterin verschaffte Dir eine bequeme Unabhängigkeit. Bleibe mit Don Benigno vereinigt, um ihn zu pflegen, und lebt beide in dem Hause, in welchem sie lebte, starb und das sie geheiligt hat, das keine Fremden entweihen sollen."

„Ich werde Don Benigno nicht abgehen," antwortete Marie, „er kann mit Pedro im Hause bleiben. Denn glaubst Du vielleicht, daß ich Dich ohne mich in's Kloster gehen lassen werde?"

Elia umarmte ihre Amme. Sie schloß sich gleich darauf mit Don Benigno ein, traf die Einrichtungen, welche sie schon lange beschlossen hatte, und machte folgende Anordnungen:

„Nach ihrem Tode sollte ihr Vermögen der Familie Orrea zufallen. Einstweilen sollten die Renten zu Verbesserungen, Wiedereinlösungen von Zinscapitalien, und neuen Ankäufen, die das Capital vermehren könnten, verwendet werden; der fünfte

Theil der Renten sollte zu Wohlthätigkeitswerken bestimmt werden."

Don Benigno blieb Administrator. Marie, die diese „absurden" Anordnungen mit anhörte, versuchte nicht, sie zu bekämpfen. Sie zog sich wie Achilles in ihr Zelt zurück, indem sie dachte, das Noviziatsjahr zählt viele Tage, an denen sich Vieles zutragen könne. Sie sagte sich, daß Alles, was in Carlos' Abwesenheit geschehe, die Rechnung ohne Wirth machen heiße, und warf im Voraus triumphirende Blicke auf Don Benigno, den diese weder aus seinem Schritte noch aus seinem gemessenen Gange bringen konnten.

Einige Tage nachher brachte die Marquise Elia, die in ihrem Entschlusse unerschütterlich geblieben war, in's Kloster.

„Ich übergebe Ihnen," sagte sie zur Aebtissin, „hier Ihre Tochter so rein, wie sie aus dem Kloster ging, sonst aber noch mit großen Tugenden geschmückt, die sie sich angeeignet und von welchen sie Beweise in der Welt gegeben hat."

Esperanza und Elia umarmten sich noch einmal; Elia schritt durch das Gitterthor, das sich hinter ihr schloß.

Als die Marquise durch die Vorhalle des

Klosters ging, begegnete sie Don Benigno und Marie, die das Gepäck Elia's brachten.

„Ihr kommt," sagte die Marquise zu Marie, „um Euch mit Elia in's Kloster zurückzuziehen? Das ist ein Beweis der Liebe, welcher Euch Ehre macht."

„Ja, Señora," versetzte Marie; „ich komme mit der Absicht, sie Tag und Nacht zu warnen, daß sie nicht das Gelübde ablegen möge."

„Und auch Sie sind gekommen?" fragte die Marquise Don Benigno, ohne Marien etwas zu erwiedern.

„Ja, Señora," antwortete dieser; „ich komme, ihr zu ihrem frommen Vorhaben Glück zu wünschen."

„Gehen Sie, Sie kindlich frommer Señor Don Benigno!" sagte Marie zu ihm, als sie sich von ihm trennte, „Sie haben Oel in's Feuer gegossen, damit sich dieses Lamm opfere. Sie glauben wohl, den Doctorhut verdient zu haben, daß Sie mit Ihren salomonischen Sprüchen beitrugen, diese beiden Wesen zu trennen? Das ist gottlos! Und doch sagten Sie immer, daß Sie das Mädchen so lieb hätten! So etwas will erlebt sein!"

„Marie," versetzte Don Benigno, „Sie sind kurzsichtiger als ein Maulwurf."

„Und Sie?" sagte Marie, sich brüsk umwen-

dend, „glauben Sie etwa den scharfen Blick eines Adlers zu haben?“

„Wenn ich nicht weit sehe, so sehe ich doch genau.“

„Genau so weit, als Ihre Nase reicht,“ sagte Marie.

„Ei, Marie, trennen wir uns, nachdem wir dreißig Jahre gut zusammen lebten, als Freunde!“

„Freunde? Nein, Señor; nein, ich bin es nicht von dem, der meinem Mädchen übel will, der mag sich zur Freundin die Königin von Egypten suchen; Ihre Dienerin, Don Benigno; wir bleiben in Fehde, ja, Herr, in Fehde bis zum jüngsten Tage!“

Damit trat sie eiligen Schrittes in's Kloster.

Zwölftes Capitel.

Carlos erwachte aus einem Zustande, der einem langen Traume glich. Er richtete sich in seinem Bett empor, sich auf seinen Arm stützend, und ließ seine Blicke in dem ihm unbekannten Zimmer umherschweifen. Endlich blieben sie auf einer Person, die an seinem Bett saß, haften. Er stieß plötzlich einen Schrei der Ueberraschung und Freude aus, der die Person, welche an seiner Seite saß und die aus Mangel an Erholung wie betäubt gewesen, erweckte. Diese erhob sich und drückte den entzückten Carlos an ihre Brust, der: „Bruder! Bruder!“ flüsterte.

Es war in der That Fernando, der bei der ersten Nachricht von dem, was Carlos zugestoßen war, nach Madrid flog, und sich bei dieser Gelegen-

heit, wie in Allem, als seinen Beschützer, seinen Hort und seine Zuflucht erwies, mit einem Worte als das edle Vorbild des Majoratsherrn, der mit den Gütern des Hauses, mit dem heiligen Rechte der Erstgeburt die Pflichten des Vaters erbt, und mit der Sorgfalt desselben zugleich die Sympathie des Bruders vereint.

Nach den ersten Herzensergießungen, bei Fernando eben so zärtlich als bei Carlos leidenschaftlich, erkundigte sich dieser nach dem Eindrucke, welchen dieses unglückliche Ereigniß auf seine Mutter gemacht. Aber Fernando beruhigte ihn, indem er ihm versicherte, daß es vor ihr sorgfältig geheim gehalten wurde und sie ihn aus natürlichen Veranlassungen krank glaubte. Auf die Fragen seines Bruders über Elia sagte er ihm, daß diese im Hause ihrer Mutter sei und von der Marquise mit Aufmerksamkeit und Achtung behandelt werde. Diese Worte riefen in Carlos die lebhafteste Freude hervor, indem sie die süßesten Hoffnungen in ihm erweckten.

Fernando war zu aufrichtig und gerade, um sie nicht gleich zu zerstreuen.

„Schmeichle Dir nicht, Carlos,“ sagte er also zu seinem Bruder, „noch betrachte das edle und großmüthige Benehmen Deiner Mutter als Beweis,

daß sie von ihrem vernünftigen Widerstande abstehe. Das große Vermögen, welches jetzt Elia besitzt, diese Güter, die in den Augen der Welt Unterschiede auszugleichen scheinen, diese Reichthümer, welche aufhelfen, wenn sie auch nicht erheben, sind, mein Bruder, ein neues Hinderniß für Deine Wünsche. Die Mutter würde sich verächtlich vorkommen, wenn sie der reichen Elia den Namen Tochter gäbe, den sie der armen Elia verweigert hatte. Sie würde Dich in Deinem Stande herabgesetzt glauben, wenn Du Dein Vermögen einer Frau verdanktest, die von Dir durch alle Stufen der gesellschaftlichen Leiter getrennt ist! Schwer war es, aber es wäre möglich gewesen, daß sie eine nicht ebenbürtige Schwiegertochter aus der Pfütze emporgehoben hätte; aber daß sie sie nun in einer Goldgrube aufsuche, ist unmöglich. Hast Du einen Augenblick glauben können, daß es Verhältnisse geben könnte, in welchen die Mutter es dulden würde, in die stolzen Zweige ihres Stammbaumes den Strick des Erhängten, die Ketten des Galeerensträflings verschlungen zu sehen? daß sie einwilligen würde, in ihre reinen Pergamente den unauslöschlichen Makel der Illegitimität aufzunehmen; den Schimpf der Entehrten? —

„Carlos, Du liegst noch im Fieberwahn, wenn Du das gedacht hast! Du verlangst, daß die Marquise de Val de Jara in das einwilligen soll, in was der Mann aus dem niedrigsten Stande nicht willigen würde? Uebrigens ist Elia entschlossen, in das Kloster zurückzukehren, in ihr alleiniges Vaterland, wie sie es, und mit Recht, nennt, da es das der Unschuld und Tugend ist.“

Carlos machte eine Geberde der Verzweiflung und Wuth.

„Die Mutter wird es gewesen sein, die sie dazu beredete! Sie will dieses engelgleiche Geschöpf ehrgeizigen Rücksichten opfern; aber es wird ihr nicht gelingen. Nein, nein; wenn es ein Verdienst ist, dem Willen einer wohlwollenden und gerechten Mutter nicht entgegenzuhandeln, so ist es eine Schwachheit, sich dem Despotismus einer harten und unerbittlichen zu unterwerfen, in der der Ehrgeiz jedes liebevolle und großmüthige Gefühl erstickte. Und das sind,“ setzte er mit Bitterkeit hinzu, „die Personen, welche sich als Fromme geberden und von christlichen Tugenden sprechen! die die Religion im politischen Leben wollen, sie aber im Privatleben nicht beachten!“

„Carlos!“ — sagte Fernando streng.

„Oder ist es vielleicht,“ fuhr Carlos mit Heftigkeit fort, „christliche Demuth, die zwei Herzen bricht und zwei Existenzen zerstört, nur aus Hochmuth? Ist es religiöser Sinn, der aus den Klöstern Gefängnisse macht? Nein, in durch niedrige, weltliche Interessen verhärteten Herzen kann wahre Religion nicht sein.“

„Dich anzuhören, müßte Zorn erregen,“ sagte Fernando, „wenn der Zustand des körperlichen Leidens und der moralischen Verwirrung, in dem Du Dich befindest, nicht ein sanfteres Gefühl, das des Mitleides, erweckte. Ein seltsames Recht ist gewiß das, welches sich der anmaßt, der kühn über das urtheilen will, was ihm Pflicht oder Tugend zu nennen beliebt! Eine seltsame Anforderung ist es, nicht dulden zu wollen, daß eine Person religiös sei, weil sie nicht vollkommen ist, und vollkommen in der Art, wie es irgend Jemand vorschreibt! Daß eine Person, weil sie religiös ist, jedes Recht auf Toleranz verlieren soll, ist eine abscheuliche Ungereimtheit. Ist es vielleicht eine religiöse Tugend an einer Mutter, sich gleich von den ersten verliebten Anwandlungen ihres Sohnes verleiten zu lassen, über sein Schicksal zu entscheiden, und auf eine Weise, daß er es vielleicht sein ganzes Leben hindurch bereut? Bedenke, Carlos,

ob die Mutter recht handeln würde, wenn sie eine Verbindung duldete, die heute wohl Deine Glaubensgenossen, die Apostel der Gleichheit, billigen mögen, trotz dem aber morgen die Ersten sein würden, auf Deine Frau mit Verachtung herabzusehen. Denn, Carlos, die Theorien, obwohl angenommen und genehmigt, sind in Betreff des Bestehenden, Festgesetzten und durch Jahrhunderte Sanctionirten, was das Papiergeld in Beziehung zum Gelde ist; das Eine bildet ein Federzug, das Andere ging aus den Eingeweiden der Erde hervor. Was aber von allen Seiten betrachtet hart, streng und ungerecht ist, ist das Urtheil, welches Du Dir über Deine Mutter zu fällen erlaubst. Wie! jener feste und stolze Wille einer beleidigten Mutter, den ein armer Capuziner wie ein Rohr beugte, jene so zärtliche Versöhnung an dem Todtenbette mit einer Schwester, die Schuld an allem ihrem Kummer war, und ihre Kinder wegen einer Fremden enterbt; diese Aufnahme und Beschützung, die sie derjenigen, die, wenn auch unschuldig, ihr Leben verbitterte und die Ehre ihres Hauses bedroht, so großmüthig versprach und so edel gewährte, dieses Leben, das ein Muster von Strenge und Tugend ist, dies Alles, Carlos, das die Welt bewundert und die Gesellschaft ehrt,

erkennt ihr eigener Sohn nicht. Dies Alles wird verkannt, nur weil sie als kluge Mutter sich dem widersetzt, was die ganze Welt als strenger Richter verwirft und verdammt! Du sagst, Bruder, der Stolz verblendet. Oh! wie viel mehr verblenden andere Leidenschaften!"

„Ja!" antwortete Carlos mit Bitterkeit, „der großmüthig versprochene Schutz, und die edle Art ihn zu gewähren, der darin besteht, ein schüchternes und willfähriges Geschöpf zu überreden, sich in ein Kloster einzusperren, ist ein Muster in seiner jesuitischen und heuchlerischen Art. Aber Du vertheidigst das Alles wunderbar! Einer andern heiligen Monica darf ein anderer heiliger Augustin nicht fehlen."

„Noch," sagte Fernando, ohne sich zu erzürnen, „wird einem unklugen Bruder, der undankbar ist, ein vernünftiger Bruder, der ihm verzeiht, fehlen."

„Verzeihung, Bruder!" rief Carlos aus, sich an seinen Hals werfend, „mein Blut ist manchmal so aufbrausend und versauert, daß ich daran zweifeln möchte, daß es durch mein Herz strömt. Aber glaube mir, Fernando, daß, wenn jenes auch nicht durch die Berührung mit diesem beruhigt wird, es dieses doch auch nicht verbittert."

„Das glaube ich," versetzte Fernando. „Uebrigens täuschest Du dich, wenn Du glaubst, daß die Mutter auf Elia's Entscheidung einen Einfluß nahm: im Gegentheil, ich kann Dir versichern, sie hat ihr dringend gerathen, die Ausführung ihres Vorsatzes zu verschieben. Die Mutter ist zu offen und stolz, um sich indirecter oder arglistiger Mittel zu bedienen, um ihren Zweck zu erreichen; sie vertraut nur auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und die Macht ihres Willens. Wenn sie in ihrem Innern Elia's Entschluß billigt, so geschieht dies mehr aus Gründen der Vernunft als aus religiöser Neigung. Sie fühlt, daß die Stellung Elia's in der Welt, die ihr schmeichelt und sie verachtet, die sie sucht und zurückstößt, die ihr entgegenlächelt und sie verwundet, die sie liebkost und demüthigt, eine falsche Stellung ist, in der diese so sanfte Seele immer unglücklich sein wird. Zu demüthig, um sich über die Meinung hinwegzusetzen; zu schüchtern, um ihr die Stirne zu bieten, aber zu zartfühlend, um sich nicht von ihr gekränkt zu finden; zu bescheiden, um sich mit den Vorspiegelungen der Eitelkeit und dem Flitter des Goldes zu berauschen, besitzt sie recht eigentlich die Eigenschaften, welche sie hindern würden, die Vortheile ihrer Stellung zu genießen, und die sie nur

für alle Nachtheile derselben empfindlich machen würden."

„Aber glaubst Du vielleicht, Fernando," sagte Carlos, „daß ich es vertragen könnte, sie zu verlieren? Macht Ihr die Rechnung, ohne an mich zu denken? Ich werde nicht einwilligen, daß wir geopfert werden: was bleibt mir im Leben ohne sie?"

„Das Vergessen!" antwortete Fernando.

„Das Vergessen, Fernando! — Spottest Du, oder soll es eine Beleidigung für mich sein?

Was sagst Du? — Das Vergessen?"

„Ja, Bruder, ja! aber ich meine nicht das Vergessen, welches das Bild der Sachen verlöscht, sondern das, welches ihre Eindrücke schwächt; unsere Seele schämt sich des Vergessens, während es seinem unabwendbaren Einflusse nachgibt. Gott hat aus dem Vergessen eine moralische Nothwendigkeit unserer Existenz gemacht, wie aus dem Athemholen eine physische Nothwendigkeit; und so athmet von einer unabwendbaren Kraft getrieben unsere Seele das Vergessen ein wie unsere Brust die Luft."

„Würdige Worte des kalten Sohnes einer eisigen Mutter!" rief Carlos aus.

„Carlos," fuhr Fernando fort, „das Feuer der Leidenschaften, die Thränen nähren es, die Klagen

schüren es an. Nur ein Mittel gibt es, um seinen Verheerungen zu entgehen; das ist, es zu ersticken."

„Unmöglich!" rief Carlos aus.

„Du täuschest Dich," versetzte Fernando; „es ist möglich — und ich kann," fuhr er mit tiefbewegter Stimme fort, „es Dir mit Thaten beweisen."

Als Carlos den schmerzlichen Ton, mit dem sein Bruder diese Worte aussprach, hörte, wandte er sich überrascht um und blickte ihn forschend an. Fernando starrte mit jenem vagen Blicke vor sich hin, der ohne Interesse auf dem Ersten, was sich ihm darbietet, wie auf einem Zielpunkte haftet; sein schönes Antlitz war bleich, aber ruhig. Nur in dem Zusammenziehen seiner schwarzen Augenbrauen, und einer kaum merklichen Bewegung seines dunklen Knebelbartes zeigten sich an ihm Anwandlungen des Schmerzes, wie einem weißen Papier die Tinte den Ausdruck eines bittern Leides aufprägt.

„Fernando! Fernando!" sagte Carlos. „O! — ich verstehe! Schon als Kind liebtest Du sie. O pfui über das egoistische Herz, das liebt und die verschwiegenen und verborgenen Schmerzen eines Bruders mit ansieht, ohne sie zu bemerken! Ja, Fernando, Du liebst sie! Du liebst Clara!"

„Sprich ihren Namen," antwortete Fernando,

„nur wie den Deiner Schwester aus, wenn Du mein Leiden nicht seiner Reinheit und Keuschheit berauben willst. Mein Geheimniß diene Dir zum Beweis, daß alles Gute möglich ist, und kehre in sein Grab zurück, das mein Herz ist."

„Du bist ein Held, Fernando!" rief Carlos aus.

„Nein," antwortete Fernando, „aber ich bin ein Ehrenmann.

Doch," fügte Fernando hinzu, als er die wachsende Bewegung und Unruhe seines Bruders bemerkte, „dieses Gespräch hat sich schon zu lang ausgedehnt, es ist nothwendig, daß Du Dich erholst und beruhigst. Nichts drängt in den zukünftigen Ereignissen; nur Deine vollkommene Herstellung ist dringend."

In kurzer Zeit konnte Carlos das Bett verlassen. Dann theilte ihm Fernando mit, daß die Mutter und die Verwandten des Officiers, seines Gegners, der, obwohl er noch nicht gestorben war, noch immer in der größten Gefahr schwebte, da die Amputation seines Armes nothwendig gewesen, diese Angelegenheit mit der größten Thätigkeit verfolgten, und einstimmige Erklärungen zusammengebracht hatten, die bewiesen, daß Carlos der Herausforderer war.

Der König war wüthend und hatte versprochen, den Anstifter des Duells zu bestrafen.

Es blieb Carlos für den Augenblick keine andere Alternative als entweder auf eine Festung zu kommen oder auszuwandern; er konnte sich vernünftigerweise nicht sträuben, das Letztere zu thun, um so mehr als er voraussetzte, daß, wenn er einmal in der Festung wäre, seine Mutter dahin wirken würde, daß er nicht eher aus diesem andern Kloster herauskäme, bis nicht Elia in dem ihrigen ihr Gelübde abgelegt hätte. So reiste er mit Thränen der Verzweiflung und Wuth ab, auf das Versprechen, das ihm sein Bruder machte, vertrauend, alle Mittel, die in dessen Macht standen, anzuwenden, um seine Rückkehr in kürzester Zeit zu bewerkstelligen. Er vertraute und mit Recht auf das Wort seines Bruders, wie auf das Evangelium. So übergab er auch seiner Sorge ein Schreiben an Elia, in dem er ihr sagte, daß, da er sich durch Dienstangelegenheiten genöthigt sehe, sich auf ein paar Monate zu entfernen, er ihrem Aufenthalte im Kloster sich nicht widersetze, wo sie ruhig seine Rückkehr abwarten könne. In dem ganzen Schreiben herrschte der Ausdruck der tiefsten und leidenschaftlichsten Liebe, er beschwor sie unzählige Male, die Versprechungen nicht zu vergessen, die sie ihm gemacht, die er in Kurzem geltend zu machen kommen würde, und die

ihm ein Recht gäben, sie selbst noch vom Fuße des Altares wegzureißen, damit sie sie ihm erfülle.

Einige Tage darauf langte dieses Schreiben im Kloster an, dieser Verschanzung kalter und egoistischer Seelen, wie der Philosoph Narciso sagte, und Carlos langte in England an, dem Schwanenneste, wie es Shakespeare nannte; scheint es Dir aber nicht, geliebter Leser, daß wir der Gerechtigkeit zu Ehren gut thäten, diese Beinamen umzutauschen?

Dreizehntes Capitel.

Der Marquise war Carlos' Duell nicht unbekannt geblieben, obwohl sie sich stellte, nichts davon zu wissen. Es betrübte sie tief; trotzdem antwortete sie einem Freunde, der es ihr mitgetheilt hatte:

„Wenn Alle thäten, was er gethan hat, wenn sie ihre Mutter beschimpfen hören, würden die Lästerer ihre bösen Zungen im Zaume halten.“

Während aber Fernando in Madrid sich abmühte, die Begnadigung seines Bruders zu erlangen, erreichte es seine Mutter durch ihre Freunde und Verwandten, daß sie verzögert ward. Sie wünschte, daß Carlos nicht eher zurückkehre, als bis Elia ihr Gelübde abgelegt, aus keinem andern Grunde, als dem, um tollen Streichen zuvorzukommen, die ihrem ernsten und festen Charakter in hohem Grade widerstrebend waren. So kam es also, daß die Bemü-

hungen Fernando's fruchtlos blieben, da sie durch einen Minister, der der Mutter geneigt war, paralysirt wurden; er konnte seinen Bruder nur mit der Hoffnung trösten, die man ihm bei jedem neuen Ansuchen gab. Diese Verzögerungen brachten Carlos zur Verzweiflung, der mit seiner ausschließlich spanischen Anhänglichkeit an sein Vaterland und an seine Liebe seine Verbannung verwünschte. Alle Herrlichkeiten Londons zogen an seinen Augen wie chinesische Schattenbilder vorüber, ohne weder sein Herz noch seinen Geist zu interessiren. In den Reunionen der hohen Gesellschaft, in denen er sich eben so, oder noch mehr, als ein alter, reicher Lord langweilte, prallten an dem schmucken Spanier, wie das Wasser an dem Wachstuche, die feurigen oder schmachtenden Blicke der Engländerinnen ab, die, indem sie die Töchter der Seine nachahmten, sie noch an Coketterie übertrafen.

Er wurde schwermüthig unter jenem aschgrauen Himmel, der zuerst von dem heimischen Uebel, dem Spleen, befallen worden zu sein scheint; in jenem kalten, dichten Nebel, in den die Stadt wie in ein Leichentuch gehüllt ist, und der über Euern Häuptern eine Nacht ohne Sterne, und um Euch eine Nacht ohne Ruhe ist. Ueber dem Schnee, der glatt

und kalt wie Marmor war, erhoben sich die dunkeln und blätterlosen Bäume wie Gerippe, die ihre Arme gen Himmel strecken, um ein Grab flehend.

Für ihn nahmen die Tage kein Ende und waren die Nächte ewig lang. Und obgleich ihm die Uhr der Zeit still zu stehen schien, schwanden die Monate ohne Rast einer nach dem andern hin. Der Winter ließ seine letzten Stürme zur Zeit des Aequinoctiums los, als er den Frühling mit seinen freundlichen Tagen über seine düstern Nächte triumphiren sah. Obwohl blaß und matt, erschien die Sonne wie eine Genesende. Die Erde deckte sich mit einem sammtweichen Rasen, wie mit einem frischen Frühlingskleide; das Land zeigte sich in seinem ganzen Schmucke, verschwendete all' sein Lächeln und bot alle seine Reize auf in jenen ländlichen Plätzen, die so anmuthig und romantisch wie Idyllen sind. Aber nichts sprach zu dem Herzen des Verbannten — in dem nur Erinnerungen und Hoffnungen Platz fanden.

Seine Lage ward ihm vollends unerträglich, als er ausrechnete, daß Elia nur mehr zwei Noviziatsmonate blieben. Er wartete noch den letzten Termin ab, den ihm sein Bruder bezeichnet hatte; aber als dieser kam, und er sah, daß dieser neue

Termin wie die vorigen das fernere Glied einer Kette war, die man schmiedete, um ihn zurückzuhalten, stieg sein Unwille auf's Höchste und, ohne länger abzuwarten oder sich um die Folgen zu kümmern, begehrte er seinen Paß, und schiffte sich auf gut Glück ein.

Wie schlug sein Herz vor inniger Freude, als er am Horizont die Umrisse von Spanien sich abzeichnen und die Küsten seines Vaterlandes sich ihm entgegenwogen sah, wie den Busen einer Amme. Das reine Azur des Himmels und das glänzende Azur des Meeres schienen sich wie eine Muschel von Türkis halb zu öffnen, um in ihrem Schoß das weiße Cadix wie eine Perle zu zeigen. An dessen linker Seite sah er die Stadt San Lucar, die wie die Urne erschien, auf die sich der Betis stützte, mit seiner Krone von Binsen, seinem Barte von Silberschaum und seinem Hauche von Pomeranzenblüthen. Er sah Rota, den Hafen von Santa Maria, Puerto Real, die Insel San Fernando, wie Höflinge im Gefolge des Frühlings Cadix umgebend; Medina, das sie auf der Höhe erbauten wie ein Nest aus Alabaster. Er sah in der Bucht jenen beweglichen Wald von Mastbäumen, diese Bäume, abgebrannte Sclaven von der Sonne der Tropenländer, abgehärtet

von dem Schnee der Pole, die den Namen ihres Vaterlandes mit ihren farbigen Zungen fröhlich künden, ihre Segel einziehen wie die Vögel, die ihre Flügel ruhen lassen, auf ihre Anker vertrauend wie der Handel auf die Rechtlichkeit. Er heftete einen dankbaren Blick auf den Leuchtthurm von San Sebastian, den Cadix von sich entfernt und auf Felsen inmitten des Meeres erbaut hat, damit das Geräusch der Stadt ihn nicht zerstreuen könne, und das der Wellen ihn an seine heilige Mission erinnere; ein Cyklop aus Granit, eine Schildwache, unerschütterlich wie das Vertrauen, wachsam wie die Eifersucht, während das Meer seine Füße mit seinen Wellen peitscht und seine Stirn mit deren Schaum bespritzt; ein seinen Platz nie verlassender Ausgucker; eine christliche Vestalin, diese kleine Flamme nährend, die so viel Helle verbreitet! Heilige Flamme, mit der das Erbarmen in die treulose Dunkelheit das Wort Acht hinausruft! Feuriger Finger, mit dem die Menschlichkeit die Gefahr anzeigt, die die Nacht verbirgt; guter Rath, den aus der Entfernung durch Finsterniß und Unwetter der Bruder dem Bruder sendet; thatkräftige Sympathie, die den in der Gefahr Vereinsamten mit den in Sicherheit Ausruhenden in Verbindung setzt; Hochsaal des Erbarmens

welchen die Engel Gott mit dem Finger zeigen, um ihm zu beweisen, daß die Menschen sich seines heiligen Evangeliums erinnern!

Carlos überblickte dieses Ganze, so großartig, so weitumfassend und so ausgedehnt, das trotzdem zusammengedrängt und deutlich durch die Reinheit der Luft erschien, die verhinderte, daß die Gegenstände in der Entfernung sich vermengten. Ueber diesem großartigen Bilde wölbte sich der andalusische Himmel, der den Reiz eines Lächelns hat, den Zauber eines Liebesblickes, die Poesie des Unendlichen, dessen Magie ein Magnetismus der Seele ist; dieser so reine Himmel, der sich nur mit weißen Wölkchen, wie Schneeflocken, trübt, die ohne Richtung herumschweifen wie der Blick eines Neugebornen, und in der Nacht sich mit seinen Sternen schmückt, wie ein gefallsüchtiges Weib mit seinen Brillanten; dieser Himmel, immer heiter, immer friedlich wie die Tugend, der sich nur dann mit Wolken deckt, wenn die ausgetrocknete Erde ihm zuruft: ich habe Durst!

Kaum war Carlos in Cadix gelandet, und hatte einige seiner reinlichen und geraden Gassen, die gutgearteten Kindern gleichen, durcheilt, als er sich nach Puerto einschiffte in einer Feluke, die mit ihrer halb anmaßenden, halb frommen Aufschrift:

„Segle unter Gottes Schutz;
Meiner Werke Sohn bin Allen ich zum Trutz!“

ihn zur Fahrt einlud.

Diese entfaltete ihr großes dreieckiges Segel, das von dem Wehen der Brise anschwoll, wie das Herz dessen, der zu seinem heimatlichen Heerde zurückkehrt, vor Fröhlichkeit anschwillt, und begann leicht durch die Wellen hinzugleiten, die überrascht an ihren Seiten murmelten, wie eigenwillige Wesen, deren Willen man bricht.

Als sie an dem Felsenriff vorüber waren, das sich an der Mündung des Flusses Guadalete bebefindet, an dessen Ufer sich Puerto de Santa Maria ausbreitet, nahm der Schiffer seinen Hut ab, und sprach laut ein Vaterunser für die Seelen der Vielen, die an dieser gefahrvollen Klippe zu Grunde gegangen; heiliges Gebet, liebevolle Erinnerung dessen, der sich rettete, an den, der unterlag, das die aus Menschlichkeit ehren sollten, die es aus Andacht nicht ehren! Aber diese liebevolle, fromme und bedeutsame Sitte ist abgeschafft worden, da ruchloser Spott den Einen als Dolch, den Andern zum Schreckbilde diente. In solcher Weise erwiesen die Gottlosen der Aufklärung den großen Dienst, das Gebet im Munde der gewöhnlichen Menschen verstummen zu

machen. Die Höherbegabten, die der Spott weder verwundet noch einschüchtert, verstummten ebenfalls, da sie fürchteten, durch das Bezeigen ihrer Gläubigkeit die Ausbrüche von Gottlosigkeiten und Ketzereien nur noch mehr anzufachen, welche mehr Schaden machen würden, als ihr gutes Beispiel Nutzen bringen könnte (denn gutes Beispiel ist die Hilfe, die moralische Gabe, die der an Verständniß Reiche dem Armen zu geben verpflichtet ist). Ja die unerhörte und herausfordernde Keckheit der Gotteslästerer ist so groß in diesem Kampfe, daß die Gläubigen ein Schweigen als eine Concession, einen Waffenstillstand wie eine Gnade betrachten.

Carlos langte in Puerto Santa Maria an, das, obgleich es eine wenig bevölkerte Stadt mit unfruchtbaren Umgebungen ist, doch Mittel findet, fröhlich und hübsch auszusehen; er legte in kurzer Zeit in einer leichten Calesche die drei langen und eintönigen Meilen zurück, die dieses Puerto von San Lucar trennen, das reich an Früchten wie Pomona dem durstigen Reisenden seine auserlesenen Oliven und die frischen und mannigfaltigen Wasser seiner Quellen darbietet. Dort wo das Meer gierig die süßen Wasser des Guadalquivir einsaugt, bestieg er das Dampfschiff; dieses flog gen Sevilla, als wenn

es gewußt hätte, daß es einen Liebenden an der Seite derjenigen, die er liebte, abzusetzen habe. Die Ufer des Flusses zeigten sich anfangs Carlos eintönig, einsam, traurig wie ein langes Leben, das an sein Ende kommt, bis sie dann in dem Grade, als sie sich Sevilla nähern, freundlicher werden, sich mit Obstgärten und Pomeranzenbäumen bekleiden, denn Sevilla ist des Flusses Geliebte und die Vertrauten seiner Liebe waren die alten Dichter und sind es die modernen, da die Liebe keine Geheimnisse hat vor der Poesie, noch die Poesie vor der Liebe; wie die Seele und das Herz keine haben. Er kam des Nachts an. Der Mond erleuchtete mit seinem reinen Lichte die Natur, eingehüllt in ihr süßes far niente durch den Gesang der Nachtigallen, der eine unbeschreibliche Rührung hervorruft, welche die Augen mit Thränen füllt; durch den Klang der Guitarren, die Gedanken der Liebe verbreiten, und durch den würzigen Zephyr, der ihr Kühlung zuweht wie einer Huri ihr Fächer aus wohlriechenden Federn.

Carlos wollte nicht gleich in die schlafende Stadt eintreten, und verweilte noch einige Zeit, in jenen Baumgassen der Spazierplätze hin und wieder wandelnd, zwischen deren Zweigen noch manches Licht der

Lampen glänzte, die, versteckt wie sie unter dem Blätterwerk waren, Strahlen glichen, die die Sonne vergessen hatte. Man muß in Sevilla sein Vaterland und seine Liebe haben, um vom Glücke der Heimkehr berauscht und entzückt zu sein, wie Carlos es war — er des sich mit der Abwesenheit so theuer erkauft hatte, — und um, wie er, sich an der bezaubernden Harmonie zu ergötzen, die zwischen der Liebe, dem Frühlinge, dem Gesange, der Einsamkeit und dem Monde ist — dem Gestirn, das — wie das Herz, das liebt, — zwischen Himmel und Erde schwebt.

Vierzehntes Capitel.

Es schlug sieben Uhr, als der junge Mann an der Pforte des Nonnenklosters von der Mutter Gottes anklopfte.

„Ich werde die Mutter Pförtnerin rufen,“ sagte eine ihm wohlbekannte Stimme.

„Kennst Du mich nicht, Marie?“

Ein lebhafter Schrei der Freude ertönte hinter der Pforte, und man hörte zu gleicher Zeit eilige Schritte sich entfernen und folgende Worte:

„Ich wußte es! Ich wußte, daß er kommen würde! Nicht einen Augenblick zweifelte ich daran! Ich weiß, was lieben ist!“

Dann kam die Mutter Pförtnerin, die, nachdem Carlos sich als den Sohn der Marquise von Val de Jara zu erkennen gegeben hatte, ihm den Schlüssel gab, um in das Sprachzimmer sich zu begeben.

Carlos trat in ein geräumiges, ziemlich breites Zimmer; links von der Thür, im Hintergrunde, befand sich ein großes und starkes Doppel-Gitter, hinter welchem sich ein großer, schwarzer Vorhang entfaltete; über diesem Gitter las man folgende Inschrift:

NOSTRA CONVERSATIO IN COELIS EST.

Von der entgegengesetzten Seite ergoß ein kleines, offenes Gitterfenster nahe am Dache über den ganzen Umkreis mit vollkommener Gleichmäßigkeit ein ernstes, bleiches Licht, dessen Reflex auf dem schwarzen Vorhange erlosch. An der Wand, gegenüber der Thür, hing ein Bild von großem Umfange, das die heilige Cäcilie vorstellte, wie sie an ihrem Hochzeitsfeste den Lockungen der Liebe entsagte, ihren Gatten zu dem Spiritualismus ihres erhabenen Glaubens bekehrend und das Ehebett mit dem Altar vertauschend, der von Engeln mit weißen Rosen bekränzt wurde.

Einige Rohrstühle mit hohen Lehnen und vergoldeten Leisten standen an den Wänden des Sprechsaales, die kalt und weiß wie der Schnee waren.

Als Carlos diesen düstern, stillen Raum betrat, war es ihm, als legte eine kalte Hand sich auf sein Herz und hemmte dessen Schläge. Es er-

ging ihm, wie einem lebhaften, glänzenden Vogel der Tropenländer, den sein Geschick auf die Zweige der Fichten Lapplands versetzt hat, deren Blätter Eisnadeln sind, — Schauer durchrieselt ihn, seine Flügel sinken und seine Kehle schnürt sich zusammen.

Carlos warf sich auf einen Stuhl.

Plötzlich theilte sich rasch der Vorhang. Ein großes und helles Gemach zeigte sich den geblendeten Blicken des jungen Mannes. In der Mitte des Zimmers stand Elia aufrecht. Carlos vermochte nicht zu sprechen und streckte ihr nur die Arme entgegen.

„Oh, Carlos!“ sagte diese mit dem Ausdrucke der reinsten Heiterkeit und liebevoller Befriedigung, „welche Freude machst Du mir, indem Du zu dem feierlichen und glücklichen Tage kommst, an welchem ich mein Gelübde ablegen werde! Nur Du fehltest mir von den Personen, die mich lieben und die ich liebe!“

Carlos heftete seine Blicke auf Elia, wie die Aufmerksamkeit sich auf ein Räthsel heftet, das sie errathen will.

Man konnte sich nichts Schöneres denken, als diese bezaubernde Erscheinung, umflossen von einem Strahlenkranze des Lichtes. Ihre Augen glänzten

heiter, ihre liebende und reine Seele spiegelnd; ihre schwarzen Augenbrauen zeichneten sich in edeln Umrissen auf ihrer sanft gewölbten Stirn. Der Kopfputz begrenzte in grader Linie diese Stirn, und umschloß das vollkommene Oval ihres Gesichtes. Ihr weißes Kleid, das in weiten Falten bis zum Boden niedersank, der Schleier, der von ihrem Haupte bis zu ihren Füßen herabwallte, gaben dieser jugendlichen Gestalt eine sanfte und ernste Würde, so daß man sich bei ihrem Anblicke in gleichem Grade von Ehrfurcht wie von Bewunderung ergriffen fühlte. In diesem Augenblicke schien es Carlos, als welkten seine Hoffnungen wie der Erde entrissene und auf dem Altare einer Heiligen niedergelegte Blumen; aber diesen schmerzlichen Eindruck überwindend sagte er:

„Ich komme nicht, um der Ablegung Deines Gelübdes beizuwohnen, sondern um zu verhindern, daß Du es machst; ich komme, meine Versprechungen zu erfüllen, und die in Anspruch zu nehmen, welche Du mir machtest. Hast Du sie vielleicht vergessen? Hast Du die Erinnerung an die Vergangenheit verloren?"

„Jede Erinnerung ist, seit ich im Kloster bin, aus meinem Herzen entschwunden, in dem Maße,

als meine Dankbarkeit sich steigerte, die es ganz erfüllt."

„Und Du wagst es zu sagen!" rief Carlos aus, „Du wagst es, mit derselben Hand, die Almosen austheilt, die die Thränen der Leidenden trocknet, die die Altäre mit Blumen schmückt, den Dolch in das Herz des Mannes zu stoßen, der Dich liebt, der seit der Kindheit Dein Gefährte war und den Deine Mutter Sohn nannte!"

„Ich wage es," versetzte Elia, „sie ihm zu reichen, um ihn von einem Irrwege abzulenken und auf den Weg, den er verfolgen soll, zu führen."

„Das sind die Ansichten, die man Dir eingeprägt hat! — Damit aber haben sie nur erreicht, Dich auf die Bahn des Opfers, — mich auf die der Verzweiflung zu schleppen. — Elia — möchtest Du das Glück des Mannes, der Dich allein liebt und sich Deinen Gefährten nennt, zerstören? — Könntest Du, so sanft, so gut, — undankbar und grausam sein? — Wärest Du, so jung, so schön — unsinnig genug, den Genüssen des Lebens zu entsagen, in einem Vorhaben beharrend, das Alle tadeln sollen?"

„Und wer kann mir einen Vorwurf machen," antwortete Elia, „daß ich mich von einer Welt

trenne, die ein Jeder ihrer Bewohner verflucht? Finde mir einen Einzigen, der mit seinem Loose zufrieden wäre; finde mir einen Einzigen, der sagen kann: „Die Welt hat mir ein beständiges Glück geschenkt; eine ungetrübte Ruhe; ich habe in ihr ein reines Gewissen selbst frei von Groll bewahrt; kein Wort, kein Lächeln, kein Blick konnte mich je verwunden, ich lebte ohne Befürchtungen, und ohne Hoffnungen; oder vielmehr ich sah die erstern sich realisiren und die letztern sich enttäuschen, ohne darunter zu leiden oder entmuthigt zu werden; ich begegnete keinem Undankbaren und Böswilligen, oder doch kränkten sie nicht mein Herz." — Finde mir, Carlos, Einen in der Welt, der sagen kann: „Ich sah die Jugend entfliehen ohne Bedauern und das Alter ohne Widerwillen anrücken;" finde mir einen Einzigen und das soll mir als stichhaltige Widerlegung gelten, als ein praktisch bewährtes Lob der Welt, das mich überzeugen, als ein Beweis, der über mich triumphiren wird. — Carlos! ich warf nur einen flüchtigen Blick auf die Welt! — aber er war lichtbringend, und dessen Zurückprallen empfand ich im Herzen! Die Klugheit würde mir — wenn Gottes Finger mir fehlte, — die Bahn vorzeichnen, der ich zu folgen habe; sie ist mir sanft

und lieb, und ich werde mich nicht von ihr trennen. — Ja, Carlos, meine Tage werden in Gebet und Ruhe dahingleiten jenen Tropfen gleich und eben so süß, welche von der Honigwabe herabträufeln."

„Elia," antwortete Carlos, „Du stehst unter dem Einflusse einer religiösen Ueberspannung, die in diesem Augenblicke Deinen Blick umflort, wie eine Weihrauchwolke, die Dich Dein Herz verkennen macht, Dich über Deine Zukunft verblendet und Deine Gefühle erstickt. Aber ich werde nie einwilligen, fuhr er mit lebhafter Aufregung fort, daß Du über Dein Geschick mit tyrannischer Willkür verfügst und Deine Zukunft begräbst; mir hast Du Treue versprochen, mir hast Du anzugehören geschworen; an mich bist Du gebunden, seit dem Tage, wo Du mit dem Ringe der Braut ihre Rechte und Pflichten auf Dich nahmst, Du kannst nicht über Dein Schicksal verfügen, das mir gehört. Ich werde meine Rechte geltend zu machen wissen!"

„Wo sind sie, was sind das für Rechte?" rief Elia im Tone des Vorwurfes aus. „Bin ich die, welche ich war? Stehen nicht zwischen uns die Welt, die Meinung, der mütterliche Wille? Wage es, mich von den Stufen des Altares zu reißen; wage es, zu mir zu sagen: „Ich beraube Dich einer ruhigen

und beständigen Zufriedenheit, und biete Dir dafür das flüchtige Glück der weltlichen Liebe;" — wage es, mich von meiner Ueberzeugung zu trennen, mit der Grausamkeit, mit der man ein Kind dem Schoße seiner Mutter entreißt. Nein, nein! Gib jede Hoffnung auf; wir sind im Leben so von einander geschieden, wie die Sonne, die sich mit Glanz und Geräusch umgibt, und der Mond, der die Stille und die Nacht aufsucht. Folge Deiner Bestimmung wie ein lebhafter, rascher Strom, und suche nicht, mit Dir das schwache Blümlein fortzureißen, das Du bei Deinem Laufe am Uferrande fandest, und das sich mit diesem Strome nicht vereinigen könnte, ohne in ihm zu Grunde zu gehen. So bist Du es, Carlos, der blind ist; erblindet durch eine Leidenschaft, ja diese machen blind, und nicht der Weihrauch, wie Du sagtest, der nur unsere Blicke noch mehr gen Himmel erhebt, zu welchem er emporsteigt!"

„Und warum sagst Du," rief Carlos aus, „daß meine Leidenschaft blind sei, Elia?"

„Weil Alles, Carlos, was der Meinung trotzen und die bestehende Ordnung umstürzen will, blinde Leidenschaft ist; und diese taugt nicht zum Lenken, sondern soll gelenkt werden."

„Wie ruhig, wie heiter, wie kalt Du bist!“ sagte Carlos mit Erbitterung.

„Weil ich gebetet habe, Carlos.“

„Du hast mich nie geliebt!“ rief Carlos aus, auf einen Stuhl sinkend und sein in Thränen gebadetes Antlitz mit beiden Händen verhüllend.

„O ja! ich habe Dich geliebt und liebe Dich!“ versetzte Elia mit sanfter und süßer Stimme. „Aber in dieser innigen und unendlichen Liebe, die ich für Dich hege, gibt es weder Anwesenheit noch Abwesenheit; keine Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft; die Zeit geht an ihr vorüber wie an der Ewigkeit, ohne sie zu verändern. Es ist eine Liebe, die das Herz nicht von Gott abzieht, sondern es noch mehr mit Ihm, diesem Quell und Ziel der vollkommenen Liebe, identificirt. Es ist eine Liebe, die keine Undankbarkeit fürchtet, da sie ohne Erwiederung zu verlangen gegeben wird; es ist eine unveränderliche Liebe, die sich in das Gebet mischt und mit ihm uns zum Himmel erhebt. Es ist eine Liebe, die in der irdischen Nacht wie ein Stern aus andern Regionen glänzt, den man wie diese liebt, ohne sie erfassen zu wollen, da wir zu ihnen emporsteigen werden.“

„Aber diese Liebe,“ sagte Carlos trostlos, „diese

Liebe, welche hier die trennt, die sich lieben, gewährt nicht das Glück, Elia!"

„Und was nennst Du Glück, Carlos?" frug Elia. „Wenn es in dem Frieden liegt, welchen die Abwesenheit aller Leidenschaften, die Ruhe des Gewissens verleiht; wenn es in der sanften Heiterkeit liegt, deren man sich erfreut, wenn die Vergangenheit keine nagenden Vorwürfe birgt, noch die Zukunft quälende Besorgnisse, wenn es sich in einem Leben findet, wo der Schlaf ruhig und das Erwachen heiter ist, wenn es darin liegt, den Tod zu erwarten, ohne ihn zu wünschen noch zu fürchten, — wenn in Dem das wahre, ungetrübte Glück besteht, — so habe ich es verstanden, Carlos, und zu dem meinen gemacht."

Carlos ließ tief bewegt, mit zerrissenem Herzen und gehobener Seele sein Haupt auf die Rücklehne seines Sessels sinken, sich die Augen mit den Händen verhüllend, während zwischen seinen Fingern schwere Thränen herabrollten und seine Brust tiefe Seufzer hoben.

„Carlos," fuhr Elia bewegt und im bittenden Tone fort — „betrübe mich nicht durch Deinen Schmerz! Habe mich lieb genug, um nicht mein ruhiges Glück stören zu wollen, sei stark und großmüthig, um Dich mit mir zu jener Höhe emporzu-

schwingen, von welcher herab ich die Interessen und Leidenschaften der Erde betrachte, diese Höhe, Carlos — ich habe es nur zu wohl in der Welt erfahren — erreichen nicht das Talent, das Wissen, das Genie; der Glaube erreicht sie, jener göttliche Glaube, der das breiteste Meer ausfüllt und im einfachsten Herzen Raum findet. Don Narciso erreichte sie nicht und Don Benigno hat sie erreicht. Auf dieser Höhe, Carlos, erscheint das Leben so kurz, so armselig! Es ist ein Nichts gegen die Ewigkeit und doch kann es viele Thränen in sich schließen und viele Gewissensbisse bereiten. Nur auf dieser Höhe fühlt die sich von Schmach frei, die sie von ihren Eltern ererbte, wie die Kinder Adams von dem Fluche, den er verdiente. Hier sieht sie sich davon befreit, wie der Schmetterling, der in die Lüfte emporfliegt, von der einengenden Puppe, aus der die Larve sich entwickelte. Auf dieser Höhe, mein Bruder, ist man der Erde mehr entrückt; aber dem Himmel näher, dem Himmel," — wiederholte sie, die Augen und Arme zu ihm erhebend, mit einer sanften und heiligen Begeisterung.

„Dort — wo alle liebende Herzen sich in der himmlischen und vollkommenen Liebe vereinigen werden, welche die Seligkeit ist."

Elia erschien Carlos in ihrer Begeisterung, die Augen voll frommer Thränen, göttlich, wie eine Erscheinung aus den höhern Regionen herabgestiegen, zu denen sie sich gleich wieder emporschwingen sollte.

Ergriffen, bezaubert, hingerissen von einem mächtigen sich ihm mittheilenden Antriebe warf sich Carlos vor ihr nieder, sein gesenktes Haupt an die Gitterstäbe lehnend.

„Ich sehe ein, zu meinem Unglücke viel zu spät," rief er aus, „daß es inmitten des häßlichen Materialismus, der immer mehr die Gemüther ergreift, wie die wachsenden Wellen einer allgemeinen Ueberschwemmung, in der unsere geistigen Kräfte zu Grunde gehen werden, Wesen gibt, deren Seelen wie göttliche Fackeln in der Finsterniß leuchten, wie Leuchtthürme in der Nacht, die so erhaben sind, daß eine Leidenschaft sie entweiht, und die man auf Erden nur so lieben darf, wie die Engel im Himmel sich lieben."

Epilog.

Wenn man uns fragte, was aus denen ward, die auf der großen und wechselnden Bühne der Welt zurückblieben, so könnten wir, da wir als Novellist von den Personen, die wir auf die Scene brachten, Rechenschaft geben müssen, mit den schönen Versen antworten, womit Schiller Jene abfertigte, die ihn befragten, was aus Thekla geworden:

„Willst Du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur so lang sie liebten, waren sie."

Nichtsdestoweniger besteht das Leben aus zwei Theilen, dem idealen und materiellen, und wir wollen über den zweiten, welcher den ersten überlebt, berichten.

Fernando starb in Madrid an dem verhängnißvollen Tage des 7. Juli 1822, den König vertheidigend.

Carlos, einer schon verlorenen Sache treu, fiel auf dem Trocadero im Jahre 1823 in jener unglücklichen Schlacht, in der man ohne Enthusiasmus Blut vergoß, ohne Hoffnung kämpfte, und einen fruchtlosen Tod fand.

Die Marquise ertrug den Tod Fernando's mit Fassung, jenes geliebten und vollkommenen Sohnes, der alle ihre Hoffnungen realisirt hatte, jenes Sohnes ihres Herzens, würdig das Haupt des Hauses Orrea zu sein. Sie legte keine Trauerkleider an, noch sah man sie eine Thräne vergießen. In ihrem Zimmer hing das schöne Bild ihres Sohnes, das sie mit einem Lorbeerkranze und einem Palmenzweige schmückte. Aber Carlos Tod rieb sie auf. Er war der letzte Orrea gewesen und der erste, der in der Vertheidigung einer Sache starb, die weder die der Religion, des Königs, noch des Vaterlandes gewesen. Ihre Lebenskraft unterlag und brach zusammen wie die Segel des Schiffes, dem die belebende Brise fehlt. Sie starb in den Armen der untröstlichen Esperanza, die sich mit einem ausgezeichneten Manne nach dem Wunsche ihrer Mutter vermählt hatte. Diese musterhafte Tochter hatte zwei Söhne. Der ältere, im Hause seiner Eltern erzogen, trat 1837 in die Reihen des Don Carlos

ein und fiel bei der Belagerung von Bilbao. Der zweite, im Artilleriecollegium erzogen, verübte seine ersten Waffenthaten an der Seite Cordoba's, des Generals der Königin, und fand in der Affaire von Mendigorria seinen Tod.

Esperanza, wahnsinnig aus Schmerz über so grausame Verluste, da sie alle Lieblinge ihres Herzens Opfer des entsetzlichen und verabscheuungswürdigen Bürgerkrieges werden sah, dieser schrecklichsten Geißel, die sich der Mensch mit eigener Hand bindet, als sie sich von der Schwere ihres Schmerzes erdrückt sah, ging in das Kloster, um Elia zu sehen, und kehrte ruhig und ergeben daraus zurück.

Das Glück

schenkt nichts, leiht nur.

Aus dem Spanischen

übersetzt von Hedwig Wolf.

Die Zeit stellt sich dem Menschen auf dreierlei Art dar: langsam kommt die Zukunft heran, schnell vergeht die Gegenwart und unbeweglich steht die Vergangenheit still. Weder Bitten noch Sehnsucht machen die erste ihren Lauf beschleunigen, weder Flehen noch Gewalt halten die zweite zurück, weder Reue noch Zauberkraft bewegen die dritte. Willst Du glücklich die Lebensreise beenden? Nimm zur Ratherin die Zukunft, erwähle nicht die Gegenwart zur Freundin, mach' Dir die Vergangenheit nicht zur Feindin.

Spruch des Confucius.

Der Spitzbube, der sich nicht fangen läßt, gilt für einen ehrlichen Mann.

Türkisches Sprichwort.

Zwei Meilen von der Meeresküste entfernt liegt auf dem Plateau eines Hügels Jerez, dieser reiche und üppige Liebling der Ceres und des Bacchus. Wie ein prächtiger Gürtel umschließen ihn seine berühmten und wie Fürstenkinder gepflegten Weingärten und seine Kornfelder, deren Aehren ihre goldgelben Häupter zur Erde neigen. Seine ungeheuern Besitzungen erstrecken sich über die benachbarten Weichbilder, die ob dieser Invasion des ländlichen Kolosses zürnen, der wie ein Potentat die Zahl seiner Wälder vergißt. *)

Jerez, das an Adel keiner Stadt nachsteht, wird

*) Jerez hat ein Weichbild von 62½ spanischen Geviertmeilen, und seine Wälder reichen bis zu den Gebirgen Ronda's.
Anm. d. Verf.

von dem kostbaren und wohl erhaltenen maurischen Schloß überragt, welches der berühmten Familie der Villavicencio angehört und Zeuge so vieler kühnen Thaten gewesen ist; seine Jahrbücher sind kostbare Blätter in der spanischen Geschichte; es prangt mit prächtigen Kirchen, Meisterwerken des Glaubens und der Kunst, und sieht voll Schmerz die kostbare Carthause an seiner Seite verfallen, welche nunmehr als Ruine Alle eben so mit Schmerz und Widerwillen erfüllt, wie sie in ihrem unversehrten Zustande Bewunderung einflößte.

Obwohl man mit Recht von einigen Provinzen Spaniens sagt, daß sie wenig cultivirt sind, wie von der Mancha und Castilien (die unglücklicherweise die Heerstraße durchzieht, welche den Hauptverkehr der Halbinsel vermittelt), so gilt doch nicht das Gleiche von diesem Theil Andalusiens; denn von der Spitze einiger Belvederes, welche die schönen Landhäuser des größten Theiles der Weingärten zieren, erblickt das Auge in seinem Sehkreise fünfzehn Ortschaften, von denen die meisten von beträchtlichem Umfange sind.

Diese sind: Jerez, Algar, Arcos, Medina, Chiclana, die Insel Leon, Cadix, Puerto Real,

Puerto de Santa Maria, Rota, Chipiona, Sanlucar, Trebujena, Lebrija und las Cabezas.*)

---

*) Nachdem dieses bereits niedergeschrieben war, fiel in unsere Hände eine Nummer des Guadalete, einer Zeitung, die in Jerez erscheint, worin wir zu unserer größten Befriedigung in einer Erzählung (die von Meisterhand geschrieben ist und von einer Person herrührt, die als competent in dieser Materie bekannt ist) die folgenden Stellen fanden, die wir als Fortsetzung unserer Beschreibung dieses berühmten Ortes hier mittheilen, da sie dieselbe viel gelungener vervollständigen, als es unsere schwache Feder vermocht hätte. Unserer Ansicht nach ist die zwar fremden Mustern nachgeahmte Gewohnheit, in Schöpfungen der Phantasie solche geschichtliche Daten und Ortsbeschreibungen anzubringen, sehr zu loben, denn dadurch erhalten sie ein wirkliches Verdienst, verbinden das Nützliche mit dem Angenehmen, belehren und unterhalten zu gleicher Zeit, theilen interessante Details über unser Land und unsere Geschichte mit und werden, wenn man sich so ausdrücken darf, verschönert.

Die Stelle über Jerez lautet:

„Wenn wir die Blätter der Geschichte befragen, so finden wir es unter den ersten gegen die Maurenherrschaft kämpfen. Berühmte Namen gingen aus jenem Kampfe hervor, die seinen Ruhm bis zu den Mauern von Antequera, Sevilla und Granada trugen. Unter dem Schutze seiner Wälle kamen mehr als einmal die alten Cortes von Castilien zusammen, und vom Martirologium bis zum modernen Guide des voyageurs gibt es kein Verzeichniß berühmter Namen, in dem man nicht auf jedem Blatte dem Namen eines Sohnes dieser Stadt begegnete. Von den beiden Jerezanern, den Heiligen Eustach

Die Bewohner von Jerez (wir sagen absichtlich nicht die Jerezaner, denn die Mehrzahl der großen Capitalien, die in diesem Orte, sei es im Schatten seiner Weinlauben oder durch seine Ernten oder durch den Handel aufgehäuft wurden, gehören nicht Jerezanern), die Bewohner von Jerez sind keine Freunde vom Geldverthun und lassen sich nicht von ihrer glänzenden und fröhlichen Nachbarin Cadix verführen. Daher kommt es, daß diese Stadt, die ein Muster von Eleganz, glänzender Geselligkeit und freigebiger Lebensweise sein sollte, diese Vortheile nicht genießt. Außer ungeheuern Weinkellern (wahrhaften Palästen

und Stefan, bis zum Erzbischofe Palma; von Garci-Gomez Carrillo bis auf Tomas de Morla und Don Rafael de Aristegui, jetzt Grafen von Mirasol; von dem Seemanne Estopiñan bis auf den tapfern Giraldino, von dem Präsidenten von Castilien, Mirabal, bis zum Kronfiscal, Fernandez de Gatica, brachte Jerez in den Künsten des Friedens wie des Krieges immer Männer hervor, die es verherrlicht und berühmt gemacht haben."

An einem andern Orte fügt der Verfasser, über diese Stadt sprechend, hinzu:

„Vielleicht keine andere Stadt ihres Ranges zählt so viele und so gute öffentliche Unterrichtsanstalten. Vier Freischulen, worunter eine für kleine Kinder ein Modell für ähnliche Anstalten ist, ein Collegium, eine höhere Lehranstalt und eine Menge Privaterziehungshäuser für Kinder aus den wohlhabenden Classen." Anm. d. Verf.

für die häßlichsten Weinfässer), außer einigen schönen Häusern, die in der Regel mit mehr Pracht als Geschmack gebaut sind, außer dem großen Platze für die Stiergefechte hat Jerez nichts aufzuweisen, womit sein zunehmender Wohlstand und Reichthum es verschönert hätte. Seine Umgebungen, die Gärten und Parkanlagen bilden sollten, gleichen denen eines schmutzigen Dorfes. Es mangelt an einem reizenden Spaziergange, an einem guten Theater, an einer Börse und andern Dingen, die nothwendig bei einem Zusammenströmen von Menschen und Capitalien sich finden sollten, mit einem Wort: an den Fortschritten der Cultur.

Dessenungeachtet gibt es zwei Dinge, worin sowohl die einheimischen als die fremden Bewohner von Jerez übereinstimmen und eine große Uneigennützigkeit beweisen, nämlich in Allem, was Gottesdienst und Werke der christlichen Mildthätigkeit betrifft. Von allen Städten, die wir gesehen haben, wüßten wir keine, die in diesen Beziehungen aufrichtigere Bewunderung und gerechtere Lobsprüche verdiente. Berücksichtigt man die vielen öffentlich und geheim gespendeten milden Gaben, die Almosen, welche bei den Leichenbegängnissen der Reichen ausgetheilt werden, die in den Kirchen dargebrachten

Gaben; sieht man jenes prächtige Spital, jene spiegelblanken Armenhäuser; tritt man in jene Kirchen ein, welche wie Gold und Edelsteine glänzen, dann fühlt man ein enthusiastisches Vergnügen, und Mancher fragt sich wohl: Ist das vielleicht nicht mehr werth als jene gefeierten materiellen Verschönerungen, auf die unsere Zeit so stolz ist?

Als die Jerezaner ihren Stiergefechtsplatz bauten, nahmen dies die Einwohner von Puerto sehr übel, denn dies beeinträchtigte ihre zahlreichen, in Andalusien so berühmten Stiergefechte. Da aber die Bewohner von Cadix, der Insel und dem Hafen von Santa Maria allen übrigen Andalusiern an Spottsucht und Witzigkeit den Rang abgewinnen, so ist leicht zu begreifen, bis zu welchem Grade damals die ernsthaften Jerezaner, die sich emancipiren wollten, von den spöttischen Pfeilen der Porteños überschüttet wurden. Man könnte einen Band darüber schreiben. Die Jerezaner verschönerten statt aller Antwort jedesmal mehr ihren Platz, zum Schlusse bemalten sie ihn mit den herausforderndsten Farben, brachten in einigen Logen Spiegel und sogar vergoldete Leisten an, warfen einen Blick voll Verachtung auf den Platz von Puerto, der damals bescheiden mit weißem Kalk wie die Norma über-

tüncht war, und sprachen von ihren Weinfässern herab: „Merkt Ihr nun, mit wem Ihr es zu thun gehabt habt?“ Die Muschelsammler,*) die wie viele Andere sehr elegant und aufgeputzt sind, aber keinen Heller in der Tasche haben, das will sagen, kein anderes Vermögen oder Liegenschaft als das Meer besitzen, waren von einer solchen Größe und einem solchen Luxus vernichtet, und versicherten, daß die Jerezaner, wenn der Winter käme, einen Ueberzug von Wachstuch für ihren aufgedonnerten Platz machen ließen. **)

Zwischen Jerez und der Sierra von Algar dehnt sich eine einsame Weide aus, auf derselben sah man vor Jahren neben einem Fußsteige eine Hütte, in der sich ein Mann etablirte und auf einem Tische Getränke zum Verkauf anbot. Im Verlaufe der Zeit mauerte er vier Wände und überdachte sie mit Pfeilkraut; das Innere theilte er in zwei Hälften,

---

*) So und zwar Coquineros heißen die Bewohner des Hafens von Santa Maria wegen der Menge Muscheln aus der Familie der eßbaren Miesmuscheln, die daselbst gefunden werden und die sie Coquinas nennen. Anm. d. Verf.

**) Diese Verschönerungen wurden gemacht, als Ihre königl. Hoheiten der Herzog und die Herzogin von Montpensier Jerez besuchten. Anm. d. Verf.

wovon die eine als Küche und Ausschank, die andere als Schlafzimmer diente und brachte dorthin sein Weib und seine beiden Söhne. Hinter dem Hause zog er einen Zaun und bildete so einen viereckigen Hofraum, in welchen er des Nachts einige Ziegen einschloß, die sein jüngerer Sohn unter Tages in's Gebirge auf die Weide führte; dem Hause gegenüber rammte er einen Oelbaumpfahl zu dem Ende ein, damit die wenigen diesen Weg Ziehenden daran ihre Reitthiere anbinden könnten. Der Pfahl hatte im nächsten Frühjahre frisches Grün angesetzt, und nach Jahren war durch die Pflege seines Eigenthümers ein dichtbelaubter Oelbaum daraus geworden, der dem Wirth eine ergiebige Ernte von Oliven einbrachte, die er auspreßte und die mit dem Käse seiner Ziegen den Hauptabsatz seiner Niederlassung ausmachten. Viele Herren von Jerez, die eifrige Jäger waren, kehrten in der kleinen Venta des Tio Basilio ein und bezahlten das daselbst Verzehrte fünfmal so theuer als es werth war.

Zur Zeit, da unsere Erzählung beginnt, war die Frau des Wirthes gestorben, und sein älterer Sohn, für dessen Erziehung sein Pathe und Oheim, ein Dominicanermönch, sorgte, hatte mit großem Erfolge Theologie studirt und war als Caplan eines

Regimentes nach Lima gekommen. Also geschah es, daß Tio Basilio einsam und allein lebte, nur bei Nacht leistete ihm sein jüngerer Sohn Gesellschaft, ein blödsinniges, schweigsames Wesen, das seit dem Tode seiner Mutter vollends stumpfsinnig geworden war; denn wie die physisch schwächlichen Naturen durch längere Zeit von der Milch ihrer Mütter genährt werden müssen, so gibt es auch moralisch schwache Naturen, die durch längere Zeit der Sorge und Belehrung dieser ihrer irdischen Schutzengel bedürfen.

Die Menschheit hat zwei Ideale, die Jungfrau und die Mutter, und Gott vereinigte Beide, um das anbetungswürdige Wesen zu schaffen, durch dessen Vermittlung er sich mit ihr identificirte.

Es war ein schöner Decembermorgen; vor der Thür der Schenke saßen auf einer rohgearbeiteten steinernen Bank der Tio Basilio, nun schon ein gebrechlicher, hinfälliger Greis, und sein Gevatter, Tio Bernardo, ein noch frischer, rüstiger, flinker und jovialer Alter. In einiger Entfernung lag ihnen gegenüber an einen Zwergpalmenstrauch gelehnt ein Bursche von mittlerer Statur und schlankem Wuchse, als Jäger mit einem Rocke von grobem Tuche, Gamaschen und einem kurzen Mantel bekleidet, der

über den Kopf wie eine Jagdtasche geworfen wird und in dessen innern Taschen man Brot und Geflügel aufbewahrt. Obwohl seine Züge regelmäßig waren, hatte sein bleiches Antlitz, das eines von jenen war, die man im gemeinen Leben Milchgesichter nennt, etwas Hartes, und sein wenig offener Blick besaß, wenn er auch Scharfsinn verrieth, doch nichts von der der Jugend so eigenthümlichen Frohsinnigkeit. Neben ihm befand sich seine Flinte und ein Lockvogel (ein Repphuhn) in einem spitzigen Käfig, der mit einem grünen Tuche bedeckt war. Tiefe Stille herrschte, die nur von dem sonoren Wehen eines schwachen Windes unterbrochen ward, der, da er weder die kräftigen und unbeweglichen Kräuter noch das niedere Gehölz der Weide zum Rauschen bringen konnte, sich selbst mit sanftem Gemurmel einlullte. Nur die Hennen, die ruhig und zufrieden um die Schenke herumspazierten, fühlten seine Macht in ihren zierlichen Schweifen, die sich zusammenfalteten, so daß sie sie nachzogen und darüber strauchelten. Der Hahn erhob von Zeit zu Zeit sein gekröntes Haupt, und sich stolz aufblähend krähte er, daß man es weit und breit vernahm, als wolle er damit seinem Herrn Kunden heranziehen. Die Katze, die erste Erfinderin des Comforts, hatte

sich weislich in einem Winkel des Hauses zusammengekauert, der von der Sonne beschienen und vor'm Winde geschützt war, und schielte in ihrem katzenartigen Halbschlummer durch ihre zwinkernden Augenlider mit listigen Blicken auf die Sperlinge, die wie Arme zur Tafel des Reichen kamen, um sich die Brosamen von der Tafel der Hennen zu holen. Die Sonne verbreitete Fröhlichkeit und die Stille Frieden in die Seele, der herrliche Himmel verstärkte diese Erhebung und die ganze Natur athmete ein solches Wohlbefinden, daß man aus dem Innersten des Herzens ausrufen mußte: „Mein Gott! Wie schön ist das Leben, wenn man es Dir, seinem Anfang und Ende, anheimstellt!“

„Geht, Gevatter,“ sagte der Genosse des Wirthes, „beklagt Euch nicht, Ihr seid ein Kleinmüthiger, immer voll Klagen. Nehmt Euch an mir ein Beispiel, ungeachtet meiner Armuth. Wenn ich mich zu Bett lege, nehme ich den Hut ab, lege ihn auf eine Seite und sage: da liegen die Schulden, — ziehe die Jacke aus, lege sie auf die andere Seite und spreche: da mögen die Schmerzen bleiben, bekreuzige mich und schlafe wie ein Patriarch, denn wer schliefe nicht gut ohne Schulden und Schmerzen? Und Ihr, dem nichts fehlt als die Krätze, um Euch

zu kratzen, seid immer griesgrämig. Ei! Zum Barrabas!“

„Was wollt Ihr? Diesen Schmerz im Beine habe ich heute zum erstenmal als Zugabe zur Pastete genossen. An alten Häusern ist stets was zu flicken. Und wenn es nichts wäre als das!“

„Was quält Euch denn sonst noch, Gevatter?“

„Wer nur ein Auge hat, ist allezeit bange dafür. Wißt Ihr vielleicht nicht, daß Recrutenaushebung ist, daß sie die jungen Leute einberufen haben und daß mein José das Loos ziehen muß?“

„Wie sollte es auch anders sein. An diesem Knochen müssen wir Alle nagen! Kaum zog mein Juan den Soldatenkittel aus, so wurde mein Manuel Soldat, und ich ertrug es mit Geduld. — Laßt ihn gehen, Gevatter, das wird ihn aufmuntern, wenn Ihr ihn so immer unter den Ziegen stecken laßt, wird der Junge zum halben Thier. Ich war Soldat und ich sage Euch, daß es mich nicht reut, denn dadurch ward ich erst ein ganzer Mann. Ich war Officiersdiener und hatte einen Herrn, von dem ich nicht weiß, ob er mehr tapfer oder gut war. Ich liebte ihn, als wenn er mein jüngerer Bruder gewesen wäre. Ich hätte tausend Leben für ihn gegeben. Es läßt sich das gar nicht sagen. Seht

Ihr die Narbe auf der Stirn? Die verdanke ich einem Franzosen in der Schlacht von Medellin, weil ich mich vor meinen Lieutenant stellte, den er niederhauen wollte. Dafür ward er niedergehauen. Er ließ mir aber diese Schmarre zum Andenken. Euer Sohn muß aufgemuntert werden, Gevatter; er ist ganz zusammengeronnen und zu gar nichts zu gebrauchen."

„Herr, er ist ein Unglücklicher. Er hat nicht den Verstand seines ältern Bruders; aber er hat ein Blut wie Milch, Gevatter. Er fühlt tiefer, als er's ausdrücken kann."

„Dann ist er ja wie die Esel, die behalten auch Alles bei sich. Wenn Ihr ihn aber nicht ziehen lassen wollt, so nehmt einen Stellvertreter."

„Woher soll ich denn das Geld nehmen, Mensch?"

„Woher Ihr es nehmen sollt? Von dort, wo Ihr es aufgehoben habt, Gevatter. Denn Ihr müßt Euere Groschen bei einander haben; Eure Ziegen verzinsen sich gehörig und das Geschäftchen bringt was Hübsches ein. Ihr mögt es noch so sehr leugnen, aber Ihr seid dürrer als ein Sandhaufen, verschwenderisch nur in der Trägheit und schenkt nichts als einen guten Tag."

„Ihr steckt immer voll Spott und wißt keinen Rath. Da ist nichts zu scherzen, Gevatter. Was soll ich thun, heiligste Maria, was soll ich thun?"

„Luft schöpfen, damit Ihr nicht erstickt."

„Ich werde ganz allein sein!"

„Da thätet Ihr unrecht, Gevatter; verkauft Euer Wirthshaus und zieht in's Dorf."

„Das kann nicht sein, Gevatter. Hier habe ich gelebt, ich bin fertig und passe sonst nirgends mehr hin, hier will ich bleiben, bis ich dieses Leben mit einem andern vertausche."

Der Jüngling, der bis jetzt dem Gespräche der beiden Gevatter zugehört hatte, stand langsam auf und streckte sich mit einem Uff.

„Sohn," sagte zu ihm Tio Bernardo, der Gevatter des Wirthes:

„Wer sich setzend Ach schreit,
Und beim Aufstehn Au ruft,
Den zum Schwiegersohn nicht
Meine Mutter aussucht."

„Ich bin schon zwei Meilen gegangen," erwiederte der Junge.

„Eine schöne Handvoll sind drei Fliegen," versetzte Tio Bernardo. „Aber laßt uns einmal sehen: Wer befiehlt Dir denn, sie zu gehen? Ist nicht Dein

Geschäft das des Bartscherers? Warum spielst Du den Jäger? Warum kümmerst Du Dich um Dinge, die Dich nichts angehen? Beim Barrabas! Du willst für etwas Besseres gelten als Du bist, Du bist Einer von Jenen, die nicht mit dem Platze zufrieden sind, den Gott ihnen angewiesen hat. Und Diese, mein Sohn, wandeln in der Welt nicht auf gradem Wege."

„Tio Bernardo," sagte der Jüngling, indem er dem Alten einen wilden Blick zuwarf, „Ihr habt eine freie und sehr scharfe Zunge. Aber geht mit Gott, Euch schützen Eure grauen Haare."

So sprechend entfernte er sich.

„Geh', geh', Juan Luis Schermesser," rief ihm Tio Bernardo nach, „die übergroße Eitelkeit erstickt Dich. Und komme mir nicht damit, daß Du Dich mir gegenüber in die Brust wirfst oder mir drohst; denn mich schreckst weder Du noch zwanzig Affen wie Du. Ich habe graue Haare, aber die nützen mir nicht bei Einem, der wie Du weder Treue noch Glauben hat. Aber Du weißt mir gegenüber schon von früherher, daß Du mich nicht überkrähen kannst."

Obwohl der sogenannte Juan Luis Schermesser bei der Reinheit der Atmosphäre kein Wort des rauhen Nachrufes verlieren konnte, den der Alte ihm

nachsandte, setzte er doch seinen Weg pfeifend und ohne das Gesicht umzuwenden fort.

„Caramba, Gevatter, was für eine Predigt habt Ihr dem Bartkratzer gehalten! Es ist, als wenn Ihr sie für ihn aufgespart hättet," sagte der Wirth.

„Und so ist es, Gevatter," antwortete Tio Bernardo, „denn Ihr müßt wissen, daß ein ärgerer Schelm als der in den Gassen von Jerez nicht gefunden wird. Nicht Alle kennen ihn wie ich; aber ich habe ihn ausgekostet wie eine Melone — und er weiß es seit einem gewissen Vorfalle."

„Und warum ließt Ihr Euch mit diesem wüsten Raufbold ein? Seht zu, daß es Euch nicht theuer zu stehen komme und habt ein scharfes Auge auf ihn, ich danke ihm schon, wenn er von Weitem vorübergeht."

„Gevatter, ich fürchte ihn nicht; es ist wohl wahr, daß er mich nicht ausstehen kann. Aber seine Haut schützt die meine."

Der Vorfall, auf welchen der ehrliche Alte anspielte und dessen Mittheilung nie über seine Lippen kam, war, daß er eines Nachts, als er einen abgelegenen Weg ging, Juan Luis in einem Versteck, auf Rache lauernd, fand. Der Onkel Bernardo,

welcher in seiner Hand ein Messer blinken sah, schlug ihn mit seinem Schäferstab so heftig auf den Arm, daß ihm die Mordwaffe aus der Hand entglitt. Der gute Alte hob sie auf, trotzdem, daß der Barbier es zu verhindern suchte.

„Höre, Juan Luis,“ sagte er, „ich will Dich nicht verderben; wenn Du Dich mir dafür dankbar zeigen willst, so werde ein rechtschaffener Mensch.“

Seitdem hatte der Barbiergeselle statt des Gefühls der Dankbarkeit einen bittern Haß gegen ihn gefaßt. Wenn die schlechten und hochmüthigen Naturen sich gegen jede Ueberlegenheit auflehnen, so thun sie es mit verdoppelter Erbitterung und Abneigung gegen die der Tugend, da sie ihnen die verhaßteste ist.

Juan Luis ging tiefer in's Gebirge; wo er bald mit José Camas und seinen Ziegen zusammentraf.

Er näherte sich ihm, um ihn wie gewöhnlich um Milch zu bitten; und während José, welcher sich in seiner Einsamkeit sehr mit den Dingen, die er ihm als Bezahlung für die Milch erzählte, unterhielt, sich beeilte, eine seiner Ziegen zu melken, sagte dieser: „Also Du mußt loosen, José?“

Der lebhafteste Schrecken malte sich in den Zügen des armen Idioten, als er ihm fast weinend

erwiederte: „Sieh nur, mein Vater will mich nicht loskaufen. Was will er denn mit seinem Gelde anfangen?"

„Wie, Dein Vater hat also Geld?" fragte Juan Luis.

„Ei freilich, wohl an hundert Unzen oder noch mehr; Alles, was er sich verdient, macht er zu Gold. Und als der Vater meiner Mutter starb, ließ er sich seinen Hausantheil in Goldmünzen auszahlen."

„Aber wo hat er es aufbewahrt?" fragte der Andere wieder.

„Mein Vater denkt, ich wisse es nicht, da er mich für sehr dumm hält," antwortete José lachend, „aber ich weiß es; und weiß es sehr genau! Eines Nachts, als er allein war, machte er ein Loch in die Mauer nahe am Boden, unter dem Kopfende seines Bettes; da hinein legte er es und deckte gleich darauf das Loch mit Ziegeln und Mörtel ganz zu und übertünchte es mit Kalk, so kann nur ein Hexenmeister den Versteck ausfindig machen; aber da er mich nicht loskaufen will, werde ich die Füße in die Hand nehmen, und eher sollen mir meine Schuhe zerreißen, als daß ich mich fangen lasse."

„Thu' das nicht, José," sagte ihm sein Gefährte; „wohin würdest Du als Flüchtling kommen,

wo Dich nicht die andern Burschen träfen? Wenn sie Dich bekommen, stecken sie Dich in den Käfig, und zwingen Dich dann, die Flinte zu nehmen. Sieh', auch ich muß loosen; und wenn ich Soldat werden muß, gehe ich mit den Uebrigen. Anders zu handeln, hieße nur gegen den Stachel lecken. Später, wenn sich eine passende Gelegenheit dazu bietet, werden wir mit mehr Sicherheit desertiren."

Die Miene des Ziegenhirten hellte sich auf, als er hörte, daß Juan Luis dasselbe Loos mit ihm theilen sollte.

„Und wirst Du mich mitnehmen, wenn Du fliehst? fragte er.

„Ja," antwortete der Barbiergeselle, „immerhin, wenn Du versprichst zu schweigen wie ein Stock; willst Du das thun?"

„Bei der Seele meiner Mutter!" betheuerte der Ziegenhirt.

Kurze Zeit nach dem erwähnten Gespräche fand die Losung statt; und sowohl den Barbier als den Sohn des Wirths hatte das Loos getroffen, Soldat zu werden, und sie wurden nach Sevilla gebracht. Wie vorauszusehen war, gerieth José in vollkommene Abhängigkeit von Juan Luis, welcher aus ihm eine Art Diener für sich machte. Nachdem sie einige

Monate im Regimente gedient hatten, beschloß der Barbier seinen klug ersonnenen Desertionsplan auszuführen und theilte ihn erst am Tage vorher seinem Gefährten mit.

Sie flohen also auf der Heerstraße in der Richtung gegen Jerez, die sie aber vor diesem Orte verließen, um in die Sierra von Algar einzudringen. Beim Sonnenuntergang waren sie erschöpft und Juan Luis schickte seinen getreuen José zu einigen Hirten, welche dieser kannte, um von ihnen Brot zu verlangen, was er auch ohne Weiteres that.

Dann sagte er ihm, er möge, wenn es Nacht würde und man sicher sei, Niemand auf dem Wege zu begegnen, zu seinem Vater gehen, und ihn um einige Unterstützung bitten, damit sie Gibraltar erreichen könnten, wo ihnen Arbeit und Sicherheit nicht fehlen würde. Als aber die Stunde herankam, war er der Meinung, daß es besser wäre, wenn er selbst ginge, um ihm den ersten Zornesausbruch seines Vaters zu ersparen, da er im Stande zu sein glaubte, ihn von der Verpflichtung und Nothwendigkeit, seinem Sohne beistehen zu müssen, überreden zu können. Als die Nacht eingebrochen war, machte sich Juan Luis auf den Weg; aber gleich darauf kehrte er noch einmal zurück, um José

zu bitten, ihm sein Messer mitzugeben für den Fall, daß ihn der böse Hund seines Vaters angreifen sollte, und ein Tuch, das er sich um den Kopf binden wollte; beides wurde ihm augenblicklich von José gegeben.

Nach Verlauf einer Stunde kam Juan Luis zurück. Wäre der arme Ziegenhirt nicht so einfältig gewesen, so hätte ihm eine Veränderung in der Stimme des Juan Luis auffallen müssen, als dieser ihn versicherte, daß er seinen Vater unerbittlich gefunden habe; daß er nur José's Hirtenanzug von ihm habe erlangen können, welchen er mit sich brachte, damit dieser ihn anzöge und sich im Gebirge verberge, da sie verfolgt würden; daß es zu größerer Sicherheit nöthig sei, daß sie sich trennten, und daß er nach Portugal gehen wolle, wo er hoffen dürfe, verborgen zu bleiben.

Der Tag brach hinter den Bergen von Ronda an, frisch, rosig und duftig wie eine aufbrechende Rosenknospe. Die Natur sang mit den Kehlen ihrer Vögel, die Heerde blökte; die Pferde, welche zum Dreschen gekommen waren, vermengten den metallischen Klang ihrer Schellen mit den übrigen Harmonien, und der Bauer bezeichnete sich mit dem Kreuze, ehe er zu der mühsamen Arbeit der Ernte

schritt, welche er trotzdem instinktmäßig liebt, da sie das Einsammeln des großen Geschenkes Gottes, des Getreides ist, des Getreides, welches der Christ so verehrt, denn es ist die heilige Nahrung, um welche Gott ihn bitten lehrte.

Tio Bernardo schritt wie immer mit festen Schritten und leichtem Herzen bis zu dem Walde, der unter seiner Aufsicht stand; er näherte sich dem Gasthause seines Gevatters und erstaunte, als er die Thür offen fand.

„Ei sieh!" dachte er, „der Gevatter ist heute frühzeitig auf! das freut mich, denn es ist ein Zeichen, daß es ihm heute gut geht."

Er trat in das erste Zimmer, sah aber Niemand darin.

„Gevatter!" rief er mit lauter Stimme, aber Niemand antwortete ihm. Nur der Hund des Wirths heulte kläglich.

Der Tio Bernardo gehörte zu einer in Spanien sehr gewöhnlichen Classe Männer, deren Gleichmuth so fest ist, daß weder Furcht noch Aufregung ihn zu erschüttern vermögen; sie erhalten ihre Eindrücke klar und bestimmt durch die Vernunft und nicht durch eine wirre Verschmelzung von Empfindungen, welche die Ereignisse anticipiren und

sie vergrößern. Dessen ungeachtet machten die Einsamkeit, das verlassene Aussehen, die düstere, nur durch das klägliche Geheul des Hundes unterbrochene Stille, welche im ganzen Hause herrschte, auch auf ihn einen tiefen Eindruck. Er blieb einen Augenblick stehen, blickte um sich; „Jesus Maria!“ rief er bestürzt aus, da er ein blutiges Messer am Boden liegen sah. Er eilte auf das Schlafzimmer los, stieß mit Heftigkeit die Thür auf und hatte sie kaum geöffnet, als er einen Schritt zurückprallte.

Das Bett war in Unordnung, seine ärmliche, auf den Boden geworfene Matratze bedeckte einen Körper, aber nicht vollständig, so daß sich eine starre Hand, die in einer Blutlache lag, zeigte; an ihrer Seite saß der Hund, welcher beim Eintritt des Freundes seines Herrn noch trostloser zu heulen begann. Die Bretter und Schrägen des Bettes waren mit Gewalt aus ihrem Platze weggerissen und am Boden sah man einen kleinen Hebebaum liegen, mit dessen Hilfe eine Grube in der Mauer nahe am Boden geöffnet war; dort war eine dunkle leere Höhlung, und in dem Schutte nah dabei sah man Spuren von Blut. Alles dies sah und beobachtete Tio Bernardo mit einem einzigen Blick.

„Beraubt!“ murmelte er vor sich hin, „sein

Geld hat ihn um's Leben gebracht!“ Sich dann der Matratze nähernd, hob er sie an einer Seite auf. Der unglückliche Wirth lag unter derselben auf dem Rücken; in dem Kampfe, welcher seinem Tode vorangegangen sein mußte, war sein Hemd zerrissen, und zeigte so eine ungeheure Wunde, welche quer über seinen Bauch lief. Da das Blut versiegt war, welches aus derselben geflossen, so sah man die Ränder der Wunde, breit und weiß, auseinanderklaffen, wie um die zerstörten Eingeweide des Opfers zwischendurchsehen zu lassen; wie es dalag, mit den weit aufgerissenen Augen, dem offenen Munde, als hätte es noch einen letzten Hilfeschrei ausstoßen wollen, bot es das entsetzlichste Bild dar, welches der gewaltthätige Tod und das geheimnißvolle Verbrechen darstellen können.

„Todt!“ murmelte Tio Bernardo; „Gott sei ihm gnädig!“ setzte er hinzu, mit der Matratze wieder den fürchterlichen Anblick bedeckend, über welchen einige Stunden später ein junger Schreiber, welcher den Richter zu dem Schauplatz des Verbrechens begleitete, ohnmächtig ward.

Der Tio Benardo ging fort, schlang einen Strick um den Hund, welchen er mit sich nahm, verschloß die Thür des Hauses so gut er konnte,

und wandte sich nach Jerez, um das Gericht in Kenntniß zu setzen.

Aus dem summarischen Zeugenverhör ward Folgendes festgestellt:

Daß der Wirth eine schöne Summe Geldes besessen haben mußte, was durch die Streitigkeiten, welche der Vater mit seinem Sohne José über Zahlung eines Stellvertreters für denselben gehabt hatte, bestätigt wurde; der Bursche hatte Allen, mit welchen er sprach, versichert, daß sein Vater Geld in Ueberfluß habe, um ihn loszukaufen, während es der Erste leugnete.

Daß der Versteck, in welchem er dieses Geld verwahrte, offenbar jene leere Höhlung gewesen, welche in dieser Nacht in der Mauer aufgebrochen worden war; und daß Niemand etwas von diesem geheimnißvollen Platz wissen konnte, als sein Sohn.

Daß das mit Blut gefärbte Messer, welches man im ersten Zimmer gefunden hatte, und mit dem unzweifelhaft der Mord begangen worden war, José angehörte, wie es der Waffenschmied bezeugte, der es ihm beim Ausmarsch verkauft hatte.

Daß nach einem von Sevilla ausgeschickten Requisitionsschreiben José am Vorabend jener un=

glücklichen Nacht, in der das Verbrechen begangen worden war, von seinem Regimente desertirt war.

Daß den Abend vorher bei Sonnenuntergang der Deserteur in der Nähe herumgeirrt war, wie einige Hirten aussagten, die er um Brot und Wasser gebeten hatte, da er den ganzen Tag noch keinen Bissen gekostet hatte.

Daß, als sie der Fährte des Verbrechers nachspürten, sie zwischen einigen Sträuchen ein blutiges Tuch fanden, das, als man es dem Weibe, welches die Wäsche des Vaters und Sohnes besorgte, zeigte, von ihm für ein dem José gehörendes anerkannt wurde.

Daß außer dem Gelde das Einzige, was in dem Hause des Wirthes fehlte, der Rock aus Schaffell und die ziegenledernen Beinkleider waren, welche José als Hirt trug und noch einige andere Kleidungsstücke desselben.

Durch alles Dies gelangte das Gericht zur Ueberzeugung, daß José der Vatermörder war, und das Volk fluchte dem unnatürlichen Sohn und mied voll Abscheu die einsame Schenke, den Schauplatz des entsetzlichsten Verbrechens, die, nachdem man ein schwarzes Kreuz auf die Thüre gemacht hatte, verlassen blieb, still und leer wie das furcht-

bare Schaffot, nachdem es seine Dienste geleistet hat. Das Dach sank ein, der Olivenbaum vertrocknete und die Einzäunung verfiel, als wenn der schreckliche Samum darüber geweht hätte.

In stürmischen Nächten, wenn der Wind heulte und aus Sympathie unheimliche Orte aufsuchte, drang er in das leere Gebäude ein, um darin zu stöhnen, und das Geräusch irgend einer Thür, welche er mit Heftigkeit zuschlug, machte den Hüter oder Hirten erbeben, welcher in der Nachbarschaft herumstreifte.

Aber der Mörder war nirgends zu finden.

Einige Zeit nach der Verübung dieses in der einsamen Schenke begangenen Verbrechens kam zu einem am Ostabhange der Sierra de Ronda gelegenen Pachthofe, nicht weit von Coin, ein als Hirt gekleideter Mann, krank und erschöpft. Von Mitleid ergriffen, standen ihm die Arbeiter und der Pächter bei, so viel sie konnten, und als sie ihn fragten, wer er sei und wie er in diesen Zustand gerathen wäre, antwortete er ihnen, daß er seines Standes ein Ziegenhirt sei, daß er hätte müssen Soldat werden und desertirt sei, da er es nur auf den Bergen und in der freien Luft aushalten könne. Zufälligerweise brauchte der Herr des Pachthofes

eben einen Ziegenhirten; so daß, als er wieder hergestellt war, seiner Obhut eine Heerde Ziegen anvertraut wurde, mit welcher er sich in's Gebirge begab, wo er verborgen und unbekannt blieb, ruhig fortvegetirend wie die Korkbäume, Buchen und wilden Olivenbäume, seine Gesellschafter.

Zur selben Zeit segelte von Gibraltar aus ein Schiff mit der Bestimmung nach Lima ab. Auf dem Verdeck sah man einen jungen Mann hin- und herspazieren, im eleganten Reiseanzuge, Jacke von Nanking, mit Beinkleidern von demselben Stoffe und einem breitkrämpigen Hute, den ein schwarzes Band zierte, dessen Enden über den Rücken flatterten. Dieser junge Mann, von lebhaftem und insolentem Aeußern, nannte sich Don Victor Guerra und ging, wie man sich zuflüsterte, denn von ihm selbst wußte man es nicht, nach Lima, um das ihm hinterlassene Erbtheil eines Verwandten zu beheben, deswegen behandelten ihn die übrigen Passagiere, den Capitän nicht ausgenommen, mit Auszeichnung. Sie waren weit entfernt davon zu ahnen, daß Jener, den sie wegen seines Hochmuthes, womit er sich ein Ansehen gab, voll Höflichkeit an das obere Ende der Tafel setzten, ein Barbiergeselle, ein Deserteur, ein Dieb und ein elender Mörder sei. Denn dieser

arrogante Reisende war Juan Luis, der Mörder des unglücklichen Wirths, der mit falschen, von einem Juden in Gibraltar verfertigten Documenten versehen und gut ausstaffirt durch die geraubten Unzen nach Amerika ging, um sein Glück zu versuchen, den Eingebungen seines ungemessenen Ehrgeizes und ungeheuern Stolzes folgend.

Als er in Lima anlangte, versuchte er Verschiedenes, um sein Glück zu machen; aber nichts gelang ihm, da es ihm an Kenntnissen und Ausdauer mangelte, nur im Spiele hatte er Glück, wie dies bei den Schurken gewöhnlich ist. Trotzdem reichte dies nicht hin, um seine hohen Anforderungen zu befriedigen, noch um den Aufwand, mit dem er lebte, zu bestreiten, seine Hilfsquellen verminderten sich und die Aussichten der Zukunft waren nicht glänzend. So geschah es, daß er sich mit der ihm natürlichen Kühnheit für das Waffenhandwerk entschied; denn da er tapfer und von dem Verlangen zu glänzen und eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft einzunehmen, angespornt war, fühlte er, daß es auf seiner gefahrvollen Laufbahn, um sein Ziel zu erreichen, weder ein schwieriges Unternehmen gäbe, das er nicht bereit wäre durchzuführen, noch eine Heuchelei, deren er nicht fähig wäre, ohne sich zu ver-

14*

rathen oder einen Fehltritt zu begehen. Damals wüthete in Lima der Krieg, welchem die Schlacht bei Ayacucho ein Ende setzte.

Ayacucho, was in der Sprache der Indianer Feld der Todten heißt, war der Ort, wo zu Zeiten Karl's III. der Indianer Tupac-Amaro die Fahne der Rebellion gegen das Mutterland aufpflanzte; sie wurde durch die Loyalität und Tapferkeit des Generals Don José Lavalle unterdrückt, und in diesem selben Ayacucho, dem Felde der Todten, war es, daß im Jahre 1824 die spanische Herrschaft in diesem Theile von Amerika unvermuthet und unglücklich endete.

Der falsche Don Victor stellte sich mit seiner gewohnten Frechheit dem General vor, welcher sich beeilte, den gut aussehenden jungen Mann in seine Reihen aufzunehmen, wo er bald vom Cadet zum Fähnrich avancirte, und sich bei allen Gelegenheiten durch Muth, Thätigkeit und Intelligenz auszeichnete. Er wußte sich bei allen Officieren einzuschmeicheln, welche auf freundschaftlichem Fuße mit ihm standen, und besonders sich mit dem Obersten seines Regimentes gut zu stellen, einem Manne von großem Verdienst und Auszeichnung, der sich in Lima mit einer reichen Frau vermählt hatte, und eine liebens-

würdige Familie, bestehend aus einer Tochter und zwei Knaben, besaß. Diese wurden von dem Caplan des Regiments unterrichtet, welcher das Vertrauen und die Freundschaft des Obersten genoß, weil er mit den Tugenden des Priesters und dem sanftesten, friedfertigsten Charakter die vortrefflichsten Eigenschaften des Menschen und ein seltenes Wissen vereinigte.

Seit einiger Zeit war Don Gaspar Camas, welchen Alle den Pater Caplan nannten, in eine tiefe Niedergeschlagenheit verfallen, deren Ursache man wußte, aber über welche Alle schwiegen, als wenn sie mit instinktmäßigem Wohlwollen hofften, daß auf die Stille das Vergessen folgen sollte. In kurzen Zwischenräumen hatte der Caplan eine nach der andern die traurigen Nachrichten von der Desertion seines Bruders aus dem Dienst des Königs, von der Ermordung seines Vaters, und von dem Tode des Rectors des Dominicanerordens, seines Onkels und Taufpathens, der ihn erzogen hatte, und dem er Alles verdankte, erhalten. Tief erschüttert von diesen Unglücksfällen hatte der Pater Caplan nach Europa zurückkehren wollen, um sich in die Einsamkeit zurückzuziehen; aber die Bitten des

Obersten und seiner Frau, wie die väterliche Liebe, welche er für die Kinder hegte, hielten ihn zurück.

Manchmal spottet das Schicksal der Gerechtigkeit auf unverschämte Weise; und die Gerechtigkeit gibt sich besiegt, da ihr Reich nicht von dieser Welt ist. So bestätigte es sich auch in der Geschichte, die wir erzählen. Es war nicht allein die Tapferkeit, welche Don Victor Guerra täglich neue Lorbeeren einbrachte, denn es gab im Regimente Viele, die eben so tapfer waren wie er, sondern es war auch das Glück, welches nicht aufhörte, ihm Gelegenheiten sich auszuzeichnen zu verschaffen, während es sie Andern verweigerte. Das Glück war es, welches ihn sein Geld auf die Karte setzen ließ, welche gewinnen sollte; es lenkte die Kugeln der Feinde von der Brust seines Schützlings ab; es inspirirte und stützte ihn; es feuerte seinen mächtigsten Bundesgenossen, die Kühnheit, an; und war endlich der Hebel, welcher seine Carriere beförderte.

Es ist keine neue Wahrheit — deren gibt es wenige, — daß der Erfolg den Personen Ansehen und den Unternehmungen Verdienst gibt.

Wie Viele galten für einfältig, ohne es zu sein! Wie Viele für verständig, ohne es zu verdienen, nur weil es dem Glück gefiel, der Gerechtigkeit zu

spotten, wie wir es eben gesehen! Und wie gescheidt sprach nicht auch jener Hans Altklug, als er seinem Verwandten Glück und nicht Wissen wünschte. Auf die Meinung der Menschen hat der Erfolg einen so mächtigen Einfluß, daß der, welcher reussirt, unbedingt und albern gelobt, bewundert und gefeiert wird; wie der, welcher nicht reussirt, auf die Seite geschoben und verachtet wird; unterdessen lacht das Glück über das einfältige Menschengeschlecht und die Gerechtigkeit beweint ihre Unmacht über die alberne Menge.

Mehrere Jahre vergingen, in welchen der angebliche Don Victor es vom Cadetten zum Major brachte. Der neue Major blendete durch seinen Luxus, seinen Aplomb und seine Tapferkeit. Glaubte der Mörder, daß sein Ansehen in der Welt seinem unbestraften Verbrechen Amnestie ertheile? Wähnte er, daß die neue Stellung, welche er sich geschaffen, mit ihrem Glanz die dunkle, blutige Grube decke, aus welcher er sich sein Vermögen stahl? Glaubte er vielleicht, daß mit der Namensveränderung er wie der Phönix neu entstanden und daß mit dem Namen des Verbrechers sein Verbrechen ausgelöscht wäre? Hatte er ein Gewissen? Machte er sich Vorwürfe? Hegte er vielleicht die unbestimmte Angst, daß das verborgenste Verbrechen

entdeckt werden könnte? — Wir können es nicht sagen; denn das sind Geheimnisse der Verworfenheit, die nur diese kennt.

Was wir aber glauben, ist, daß es Menschen gibt, in welchen das Gewissen ruhig schlummert, wenn es nicht durch die Angst geweckt wird; wenn diese, durch die Sicherheit, die That vor der menschlichen Strafe verborgen zu wissen, und durch die Furchtlosigkeit vor der göttlichen Gerechtigkeit, welche aus dem Mangel an Glauben und Religion entsteht, fehlt, verkümmert das Gewissen, schlummert ein, und stumpft sich ab. Aber es gibt Augenblicke, wo Gott durch seine göttliche Barmherzigkeit es aufrüttelt, erweckt und kräftigt. Einer dieser Augenblicke ist der — des Todes! Und dieser Augenblick schien für Don Victor Guerra gekommen zu sein, als man ihn auf einer Tragbare von dem Schlachtfelde der Ebenen von Junin nach seiner Wohnung trug, die Brust von einer feindlichen Kugel durchbohrt.

Nachdem der erste Verband angelegt worden war, befahl der Chirurg nach dem Caplan zu schicken, damit er dem Sterbenden die letzte Seelenstärkung reiche.

Dieser säumte nicht, alsbald zu erscheinen, und die Freunde und übrigen Officiere traten in das

Nebenzimmer, um den Geistlichen mit dem Sterbenden allein zu lassen.

Eine halbe Stunde später trat der Caplan heraus. Sein Antlitz war auf eine entsetzliche Art verstört; er war todtenbleich und seine Anstrengungen reichten nicht hin, ein Zittern zu unterdrücken, so daß seine Zähne an dem Glase mit Wasser, das man ihm eiligst darbot, zusammenklapperten.

„Es ist nichts, es ist nichts; ein Schwindel,“ antwortete der Pater auf die Fragen, die man an ihn stellte. — „In diesem Zimmer ist die Luft erstickend, und ich fühlte mich schon, bevor ich kam, unwohl. Es hat nichts zu bedeuten, meine Herren, in der frischen Luft wird es vorübergehen. Eilt, dem Kranken beizustehen, der eine Erleichterung zu verspüren scheint.“

Wirklich fanden sie den Verwundeten in einen wohlthätigen Schlaf versenkt. Was hatte diesen sonst so ruhigen Priester in einen solchen Zustand versetzt?

Der Leser, welcher das Vorleben des Sterbenden kennt, wird es errathen haben. Er hatte im Namen Gottes, dessen Diener er war, den reuigen Mörder seines Vaters absolvirt!

Der Pater Caplan ging fort, und wandte seine

wankenden Schritte nach der Kirche; dort sank er auf die Knie und verharrte mehrere Stunden in dieser Stellung. Und als er aus der Kirche trat, war seine Stirn heiter, sein Blick ruhig und sein Mund lächelnd, wie immer.

Im Gebete zu Gott hatte die heilige Pflicht über die stürmischen menschlichen Gefühle, das Amt über die Persönlichkeit, der Priester über den Menschen den Sieg davongetragen. Die Ruhe war in seine Seele zurückgekehrt; aber der Körper erlag der Aufregung. Als er in sein Haus zurückkam, befiel ihn eine Gehirnentzündung, welche ihm alles Bewußtsein raubte; seine heroische Anstrengung hatte ihn entkräftet.

Man hält den oft wiederholten Satz, daß Unglücksfälle und irdische Uebel Gnaden Gottes zu sein pflegen, für moralisches Geschwätz, mystische Abstraction und religiöse Schwärmerei; aber es ist eine Wahrheit, die wir täglich bestätigt finden; doch trotzdem wird sie von den philosophischen Denkern den albernen Fabeln vergangener Zeiten beigezählt.

Das Unglück, welches D. Victor Guerra an den Rand des Grabes gebracht hatte, war der Schlag gewesen, mit welchem Gott sein eingeschlafenes Gewissen wieder weckte. Wenn er gestorben

wäre, seine Seele in Thränen der Reue aufgelöst und durch die Buße gereinigt, so wäre er gerettet gewesen. Hätten, am Leben geblieben, ihn andere Unglücksfälle getroffen, so würde er vielleicht auf dem Wege der Buße ausgeharrt haben. Aber es kam nicht so! Kaum schritt er der Genesung zu, als ein Chorus von Lobreden über seine neue Heldenthat seiner Eitelkeit schmeichelte, und Aussicht auf Beförderung seinem unersättlichen Ehrgeiz entgegenlächelte. Die drei Galonen des Obersten glänzten in seiner Zukunft wie der höchste und leuchtendste Punkt. Noch krank, dachte der Verblendete nur an irdischen Ruhm. Das Gewissen, die Vorwürfe, die heiligen Vorsätze waren vergessen; die guten Engel verhüllten sich ihr Antlitz und flohen von seinem Bette!

Einige Zeit nachher kehrte sein Oberst, der nun General war, mit seiner ganzen Familie nach Spanien zurück, und beredete Don Victor Guerra, der schon Oberst geworden, ihn zu begleiten. Dieser, welcher seine sehnlichsten Wünsche erfüllt sah, faßte den Vorsatz, seinem Glück die Krone aufzusetzen, indem er eine Verbindung mit der Tochter des Generals zu erreichen suchte, welche mit einer großen Schönheit eine ausgezeichnete Erziehung verband,

und die nicht minder eifrig begehrten Vortheile besaß, von väterlicher Seite einem sehr vornehmen Geschlecht anzugehören, und mütterlicherseits Erbin eines großen Vermögens zu sein.

Der Ehrgeizige hielt die Vergangenheit für vergessen und unerforschlich, und betäubte sich mit beruhigenden Vorstellungen. Seit seiner Abreise aus Spanien, sagte er sich, waren zehn Jahre vergangen; es war unmöglich, daß Jemand in dem angesehenen Obersten Don Victor Guerra den Juan Luis, spottweise mit dem Spitznamen Scheermesser benannt, den Barbiergesellen einer Vorstadt von Jerez, wiedererkennen sollte. Was den Tod eines armen unbedeutenden Wesens, wie den des Wirths anbelangte, so war dies ein Ereigniß, dessen sich Niemand nach so vielen Jahren erinnern würde.

Der General wünschte auch den Caplan mit sich zu nehmen, der nur auf seine Bitten in Amerika geblieben war; dieser aber suchte, da er wußte, daß der Oberst sie begleiten würde, einen plausibeln Vorwand um zurückzubleiben und sich von seinen Freunden auf eine Weile zu trennen.

Die Reisenden langten glücklich in Bordeaux an, welches der Bestimmungsort des Schiffes, an

dessen Bord sie sich befanden, war. Von da wandten sie sich nach Marseille, und von diesem Punkte nach Malaga, der Geburtsstätte des Generals.

Erst nachdem sie in dieser Stadt angekommen waren, beschloß der falsche D. Victor Guerra, den General um die Hand seiner Tochter zu bitten, deren Liebe er zu gewinnen gewußt hatte, und die er sich einbildete anzubeten.

Nie hatte dieser herzlose Mensch geliebt, dessen unruhiges und bewegtes Leben, das nur die beiden Zwecke kannte, eine unsichere und ungewisse Zukunft zu erobern und eine fürchterliche und drohende Vergangenheit zu verbergen, ihn nie hatte bemerken lassen, daß aus der Erde duftige Blumen und aus dem Herzen süße Neigungen keimen. Aber jetzt überredete er sich, daß er mit Leidenschaft liebe; und er belog sich nicht ganz. Es gibt Personen, sowohl weiblichen als männlichen Geschlechts, welche in den Gegenständen ihrer Neigung nicht ihre Individualität lieben, sondern die Stellung, den Glanz und die Vortheile, welche sie durch ihre Liebe erlangen, und die daher die Leidenschaft der Eitelkeit mit der Liebe verwechseln. Ueber diesen Gegenstand ist uns

ein anderer Vorgang bekannt, den wir vielleicht eines Tages erzählen werden. *)

Der Antrag Guerra's gefiel dem General nicht, troß der Vorliebe, die er für ihn hatte; denn seine Tochter konnte sicher auf eine glänzendere Verbindung rechnen. Aber ihre Thränen und die Fürsprache der Mutter, welche ihr beistand, siegten endlich über seinen Widerstand.

Der Oberst näherte sich also dem Gipfel seiner Wünsche, es nahte der Moment heran, in welchem ihm nichts vom Glück zu erbitten übrig blieb, das ihm noch mehr geschenkt, als er gewagt hatte zu begehren. Aber je glänzender sich die Gegenwart gestaltete, desto schrecklicher lag hinter ihm die Vergangenheit, denn je mehr er sich von dieser entfernte, und je glanzreicher die erstere sich gestaltete, desto fürchterlicher ward die zweite; und daher die Möglichkeit eines Zusammenstoßes der beiden immer entsetzlicher. Er wandte die Blicke von dieser unbeweglichen Vergangenheit ab; aber darum verschwand sie nicht! Viele Nächte schlief er unter heitern Gedanken an seinen Ruhm, seine Liebe und seine Hoff-

---

*) Beim Veranstalten dieses Wiederabdrucks befindet sich die erwähnte Erzählung schon niedergeschrieben, ihr Titel ist: die Pharisäerin. Anm. d. Verf.

nungen ein, und jedesmal erweckte ihn eine entsetzliche Angst. Bald hörte er eine Stimme, die ihn bei seinem Namen und bei seinem verhaßten Spitznamen rief, bald sah er José Camas als anklagenden Zeugen des Todes seines Vaters erscheinen; bald den Wirth auf den Knien ihn um sein Leben anflehen; bald in der Todesangst ihn verfluchen; aber mit den ersten Strahlen der Sonne verschwanden diese schwarzen düstern Visionen und das Vertrauen kehrte in seine Seele zurück. Mit der Uniform ward er wieder der hochmüthige und freche D. Victor Guerra, und an der Seite seiner Verlobten sagte er sich: — Unter dem Schatten der Zweige eines so guten Baumes bin ich sicher.

Der General reiste mit seiner Familie nach Madrid, wo sein älterer Bruder wohnte. Der Oberst, welcher in Malaga wieder stationirt war, mußte daselbst bleiben, da er von seiner Behörde ernannt worden war, einem Kriegsgericht vorzusitzen, welches über einen unter erschwerenden Umständen Desertirten richten sollte, dessen Regiment nach Cuba marschirt war, und welcher erst nach vielen Jahren als Ausreißer entdeckt worden war.

Das Gericht hatte sich an dem bezeichneten Tage versammelt. Sechs Capitäne hörten, einen

Halbkreis bildend, gewissenhaft die Anklage an, welche nach den an dem Thatorte des Verbrechens gesammelten Daten der Staatsanwalt vorlas. Sie betraf José Camas, Ziegenhirten von Gewerbe, Deserteur und Vatermörder. Ganz von der hohen Mission, welche ihnen anvertraut war, erfüllt, bemerkten die Capitäne nicht die tiefe Bläsſe, welche sich wie ein Leichentuch über das Antlitz des Präsidenten verbreitete, als er die Anklage und den Namen des Schuldigen hörte; noch sahen sie ihn unbeweglich und starr mit der Anstrengung eines Athleten die zitternden Bewegungen seiner gedrückten Brust niederkämpfen.

Die Vorlesung ging fort und die Beweise waren furchtbar und unverwerflich.

Da tauchte in dem Präsidenten ein Gedanke, wie ihn die Hölle aus ihrem tiefsten Schlund den Menschen, welche sie schon erobert hat, sendet, hell und deutlich, wie ein Blitz auf, welchen schwarze Wolken aus ihrer Mitte schleudern. Und dieser war: der Tod dieses Blödsinnigen ist der Grabstein, welcher für immer mein Geheimniß begräbt.

Einen Augenblick darnach setzte er im Geist die gemeine Maxime, die irgend ein populärer La Rochefoucauld ausgesprochen hat, hinzu: „Soll

Einer sterben, so sei es mein Vater, der älter ist als ich."

Die Anklage schloß damit, daß sie auf Todesstrafe antrug, die Vertheidigung war schwach, da sie keine Basis fand, auf die sie sich stützen konnte, noch einen Anhaltspunkt an dem Angeklagten, welcher nichts zu seiner Entschuldigung anführte, sondern nur weinte und sein Verbrechen leugnete.

Der Unglückliche ward hereingeführt und auf die Bank der Angeklagten gesetzt.

Der Oberst blickte bestürzt auf die andere Seite.

„Man befrage den Angeklagten," sagte der Präsident mit zwar fester, aber rauher und hohler Stimme.

Die drei jüngern Capitäne blickten mit tiefem Mitleid auf jenen Unglücklichen, welcher in sein Ziegenfell eingehüllt, vertheidigungslos, blöd, niedergeschlagen und weinend wie ein Kind dasaß.

„Sagtet Ihr nicht, daß in der Nacht, als das Verbrechen begangen ward, Ihr nicht allein gewesen seid?" fragte Einer von ihnen.

„Ja, Herr."

„Mit wem wart Ihr denn?"

Den Präsidenten überfiel in diesem Augenblick ein heftiger Hustenanfall.

„Ich kann es nicht sagen," versetzte der Angeklagte.

„Und warum nicht?"

„Weil ich versprochen habe, es zu verschweigen," antwortete der unglückliche Gefangene weinend.

„Und was machtet Ihr mit dem geraubten Gelde?" fragte ein Anderer der Votanten.

„Señor, ich habe ja kein Geld geraubt!"

„Vollständiges Leugnungssystem," sagte ein Anderer; „was für Heuchler es unter diesen Landleuten gibt!"

„Erkennt Ihr dieses Messer?" fragte Einer, dasjenige enthüllend, welches auf dem Tische lag.

„Ich? nein!" antwortete der Angeklagte, welcher nach zehn Jahren nicht mehr sein Messer erkannte.

„Genug, meine Herren," sagte der Präsident, welcher beim Anblicke des Messers sich von Schrecken ergriffen erhoben hatte.

„Man führe den Angeklagten hinweg."

„Señores! bei der heiligsten Jungfrau Maria, ich bin unschuldig!" rief der Gefangene aus, seine Hände faltend; „habt Mitleid mit mir; um des Blutes unsers Erlösers willen!"

„Man führe ihn fort!" schrie der Präsident.

„Señores, ich bin unschuldig, ich bin unschuldig!“ stöhnte der Unglückliche unter Schluchzen, während man ihn fortführte.

„Ich glaube es,“ murmelte von Mitleid bewegt der jüngste der Beisitzenden.

„Und auf was basiren Sie diesen Glauben?“ fragte mit vibrirender Stimme der Präsident.

„Weil beim Anblicke dieses Menschen meine Augen sich mit Thränen füllten,“ versetzte der Capitän.

„Ein schlagender Beweis!“ sagte ironisch einer der andern Capitäne. „Wohnen Sie zum ersten Male einem Kriegsgerichte bei?“

„Nein, Señor,“ versetzte lebhaft der junge Mann; „ich wohnte einem andern bei, in welchem ich mit Abscheu und Widerwillen den Angeklagten schuldig sprach; denn außer meinem Gewissen, verband mich mein Schwur auf das Gesetz dazu. Aber dieses Mal spreche ich ihn selbst in Anbetracht dieses Schwures frei.“

„Es steht bei Ihnen, es zu thun,“ sagte der Präsident; „Sie werden wissen, daß Sie ihr Votum schriftlich, wenn die Reihe an Sie kommt, abgeben müssen.“

„Sie kommt zuerst an mich,“ antwortete der

junge Mann, sich mit Lebhaftigkeit dem Blatt nähernd und sein lossprechendes Votum darunterschreibend.

Die Uebrigen schrieben nach der Reihe die ihrigen nieder, und als das Blatt in die Hände des Vorsitzenden gelangte, waren die Stimmen gleich getheilt.

Die Jugend, deren schöner Vorzug die Großmuth ist, stimmte für das Leben; die andern drei Abstimmenden für den Tod. Das Votum des Präsidenten sollte entscheiden! *) Dieser schwankte nicht, und die Feder ergreifend, schrieb er: „In Anbetracht der Sache des José Camas ist mein Votum, daß er zur Strafe des Erschießens verurtheilt werde, gemäß dem Gesetz und den königlichen Verordnungen vom 17. Februar 1778 und vom 6. März 1815," und unterzeichnete: Victor Guerra.

Den folgenden Tag reiste der Oberst mit der Post nach Madrid ab; am nächsten ward José Camas erschossen.

Armselige, menschliche Gerechtigkeit, wie unfehl-

---

*) Die Stimme des Präsidenten zählt für eine Stimme, wenn sie für den Tod ist, und für zwei, wenn sie für das Leben ist. Wie schön erscheint die Gerechtigkeit, wenn ihre Wage sich der Milde zuneigt. Anm. d. Verf.

bar glaubst Du Dich in Deinem Arsenal von Gesetzen und Büchern! Ist nicht ein einziges Todesurtheil eines Unschuldigen genug, um dieses schreckliche Recht, zum Tode zu verdammen, zu unterdrücken, da es zu einem so grausamen, wenn auch unfreiwilligen Frevel Anlaß geben kann?

Kurze Zeit nach den erwähnten Vorfällen befand sich der nach Europa zurückgekehrte Pater Caplan in seiner Wohnung zu Jerez eingeschlossen, dem tiefsten Schmerz Preis gegeben. In seinen Händen hielt er ein Zeitungsblatt, welches in einem von Malaga datirten Berichte Nachricht von der Hinrichtung eines Vatermörders gab.

„Dieser Unglückliche,“ hieß es in dem Zeitungsblatt, „genannt José Camas, durch unwiderlegbare Beweise überwiesen, gestand nie sein Verbrechen ein. War es aus natürlichem oder verstelltem Blödsinn, er konnte oder wollte nichts zu seiner Entschuldigung vorbringen, was sein entsetzliches Verbrechen vermindert hätte. Er starb mit demüthiger Unterwerfung, hörte aber bis zum letzten Augenblick nicht auf, seine Unschuld zu betheuern.“

Dann folgte das Verzeichniß des Präsidenten und der Votanten, welche das Kriegsgericht gebildet hatten.

„Er! er!“ murmelte Don Gaspar mit Entsetzen vor sich hin, „er konnte den Unglücklichen verurtheilen, von dessen Unschuld er überzeugt war. Armer, noch grausamer als sein Vater gemordeter Bruder! Armes Geschöpf, das sich dem wilden Thiere wehrlos preisgab, das ihn zerriß!“

Der Caplan hatte das Haupt mit seinen Händen verhüllt, und ein tiefer, schwerer Seufzer entrang sich von Zeit zu Zeit seiner gedrückten Brust. Jetzt hörte man Jemand an der Thür seines Zimmers pochen.

„Ich kann Niemand sehen,“ sagte der Pater Caplan mit schwacher Stimme; „ich bin unwohl.“

„Oeffnen Sie, Señor Don Gaspar, ich bin es, Bernardo, und muß Sie sehen,“ sagte eine Stimme von Außen.

Der Caplan, welcher die Stimme des alten Freundes seines Vaters erkannte, suchte sich so viel er konnte zu sammeln und öffnete.

„Tio Bernardo,“ sagte er zu ihm, „Ihr kennt das neue Unglück, mit dem Gott mich heimgesucht hat, das mich unfähig macht, Jemand zu empfangen.“

„Alles weiß ich,“ versetzte der Alte; „und mehr

noch als Sie glauben. Und ich komme Ihnen zu sagen, daß Ihr Bruder unschuldig war."

„Ich wußte es wohl, daß jener Unglückliche unfähig war, ein Verbrechen zu begehen. Aber die Beweise waren so schlagend, seine Unfähigkeit, sich zu vertheidigen, so groß, daß die Wahrheit nicht an's Licht kommen konnte."

„Deren Stunde wird kommen, Don Gaspar," antwortete der Veteran.

„Aber zu spät!" seufzte der Caplan, auf einen Stuhl zurücksinkend.

„Das wird die Pein sein, welche den Rest meines Lebens verbittern wird," sagte der Tio Bernardo, über dessen gebräunte Wangen die ersten Thränen rollten, welche dieser Mann weinte, dessen Standhaftigkeit an Stoicismus grenzte. „Aber dieser José war, scheint es, selbst am eifrigsten bemüht, daß sich sein trauriges Geschick erfülle. Ich hatte ihm aufgetragen, wenn sie ihn fingen, vor Allem mich zu benachrichtigen; er versäumte aber grade dies. Gott schuf ihn mit wenig Verstand, aber sein einsames Leben hat ihn vollends blödsinnig gemacht."

„Wie denn, habt Ihr ihn nach seiner Desertion gesehn?" fragte der Pater Caplan gespannt.

„Ja, Señor," versetzte Tio Bernardo; „aber

hört mich an, ich will Euch Alles erzählen. Sobald als sich das Gerücht verbreitete, José sei der Mörder gewesen, sagte ich mir gleich, daß er es nicht wäre, und ich blieb dabei auch vor dem Richter, der mich rufen ließ. Ich konnte keinen andern Grund vorbringen als den, daß ich jenen Unglücklichen kannte, der nicht einmal eine Fliege zu tödten im Stande war, und daß diese Ueberzeugung mir mehr galt, als alle Beweise, die sie mir vorlegten. Ich hatte meinen Verdacht, wer der Schuldige gewesen sein mochte, aber ich konnte es nicht wagen, ihn zu nennen, ohne einen Beweis anzuführen, der mich dazu berechtigt hätte."

„Aber wen verdächtigt Ihr dieses Verbrechens?" fragte der Caplan, seine Augen forschend auf ihn heftend.

„Eine Kainsseele, die Ihr nicht kennt, Pater. Das ist ein Korn aus einem andern Sacke und wird seiner Zeit gemahlen werden; Alles wird geschehen, wenn nur der Strick nicht reißt. Ich hatte, als das Unglück geschehen war, meines Gevatters Hund, der treu, muthig und von einer guten Race war, zu mir genommen. Eines Tages, als ich bei der verlassenen Schenke vorüberging, blieb das Thier vor der Thür stehen, und begann kläglich zu heu-

len. Was ich ihm auch zurief, er wollte mir nicht folgen und sich nicht von der Thür entfernen. Ich muß ihm öffnen, sagte ich zu mir, damit er sich überzeuge, daß sein Herr nicht mehr hier ist. Ich öffnete ihm die Thür, welche damals noch an ihrem Platze war, und das Thier lief rasch hinein. Er durcheilte wie suchend die Zimmer, nur manchesmal blieb er stehen, um den Kopf in die Höhe zu richten und ein Geheul auszustoßen, bis er endlich zu einem Winkel kam, in dem er auf einem Bündel Stroh gewöhnlich geschlafen hatte, aus diesem zerrte er einen Lappen Leinwand heraus, welchen er mit Wuth zu zerreißen begann. Ich näherte mich ihm, und nahm ihm diesen Lappen weg, in welchem ich bei genauerer Besichtigung ein Stück eines Beinkleides erkannte, welches, wie ich mir gleich dachte, das muthige Thier dem Mörder seines Herrn entrissen haben mag. Man konnte erkennen, daß der Hund bis an den Gürtel des Besitzers jenes Beinkleides gesprungen war, denn von da war das Stück mit Gewalt bis an's Ende herausgerissen worden; an einer Seite desselben war eine kleine Tasche, und in dieser Tasche ein Brief."

„Ein Brief," rief der Caplan erschüttert aus.

„Ja, Señor, ein Brief; und obwohl es nur

ein Liebesbrief war und nichts darin stand, das eine Aufklärung hätte geben können, verrieth doch die Adresse genug; denn aus einem Funken kann eine Feuersbrunst entstehen." *)

„Tio Bernardo!" rief der Caplan sich erhebend und die Hände über den Kopf zusammenschlagend aus; „in Euren Händen lag seine Rettung und Ihr ließt einen Unschuldigen sterben!"

„Geduld, Señor, noch bin ich nicht zu Ende gekommen," versetzte Tio Bernardo mit Wärme — „hört erst aus und dann urtheilt. Zuerst," fuhr der Alte fort, „wußte ich nicht, was ich damit beginnen sollte. José irrte als flüchtiger Deserteur herum, und hatte nicht aufgefunden werden können; und eben so stand es mit dem Schuldigen. Ich

*) In dem Gerichtssprengel von Mallorca ward vor wenig Jahren ein schrecklicher Mord, lange Zeit nachdem er begangen und spurlos geblieben war, dadurch entdeckt, daß man im Hause, wo er verübt worden, den Pfropfer des Gewehres fand, mit dem er vollführt wurde, und dieser war ein Polizeipaß, von dem der größte Theil verbrannt war, aber der Name des Besitzers, der eben auch der Mörder war, blieb unbeschädigt, und er bekannte sein Verbrechen, als man ihm dieses Zeugniß entgegenhielt.

So macht die Gerechtigkeit Gottes, wenn er will, die Schlauheit der Menschen zu Schanden. Anm. d. Verf.

dachte mir daß dieser Bösewicht, wenn er erfahren würde, daß er angeklagt sei, im Stande wäre, José zu tödten, damit er nie gegen ihn aussagen könne. So überlegte ich, daß es vorsichtiger sei, diesen Beweis der Schuld bei mir zu behalten, bis er gefangen genommen und auf diese Art außer Stande wäre, ein neues Verbrechen zu begehen. Ich beauftragte einen Schreiber, dem ich eine gute Belohnung versprach, mich gleich zu benachrichtigen, sobald er in den Blättern die Gefangennehmung des Einen oder Andern lesen würde, obwohl ich immer die Ueberzeugung hatte, daß sie wegen dieses Vorfalls hierhergebracht werden würden. Aber beide schienen in einen Brunnen gefallen zu sein; denn es vergingen Jahre, ohne daß man etwas von den Beiden hörte.

Einmal führten mich Geschäfte, die man mir aufgetragen hatte, nach Ronda, und von da mußte ich noch zu einigen Dörfern gehen. Eines Tags, als ich in einem Walde die Spur eines Hasen verfolgte, traf ich auf einen Ziegenhirten, in dem ich mit Erstaunen José erkannte."

„Bursche!" rief ich ihm zu, „Du hier?"

„Ja, Señor Tio Bernardo," erwiederte er mir, ohne die mindeste Bewegung zu zeigen. „Aber sagen

Sie es Niemanden, denn man würde mich zu meinem Regimente zurückbringen und mir Jacke und Cravatte anlegen." — „Und Du desertirtest allein?" fragte ich ihn. — „Nein, Señor, mit noch Einem; aber ich kann nicht sagen, wer es war, denn er verlangte, daß ich ihm dies bei der Seele meiner Mutter versprechen solle, und ich that es."

„Schon gut," versetzte ich, „ich begehre es auch nicht von Dir; aber sag' mir, Mensch, was thatet Ihr, als Ihr desertirt wart?" — „Wir gingen in die Sierra von Algar," antwortete er; „als es Abend ward, schickte mich mein Gefährte, Brot von einigen Hirten zu begehren, die ich kannte, da wir schon ganz entkräftet waren." „Das weiß ich schon, und was machtet Ihr dann?" — „Wir warteten die Nacht ab," antwortete José, „und dann begab sich mein Gefährte auf den Weg zu meinem Vater, um zu sehen, ob er uns nicht beistehen wolle." — „Und warum gingst Du nicht?" fragte ich. — „Weil mein Kamerad mir sagte, daß mein Vater außer sich vor Zorn gerathen würde, wenn er mich als Deserteur sehen würde." — „Begehrte Dein Begleiter nichts von Dir?" — „Was sollte er von mir begehren? — Aber ja doch, ich erinnere mich, mein Messer und ein Tuch verlangte er von mir,

die er mir nicht zurückbrachte, auch fragte ich nicht darnach, denn als er kam, war er ganz bestürzt, da er Jemand von der Patrouille, die uns verfolgte, gesehen hatte. — Der Arme brachte mir — Gott vergelte es ihm — mein Hirtengewand, das er von meinem Vater begehrt hatte, und sagte mir, ich möchte es anziehen und mich in den Wildnissen des Gebirges verbergen, während er selbst sich an die Grenze Portugals flüchten wolle. — Und hier bin ich." — „Und er sagte Dir nicht, was ihm Dein Vater gab?" fragte ich. „Was sollte mein Vater geben! geben! ja, warum nicht gar! Nichts gab er ihm! und ich wußte es wohl, bevor er ging, ihn um etwas zu bitten." — „Soll Dein Vater kein Geld gehabt haben, Mensch?" sagte ich ihm. — „Ob er eins hatte, o ja, Señor! und mehr als hundert Unzen, ich spionirte es einmal aus." — „Und sagtest Du dies Deinem Gefährten?" — „Ja, Señor, aber ich sagte ihm zugleich, daß man meinem Vater eher das Herz als sein Gold entreißen könnte, und so geschah es." — „Höre, José, und sagte Dir Dein Kamerad nicht, daß Dein Vater gestorben wäre?" — „Heiligste Maria! Señor, wie denn, mein Vater ist gestorben?" — Ich hatte besorgt gehabt, daß dieser Verruchte José

verführt haben möchte; denn wie das Sprichwort sagt: Das Blut vererbt sich und das Laster steckt an. Aber der Unglückliche stellte diese Frage mit so schmerzlicher Ueberraschung, daß, wenn mir noch ein Zweifel an seiner Unschuld geblieben wäre, er gänzlich hätte schwinden müssen. — „Ja," sagte ich, „er starb!"

Da brach José in schluchzendes Weinen aus; ich tröstete ihn so gut ich konnte, und sagte ihm endlich, daß ich trachten wolle, seine Begnadigung auszuwirken. Sollte er aber, ehe diese erwirkt wäre, erkannt und gefangen genommen werden, so trug ich ihm auf, daß er mich alsogleich davon benachrichtigen lasse, was er mir auch versprach, dann trennten wir uns. Kaum war ich einige Schritte gegangen, als er mich zurückrief. „Tio Bernardo," sagte er zu mir, „in der Mauer an dem Kopfende des Bettes meines Vaters ist am Boden eine Aushöhlung angebracht, in welcher mein Vater sein Geld aufbewahrte; nehmt es heraus und laßt für seine arme Seele Messen lesen."

„Schon gut," versetzte ich bewegt, als ich sah, wie entfernt der Unglückliche war, die entsetzliche Wirklichkeit und die fürchterliche Anschuldigung zu ahnen, welche Dank der dämonischen Schlauheit des

Andern auf ihm lastete. — „Euer Vater war der Ermordete,“ fuhr Tio Bernardo fort, dem Don Gaspar das Stück des Beinkleides, welches den Brief enthielt, hinreichend, „und hier habt Ihr das Verdammungsurtheil seines Mörders.“

Der Caplan streckte rasch die Hand nach dem ihm Dargereichten aus, zog sie aber mit einer Bewegung des Entsetzens zurück.

„Legt es wieder,“ sagte er zu ihm, „in die Papiere, in denen ihr es aufbewahrt hattet.“

Und während Tio Bernardo langsam seinen Auftrag erfüllte, schritt der Caplan in einem Zustand heftiger Aufregung in dem Zimmer auf und nieder.

„Nun ist Alles in Ordnung,“ sprach endlich der Alte, ein gut eingemachtes Packet dem Caplan reichend.

Doch dieser blieb vor dem Sprecher mit bleichem, verändertem Antlitz, aber leuchtendem Blick stehen und sagte:

„Die Todten benöthigen nur unsere Gebete, behaltet Euer verdammendes Beweismittel, ich weise es zurück.“

„Señor,“ rief der Alte aus, „Sie wollen nicht, daß ein Verbrecher bestraft werde?“

„Nein, weil . . . dies nichts mehr nützt.“

„Und scheint es Ihnen gleichgiltig, ob man die Wahrheit wisse? Wollen Sie nicht das Andenken ihres Bruders wieder zu Ehren bringen?“

„Zu was?“ versetzte der Caplan niedergeschlagen.

„Um die Schmach zu löschen, welche auf ihrer Familie ruht, die, obgleich arm, doch ehrenhaft ist.“

„Meine Familie stirbt mit mir aus.“

„Und Sie wollen den Schandfleck dulden?“

„Ich, Tio Bernardo, bleibe nicht hier, wo man mich kennt. Ich denke, mich den Missionen nach China anzuschließen, von welchen Wenige zurückkehren.“

„Und die Gerechtigkeit? die Bestrafung des Verbrechers, Señor?“

„Wird Gott üben, Tio Bernardo.“

„Und Sie könnten also verzeihen?“

„Ich werde thun, was ich vermag, daß es mir gelinge, und damit beginnen, daß ich den Schuldigen nicht verfolge.“

„Señor,“ sagte Tio Bernardo mit einer Mischung von Respect und Ungeduld — „das heißt wie ein Heiliger gehandelt.“

„Nein, Señor; daß heißt einfach die Hand von den Dingen der menschlichen Gerechtigkeit abziehen, mit der ich nichts zu schaffen haben mag. Und

glaubt nicht, daß man darum heilig sein muß; die menschliche Weisheit allein lehrt es, denn schon ein indischer Dichter sagt: Die Tugend verzeiht dem Bösen, wie das Sandelholz, welches dem Beil, das es verletzt, seinen Wohlgeruch mittheilt."

„Ihr Vater pflegte zu sagen, daß in José's Adern Milch statt Blut flösse und dies scheint von der ganzen Familie zu gelten, Pater Caplan. Wenn ich den Schuldigen zu treffen wüßte, so sollte er seinen Lohn bekommen. Und ich sage Ihnen noch überdies, daß ich meine Pflicht als Ehrenmann zu erfüllen glauben würde, wenn ich die Maske einem Schurken abrisse."

„Jeder hat seine Ansichten und handelt danach, Tio Bernardo," versetzte der Caplan. „Aber es wird schwer halten, ihn ausfindig zu machen, seit zehn Jahren ist er verschwunden und wird wohl ausgewandert oder gestorben sein. Betet lieber für seine Seele oder für seine Bekehrung."

„Señor, das Sprichwort sagt: Der auf übelm Weg ist, hat Noth, davonzukommen. Da es nun nicht mehr schaden kann, darf ich nicht rasten, bis ich ihn treffe, denn der Wind reinigt den Weizen und die Strafe die Bösen."

„Wenn Ihr Eure Pflicht als Ehrenmann er=

füllt, indem Ihr ihn aufsucht und anklagt, so erfüllt Ihr eine Christenpflicht, wenn Ihr ihm verzeiht, Tio Bernardo."

„Bei allen Heiligen!" rief der Alte aus, „das heißt ohne Maß verzeihen, und es gibt Schandthaten, die es nicht verdienen."

„Keine Schuld ist in der großen Vorschrift des Verzeihens ausgeschlossen, Tio Bernardo."

„Aber ich, Señor," versetzte der Alte mit Energie, „stehe nicht wie Sie mit einem Fuß im Himmel, und ich versichere Ihnen, wenn ich mit diesem Schurken zusammentreffe, so soll er mir bei der Muttermilch, die mich säugte, seine Verbrechen büßen! Und glauben Sie, Pater, daß ich deswegen verdammt werde?"

„Das sage ich nicht, Freund Bernardo, nein, das sage ich nicht, ich sprach meine Meinung aus, ohne die Andern zu verdammen. Aber warum streiten wir über diesen Gegenstand, da es doch fast eine Unmöglichkeit ist, daß Ihr den findet, welchen Ihr für schuldig haltet."

„Fand ich nicht José?" antwortete der Alte mit Lebhaftigkeit.

„Das war ein großer Zufall, Tio Bernardo."

„Es gibt Zufälle, die von der göttlichen Vorsehung hervorgerufen scheinen, Don Gaspar."

„Bedenkt, daß zehn Jahre die Vergangenheit mit einem dichten Schleier verhüllen."

„Señor, das Sprichwort sagt: das Glück schenkt nichts, leiht nur, das wird sich zeigen. Und da Sie es schon nicht thun wollen, so werde ich ihn suchen, und wenn ich ihn finde, stehe ihm Gott bei! Vorerst werde ich meine Aussagen vor dem Richter ablegen," sagte der Alte, sich hastig entfernend.

Eines Morgens waren der General und sein älterer Bruder in dem Amtszimmer des Erstern beisammen, welcher ein schönes Haus in einer der Hauptstraßen von Madrid bewohnte. Der General schien mit Eifer etwas zu vertheidigen, das sein Bruder tadelte, und Beide waren in lebhaften Wortwechsel vertieft.

„In keiner andern Epoche," sagte zu dem General sein Bruder, „sah man Männer die ersten Stellungen einnehmen, durch ihren Reichthum, Rang, durch ihre politische Bedeutung oder durch ihre Excentricitäten sich hervorthun, ohne daß man den dunkeln Winkel ausgemittelt hätte, aus dem sie stammten, oder die Umstände, welche ihnen als Stufen, ihre Höhe zu

erklimmen, dienten. Man duldet nun aber allgemein das Geheimniß, in welches sich diese Emporkömmlinge hüllen, mit dem Was geht's mich an einer Gesellschaft, die nur für den Tag lebt, ohne sich um mehr als die Gegenwart zu kümmern, und die Vergangenheit hinterläßt keine Spur, gleich der Barke, welche spurlos über die Wellen des Meeres dahinzieht. Man ist in dieser Tendenz so weit gegangen, hat bis zu einem solchen Grade die Losreißung von der Vergangenheit allgemein gemacht, diese Verachtung für die Geburtsstätte, diese gleichgiltige Vernachlässigung gegen Diejenigen, welchen wir unser Leben, unsere Erziehung und unsern Namen verdanken, daß nur selten Kinder, am wenigsten aber Emporkömmlinge, sich ihrer Eltern mit jener Liebe, jener Ehrfurcht und Achtung erinnern, welche sie ihnen schon allein darum schulden, weil sie es sind."

„Bruder," versetzte der künftige Schwiegervater des Obersten, „es ist die allgemeine Tendenz der Alten, vergangene Zeiten hervorzuheben und die gegenwärtige herabzusetzen. Ich will Dir nicht auf dieser breitgetretenen Straße folgen."

„Gewiß ergeht es den Alten und nicht Alten so, wenn es sich um die schlechten, die Zeit beherrschenden Tendenzen handelt. Und jede Aera wird

ihre eigenen haben, weil die Menschheit wie die Natur unvollkommen ist und bleiben wird, mögen sich die philosophischen Reformatoren und modernen Hippokraten noch so sehr bemühen, das Gegentheil zu beweisen. Wenn sie eine physische oder moralische Krankheit geheilt haben, taucht eine neue auf, und immer wird die gleiche Anzahl Lebender an andern Krankheiten sterben und werden schlechte Tendenzen unter andern Umständen erscheinen, das war, ist und wird immer so sein!"

„Und mit alledem," sagte der General, „willst Du nur dahin kommen, mir zu zeigen, daß Du die Heirath meiner Tochter mit dem Obersten mißbilligst."

„Gewiß, Bruder!"

„Und aus keinem andern Grunde," fuhr der General fort, „als weil Du nicht seinen Vater, Großvater und Urgroßvater kennst?"

„Zum Theile ja, weil sie die Ahnen seiner Söhne werden sollen, welche meine Neffen und Erben sein werden."

„Sie sind reiche Gutsbesitzer von Zahara, und sein Name ist berühmt."

„Es gibt keinen berühmten Namen ohne Abkunft. Ich habe mich von glaubwürdiger Seite in-

formiren lassen und erfahren, daß es wohl Individuen dieses Namens dort gibt, aber daß es arme Tagelöhner sind, die einen Sohn hatten, welcher 18 . . sich nach Amerika einschiffte und den sie für todt halten, da sie nie mehr etwas von ihm erfuhren. — Der Oberst sagt, daß seine Eltern todt sind; nun also, was hältst Du davon, wenn man seine Eltern verleugnet, weil sie arm sind?"

„Es wäre abscheulich, wenn es wahr wäre."

„Und wie nennst Du es, sich den Sohn reicher Gutsbesitzer zu nennen, wenn man der armer Tagelöhner ist?"

„Es wäre lächerlich, wenn es wirklich der Fall wäre."

„Wirst Du mir nun Recht geben, wenn ich eine Verbindung mit einem Menschen mißbillige, welcher mit dem garstigen Makel einer niedrigen Herkunft eine so elende Eitelkeit vereinigt?"

„Bruder, ich schenke Deinen Nachrichten keinen Glauben; diese Guerras werden Andere sein, es ist dies ein sehr verbreiteter Name. Aber, gesetzt den Fall, sie wären richtig — sind diese menschlichen Schwachheiten hinreichend, um die vielen andern Vorzüge, welche die Verbindung mit dem Obersten Guerra zu einer glänzenden, wenn nicht ausgezeich-

neten machen, aufzuwiegen? Seine Carriere ist brillant, sein Verdienst unbestreitbar."

„Gut, gut, was seine militärische Laufbahn betrifft. Aber sein Privatleben?"

„Nicht Einer seiner Kameraden spricht anders als lobend über ihn in diesem Punkt; und übrigens ist er reich."

„Ja," sagte der Alte mit bitterm Lachen, „reich im Spiel geworden!"

„Das ist in Amerika eine läßliche Sünde, Bruder," antwortete der General lachend, obwohl er peinlich berührt war und doch nicht umhin konnte, seinen künftigen Schwiegersohn zu vertheidigen.

„Nein, sage ich!" rief der Alte mit Bitterkeit aus. „Die Vergangenheit ist gleich der Furche im Meere! Was Wunder, wenn sich die Scham verliert, wenn heutzutage selbst so tugendhafte und im Punkte der Ehre so zartfühlende Menschen, wie Du, sich herbeilassen, die häßlichsten Fehler zu entschuldigen."

„Aber, Bruder," sagte der General mit trauriger Bewegung — „meine Tochter liebt ihn."

„Deine Tochter ist ein ausgezeichnetes und gehorsames Kind, das sich von seiner Neigung nicht hätte hinreißen lassen, wenn Du Dich ihr widersetzt hättest."

In diesem Augenblicke trat der Oberst mit heiterer Miene ein und fand, wie immer, den Bruder des Generals kalt und zurückhaltend. Dieser dagegen bemühte sich, seinen künftigen Schwiegersohn für diese so sichtliche Geringschätzung durch verdoppelte Beweise der Liebe und Herzlichkeit von seiner Seite zu entschädigen.

Noch war keine Viertelstunde vergangen, als Jemand an der Thür pochte.

„Herein!“ rief der General.

Die Thür öffnete sich und auf der Schwelle derselben zeigte sich ein alter, reinlich gekleideter Mann in der Tracht eines andalusischen Landmannes.

„Bernardo! Kommst Du endlich!“ rief der General, der, wie er ihn erblickte, dem Eintretenden entgegeneilte und die Arme um seinen Hals schlang. Dann faßte er ihn bei der Hand, und ihn in das Innere des Zimmers ziehend, stellte er ihn seinem Bruder und dem Obersten vor, indem er sagte: „Hier seht Bernardo, meinen treuen und tapfern Retter, dem ich das Leben danke. Seht, seht,“ fuhr er fort, mit der Hand das weiße Haar von der Schläfe Desjenigen, den er seinen Retter nannte, zurückstreichend, seht diese Narbe, welche ihm der

Säbel des Feindes schlug; hier ist der Beweis seiner Treue unauslöschlich eingeprägt, wie die Erinnerung davon in meinem Herzen. Aber wie geht es Dir, mein Freund? Ich sehe, die Jahre zogen über Dich hinweg wie über eine kräftige Eiche, ohne eine andere Veränderung in Dir hervorzubringen, als die, Dein Haar gebleicht und Dein kräftiges Antlitz gebräunt zu haben."

„Señor," versetzte der Alte, „mit meiner Gesundheit geht es nicht schlecht und mit meinem Muth auch nicht. Denn obwohl ich manche schwere Stunden hatte, ließ ich mich doch dadurch nicht entmuthigen; der Aerger zahlt ja keine Schulden. Euer Gnaden aber sehen prächtig aus! Um zehn Jahre jünger als ich! Ich weiß schon, daß Eure Excellenz vermählt sind und Kinder wie Rosenknospen haben. Gott segne sie."

„Du wirst sie sehen, Bernardo, Du wirst sie sehen; und die Deinen? Und Deine Frau?"

„Señor, meine Frau ist eingeschrumpft und runzlich wie eine dürre Kastanie, von den Söhnen dient einer dem Könige, die übrigen sind verheirathet und mit einer Schaar Kinder gesegnet."

„Du aber trennst Dich nicht mehr von mir, Bernardo?"

„Señor, wie sollte ich meine Frau verlassen?“

„Bring’ sie her.“

„Was, Herr! Da könnte ich eben so leicht die Karthause herbringen. Dort ist sie selig unter ihren Kindern und Enkeln und fester eingewurzelt als ein Weinstock.“

„Nun gut, ich will mich hier ankaufen, und es soll Dir nicht an einem guten Posten fehlen; Deine Schulden betrachte als bezahlt. Hier siehst Du,“ fügte der General hinzu, auf den alten Herrn deutend, „meinen Bruder, und hier,“ fuhr er fort, auf den Obersten zeigend, „den, welcher mein Eidam werden soll.“

Als Victor Guerra den alten Militär-Diener ansah, wechselte er die Farbe und machte selbst eine Bewegung, als wolle er den Hut ergreifen und sich entfernen. Aber als er dann mit seiner gewohnten Geistesgegenwart überlegte, daß die Begegnung mit diesem Menschen keine zufällige sei, sondern sich künftighin täglich wiederholen sollte, kehrte ihm seine immer siegessichere Kühnheit wieder und damit die Ueberzeugung, daß es nicht möglich wäre, ihn zu erkennen, und er setzte sich, scheinbar ruhig, nieder und las ein Zeitungsblatt. Als er hörte, wie ihn der General seinem alten Diener vorstellte, hob er

stolz den Kopf ein wenig in die Höhe, um ihn leicht gegen den neuen Ankömmling zu neigen. Aber kaum hatte ihn dieser fixirt, so malte sich in seiner offenen Miene das tiefste Erstaunen, und er konnte den Blick von diesem bleichen, hochmüthigen Antlitz nicht abwenden.

Unterdessen hatte sich der General erhoben und geklingelt.

„Weise," sagte er zu dem eintretenden Diener, „diesem Gast, welcher zu mir auf Besuch gekommen ist, ein Zimmer an, bringe ihm ein Frühstück und bediene ihn wie ein Glied meiner eigenen Familie. Geh', Dich auszuruhen, Bernardo," fügte er hinzu, „ich will Dich dann meiner Frau und meinen Kindern vorstellen, welche sich danach sehnen, Dich kennen zu lernen." Und den Alten, welcher noch immer in Gedanken vertieft war, bei der Schulter fassend, drängte er ihn, dem Diener zu folgen.

„Wie nennt sich dieser Oberst?" fragte Tio Bernardo den Diener.

„Don Victor Guerra. Kennt Ihr ihn?"

„Ich möchte darauf schwören," versetzte der Gast; „aber damals war er weder Oberst, noch nannte er sich Don Victor Guerra. Aber da dies

schon lange her ist, möchte ich mich eher vergewissern, ob es Derselbe ist, bevor ich es behaupte."

Tio Bernardo konnte nicht einen Bissen hinunterbringen.

Er erhob sich nach kurzer Rast und ging unter dem Vorwande, sein Felleisen aus dem Gasthause zu holen, aus. Aber er überschritt nicht die Hausflur; dort angelangt, blieb er stehen, mit ängstlicher Unruhe umherblickend, als erwarte er etwas, das sein ganzes Wesen aufregte. Noch konnte er seinen Sinnen nicht trauen, als er in dem Obersten den Mörder des Wirthes zu erkennen glaubte; und er wollte sich einer List bedienen, um sich der Wahrheit zu versichern.

Nach einer halben Stunde wurden Tritte auf der Stiege hörbar; der Alte erhob ängstlich den Kopf und sah den, welchen er erwartete, in seinem ganzen Stolze herabsteigen. Er zog sich in einige Entfernung zurück und verbarg sich im Schatten.

Kaum hatte der Oberst die letzte Stufe überschritten, als er eine Stimme hörte, welche rief:

„Juan Luis!"

Der Oberst wandte augenblicklich den Kopf um.

„Du hast Deinen Namen nicht vergessen!" rief

Tio Bernardo aus, sich dem Obersten grade gegenüberstellend.

„Juan Luis Scheermesser, Räuber, Mörder! Du hast aber in Deiner unechten Größe vergessen: Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen." *)

Der Oberst hatte sich, wie von einem Blitzstrahl getroffen, als er diese schreckliche Anklage hörte, an die Wand angehalten, um nicht zusammenzustürzen. Aber sich augenblicklich wieder sammelnd, gleich dem, der in die Tiefe des Meeres gestürzt, eine verzweifelnde Anstrengung macht, um wieder auf die Oberfläche zu kommen, erholte er sich und sagte mit einer Heftigkeit, welche er sich vergebens bemühte, unter dem Scheine einer kalten Verachtung zu verbergen:

„Habt Ihr den Verstand verloren? Soll ich Eure Narrheit bemitleiden oder Eure Frechheit bestrafen?"

„Frechheit!" wiederholte der Alte, dessen Stimme vor Entrüstung bebte. — „Wer spricht von Frechheit? Elender Schurke, Du, der Du Dein Glück

*) Wörtlich im Spanischen: Die Wahrheit wird dünn, aber bricht nicht.

Anmerk. d. Uebers.

auf Raub und Blut gegründet hast! Hast Du geglaubt, wie die Schlange Deine Haut abstreifen, und mit einer andern ungestraft weiterleben zu können; und hast Du in Deinem aberwitzigen Uebermuth vergessen: Gott kommt langsam aber wohl?"*)

„Alter Thor oder Irrsinniger, mäßigt Euch!" rief der Oberst zornig aus, — „und mißbraucht nicht die Schonung, welche ich aus Rücksicht für den General gegen Euch habe. Aber schweigt; und zwingt mich nicht, Euch entweder mit dem Degen Eure Viperzunge auszuschneiden, oder bei dem Gericht Euch als unverschämten Verleumder anzuklagen."

„Bei dem Gerichte, ja! Diesem werde ich die Beweise dessen, was ich behaupte, zeigen."

Der Oberst stieß ein trockenes und bitteres Gelächter aus.

„Juan Luis, Juan Luis," sagte der Alte; „der Ameise wuchsen zu ihrem Unglück Flügel. Du stiegst empor und bedientest Dich dazu des Raubes und Mordes als Schämel; Du thatest noch mehr:

*) Wörtlich im Spanischen: „Von Sanct Johann auf Sanct Johann bleibt Gott Niemanden etwas schuldig."
Anmerk. d. Uebers.

Du spannst Dein Gewebe mit solcher Bosheit, daß Du einen Unschuldigen darin umkommen ließest und hofftest, daß wenn er für Dich litte, Du gerettet sein würdest."

Der Oberst legte die Hand an den Degen.

„Ruhig!" sagte der Alte, „ein Mord mehr rettet Dich nicht, denn die Beweise Deines Verbrechens sterben nicht mit mir, ich legte sie in die Hände des Gerichts, das Deine Spur verfolgt. Lange Zeit hast Du triumphirt, geglänzt und genossen!"

„Der Ruhm und das Geld gebühren demjenigen, der sie erworben hat, und ich habe sie mir erworben, unverschämter Verleumder," sagte der Oberst hochmüthig.

„Ja, das Glück hat Dir, blind wie es ist, gelächelt. Aber es ist zu Ende; und Du wirst das Capital und die Zinsen bezahlen. Denn wisse, Juan Luis, das Glück schenkt nichts, leiht nur."

„Bedenkt, daß ich Euch als elenden Verleumder anklagen werde, wenn ich Euch nicht großmüthig verzeihe, im Falle Ihr das Gesagte widerruft und versprecht, diese Visionen Eures verrückten Gehirnes Niemanden mitzutheilen," sagte der Oberst, welcher nie den Kopf verlor. „In diesem Falle verspreche

ich Euch, aus Rücksicht für den General, Euer eifriger Gönner zu sein. Ich bin reich, großmüthig, und der, welcher meinem Schwiegervater das Leben rettete, kann meiner Dankbarkeit sicher sein. Von jetzt an könnt Ihr auf 40,000 Realen als Anfang meiner Wohlthaten rechnen."

„Pfui! Pfui! Elender Mensch! Bin ich gleich in Wolle gekleidet, so bin ich doch kein Schaf," antwortete der Veteran. „Es befremdet mich nicht, daß, wer, wie Du, das Heil seiner Seele gering achtet, einen Ehrenmann bestechen zu können denkt. Aber ich verkaufe meine Ehre nicht, welche mehr werth ist, als alle Deine Schätze. Also die Tochter des Generals sollte ich Dich heirathen lassen? Das Andenken des unglücklichen José sollte ich befleckt lassen? Und Du solltest ungestraft die Früchte Deiner Schlechtigkeit genießen? Nein, so lange ich lebe, nicht."

„So wirst Du für immer schweigen, da Du mich zu verderben gedenkst," rief der Oberst mit hohler Simme in einem Wuthausbruch aus. „Beweise Deiner Verleumdung hast Du nicht, noch kannst Du sie haben; aber sie genügt, um meine makellose Ehre zu beflecken."

Bei diesen Worten hatte er sich, außer sich, eine Pistole in der Hand, auf den Alten geworfen. Aber in diesem Augenblicke hörte man Tritte auf der Stiege und er ergriff die Flucht.

Als er in sein Haus kam, war es ihm gelungen, den Aufruhr seiner Seele wieder zu dämpfen.

„Ruhe!“ sagte er sich, „und kaltes Blut ist, was mich retten kann! Von welchen Beweisen kann dieser mein ewiger Verfolger sprechen? Sie existiren nicht. Ich werde leugnen. — Wer wird nicht dem Obersten Guerra glauben, wenn er einen alten Blödsinnigen Lügen straft? In einer bösen Stunde traf er mich! Der General schätzt und vertraut ihm; aber . . . Muth! Ich muß Alles auf's Spiel setzen. Mein guter Stern wird mich nicht verlassen; ihm vertraue ich.“

Der Oberst ging zu Mittag in ein Gasthaus, wo er seinen Gleichmuth durch die lärmende Unterhaltung stärkte und sich mit lebhaften Gesprächen betäubte, die er begann und voll Unruhe, die er für Zerstreutheit auszugeben versuchte, wieder abbrach.

Zur Vesperzeit ging er nach Haus, wo er einen Brief vorfand. Es überraschte ihn, da er

von Niemanden eine Mittheilung erwarten konnte; er öffnete ihn hastig; er war anonym und enthielt nur die drei lateinischen Worte, mit dieser lakonischen und bekannten Warnung: „Fuge, Late, Tace!“

Obwohl die Schrift verstellt war, glaubte der Oberst die des Generals zu erkennen, unbeweglich heftete er den Blick auf das offene Blatt, welches seine zitternde Hand hielt.

„Er weiß es!“ murmelte er. „Der böse Alte hat es ihm gesagt! Aber ein so vorsichtiger Mann, wie der General, würde ihm nicht vollen Glauben geschenkt haben, wenn er ihm nicht diese Beweise, von welchen er mir sprach, mitgetheilt hätte.

Aber . . . welche können es sein?

Es gibt keine! Der Elende lügt!

Und doch gewiß . . . gewiß gibt es einen der Ruhe des Menschen feindlichen Dämon, welcher manchesmal, gleich dem Vampyr, erstarrte und vergessene Leichname aus dem Schooß der Erde ausscharrt. Fuge, late, tace! Fliehe, verbirg Dich, schweig! — Und aus welchem Grunde schreibt mir der General diese Verhaltungsweise vor? — Es ist klar! Er will einen Scandal vermeiden, dessen sich das Regiment, von dem ich Oberst war, schämen

müßte, worüber das Mädchen, welches mich zu lieben vorgab, zu erröthen hätte, und der den Mann, der sich meinen Freund nannte, demüthigen würde.

Kameradschaft, Freundschaft! . . . leere Worte ohne Bestand, die nicht einer Regung des Stolzes widerstehen können."

So dachte dieser Mann! Und er ist nicht der Einzige! Wie Viele beschuldigen, wie er, die Gesellschaft und die Liebe, um nicht sich selbst beschuldigen zu müssen. Von welcher Wahrheit würde kein Mißbrauch gemacht, wo wäre ein Satz, der sich nicht falsch anwenden ließe?

Juan Luis sah — mit um so größerm Zorn und Entsetzen, als er es nicht erwartet hatte — das Gebäude seines frechen Glücks, das er aus Trug und Heuchelei erbaut hatte, einstürzen; er sah es fallen; — aufgebaut wie es war über einem Grab und einer Lüge — vor dem Stoß eines Leichnams, welcher sich erhob, und vor der Wahrheit, die sich Bahn brach, trotz seiner verbrecherischen Anstrengungen, sie zurückzudrängen.

Einige Augenblicke überlegte dieser durch sein Glück so insolent gewordene Verbrecher noch; dann

kleidete er sich als Bauer an, band um den Leib einen Gürtel mit Unzen und floh. Zwei Tage darauf schiffte er sich in San Sebastian nach England ein.

Er hatte sich in seinen Vermuthungen nicht getäuscht. Der Brief kam von dem General. Dieser, dessen Charakter mehr zartfühlend als energisch war, durch seinen alten Diener von Allem in Kenntniß gesetzt, fühlte sich als Oberst des Regiments, in welchem jener Elende gedient hatte, beschämt, als Vater entsetzt und gedemüthigt, daß er ihn als Schwiegersohn angenommen hatte, und wollte um jeden Preis den öffentlichen Scandal der Gefangennehmung und Verurtheilung des Verbrechers vermeiden.

Als der Tio Bernardo die Flucht des Schuldigen erfuhr, bereuete er es bitter, ihn auf seine Hut gesetzt zu haben, obwohl er sich der Identidät seiner Person hatte versichern müssen.

„Dieser niederträchtige Juan Luis Scheermesser ist entkommen,“ sagte er. „Aber — wohin wird er sich wenden, wo er vor den Augen Gottes verborgen sein könnte? Gottes Rechnung fehlt nicht! Seine

Stunde wird kommen; wer schlecht lebt, wird schlecht enden."

Tio Bernardo sprach prophetische Worte; denn bald darauf konnte man in einem Zeitungsblatte der Vereinigten Staaten den Bericht über folgenden Vorfall lesen:

„Die Spielhäuser fahren fort, Höhlen des Verbrechens zu sein. In der vergangenen Nacht fiel in der ... Street ein schauderhafter Vorfall vor. Vor nicht Langem kam hier ein Spanier an, welcher sich Don Claudio Jaen nannte; sein hochmüthiger Charakter, seine reizbare Laune und sein herausforderndes Wesen machten ihn in den Häusern, wo er wohnte, verhaßt. Er brachte die Nächte in den Spielhäusern zu, wo er mit so blindem Glück gewann, daß sich die andern Spieler zuraunten, er spiele nicht ehrlich.

Unter diesen war am meisten gegen ihn erbittert ein Limaner von nicht eben gutem Vorleben, welcher behauptete, das erwähnte Subject in Lima, wo er den Namen Victor Guerra geführt hätte, gekannt zu haben. Der sich Don Claudio Jaen Nennende erfuhr dies Alles, als er gestern Nachts in das Spielhaus trat, und gerieth in eine schwer zu be-

schreibende Wuth. Als er bald darauf den Limaner eintreten sah, warf er sich wüthend auf ihn, einen Dolch in seine Brust bohrend; aber er konnte seinem Gegner nicht so schnell beikommen, daß dieser nicht eher eine Pistole hätte herausziehen können, womit er seinen Angreifer durch den Leib schoß, indem er ausrief: „Meine Herren, Sie sehen nun, wie ich einen Mörder bestrafe." — Der Tod des Don Claudio Jaen erfolgte augenblicklich; der Limaner lebte noch einige Stunden, und heute Abend starb er."

Einige Zeit nachher konnte man auch in den spanischen Blättern einen Brief eines Missionärs lesen, in welchem er von dem Märtyrertod, den ein Anderer, der sich Gaspar Camas nannte, erlitt, berichtete.

Beide Nachrichten erfuhr Tio Bernardo von dem General.

„Wohlan," sagte er, „jeder ist gestorben, wie er gelebt hat; der Eine wie ein heiliger Märtyrer; der Andere wie ein Räuber und Mörder.

Gott belohne den Einen, und verzeihe dem Andern."

„Schön, Bernardo, das ist ein gutes Wort, und es freut mich, daß Du es auf diesen Menschen

anwendest, den Du so gehaßt und verfolgt hast," sagte der General.

„Der Friedhof ist ein geheiligter Ort, Señor! — An einem Grabe soll ein Christ nur beten!" versetzte der Tio Bernardo.

Druck von George Westermann in Braunschweig.